Der
EWIGE JUDE.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt nach dem Original im Feuilleton des Constitutionnel.

Vollständigste Ausgabe in zehn Bänden.

Dritter Band.

Berlin, 1845.
Verlag von A. Hofmann & Comp.

Das Hotel Saint-Dizier.

Erstes Kapitel.

Eine Jesuitin.

Während die so eben geschilderten Auftritte sich in der, von Fräulein von Cardoville bewohnten Pompadour-Rotunde zutrugen, fanden andere Ereignisse in dem von der Frau Fürstin von Saint-Dizier bewohnten Hauptgebäude Statt.

Die Eleganz und die verschwenderische Pracht des Gartenpavillons stachen auffallend ab gegen das düstere Innere des Hotels, dessen erstes Stockwerk von der Fürstin bewohnt ward. Denn die Einrichtung der Zimmer im Erdgeschoß war eine solche, daß dieselbe nur zu Festlichkeiten benutzt werden konnten. Seit langer Zeit aber hatte Frau von Saint-Dizier auf diese weltlichen Herrlichkeiten Verzicht geleistet. Die bedenkliche Ernsthaftigkeit ihrer Domestiken, welche sämmtlich betagt und schwarz gekleidet waren, die tiefe Stille, welche in ihrer Wohnung herrschte, wo man gewissermaßen

nur flüsternd sprach, die fast klösterlich-geregelten Vorkehrungen in diesem unermeßlichen Gebäude gaben der Umgebung der Fürstin einen traurigen und ernsten Charakter.

Einst drückte ein Weltmann, der mit einer seltenen Charakterunabhängigkeit einen großen Muth verband, sich über die Frau Fürstin von Saint-Dizier (welcher Adrienne von Cardoville, wie dieselbe sich auszudrücken beliebte, eine große Schlacht zu liefern im Begriffe stand) im Laufe des Gesprächs folgendermaßen aus:

„Um die Frau Fürstin von Saint-Dizier nicht zur Feindin zu haben, beging ich, der ich doch weder albern noch feig bin, zum ersten Mal in meinem Leben eine Albernheit und eine Feigheit."

Und dieser Mann sprach aufrichtig.

Inzwischen hatte die Fürstin von Saint-Dizier nicht von Haus aus diesen hohen Grad von Bedeutung besessen.

Einige Worte sind nöthig, um die verschiedenen Abschnitte im Leben dieser gefährlichen, unversöhnlichen Frau in's rechte Licht zu setzen, die durch ihre Affiliirung mit dem Orden eine geheime und furchtbare Macht erlangt hatte... Denn es gibt etwas noch Bedrohlicheres als einen Jesuiten... und das ist eine Jesuitin; und wenn man sich in gewissen geselligen Kreisen bewegt hat, so weiß man, daß es solcher weiblichen Affiliirten mit mehr oder minder kurzen Röcken *) leider viele gibt.

---

*) Bekanntlich heißen die weltlichen Mitglieder des Ordens: Jesuiten im kurzen Rock. Eug. Sue.

Frau von Saint-Dizier, einst sehr schön, hatte während der letzten Jahre des Kaiserreichs und der ersten Jahre der Restauration eine glänzende Rolle in der Pariser Damenwelt gespielt und sich durch einen unruhigen, abentheuerlichen und herrschsüchtigen Geist, so wie durch die Kälte ihres Herzens und die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft bemerklich gemacht. Auch der cyprischen Gottheit hatte sie im Uebermaße gehuldigt, nicht weil zärtliche Triebe ihren Busen beseelten, sondern aus Hang zu Intriguen, die sie wie die Männer das Spiel... wegen der heftigen Gemüthsbewegungen, die sie hervorbringen, mit Leidenschaft liebte.

Leider war die Blindheit oder Sorglosigkeit ihres Gatten, des Fürsten von Saint-Dizier (ältesten Bruders des Grafen von Rennepont, Herzogs von Cardoville, des Vaters von Adrienne) stäts so groß gewesen, daß ihm sein ganzen Leben lang kein Wort entschlüpft war, aus dem man hätte folgern können, daß er nur eine Ahnung von den Liebeshändeln seiner Frau gehabt hätte.

Wahrscheinlich fand die Fürstin in diesen unerlaubten Verständnissen, welche während des Kaiserreichs so leicht anzuknüpfen und durchzuführen waren, nicht Hindernisse genug zu besiegen: denn, ohne denselben zu entsagen, glaubte sie ihnen dadurch mehr Würze und einen höheren Schwung zu geben, daß sie politische Umtriebe damit verflocht.

Gegen einen Napoleon in den Kampf zu treten und unter den Füßen dieses Kolosses eine Mine zu graben: so Etwas verhieß wenigstens Gemüthsbewegungen, die dem anspruchvollsten Charakter genügen dürften.

Während einiger Zeit ging Alles auf's Beste. Rei-

zend und geistreich, listig und falsch, treulos und verführerisch wie sie war, von Anbetern umringt, die sich mit Entzücken für sie geopfert hätten, fand die Fürstin gleichsam eine wilde Befriedigung ihrer Eitelkeit darin, dieselben anzuspornen, ihren Kopf durch staatsgefährliche Verschwörungen auf's Spiel zu setzen. So hoffte sie eine neue Fronde in's Leben zu rufen, und knüpfte deßhalb einen geheimen Briefwechsel mit einigen sehr einflußreichen Männern im Auslande an, deren Haß gegen den Kaiser und gegen Frankreich weltbekannt war. Zu jener Zeit entstand ihr erster brieflicher Verkehr mit dem Marquis von Aigrigny, welcher damals Obrist in russischen Diensten und Moreau's Adjutant war.

Allein an einem frühen Morgen wurden alle diese nichts weniger als harmlosen Umtriebe entdeckt. Mehre Anbeter der Fürstin wurden in das Fort Vincennes gesteckt; sie selbst aber verwies der Kaiser, der wohl mit größerer Strenge hätte verfahren können, nur auf eines ihrer Schlösser in der Nähe von Dünkirchen.

Unter der Restauration wurden die Verfolgungen, welche die Fürstin von Saint-Dizier für die gerechte Sache erlitten, derselben zu gute gerechnet, und sie erlangte schon damals einen sehr bedeutenden Einfluß trotz der Ungebundenheit ihrer Sitten.

Der Marquis von Aigrigny war in Frankreich zurückgeblieben, und hatte Dienste in seinem Vaterlande genommen. Er war im höchsten Grade liebenswürdig und spielte ebenfalls eine bedeutende Rolle in den höchsten Regionen der Pariser Gesellschaft. Er hatte mit der Fürstin, ohne

sie zu kennen, korrespondirt und konspirirt. Natürlich mußte diese frühere Bekanntschaft sich jetzt in ein innigeres Verhältniß umwandeln.

Ungezügelte Eigenliebe, Geschmack an rauschenden Freuden, ein unüberwindlicher Hang zum Haß, zum Hochmuth und zur Herrschsucht, jene schlechte Sympathie, deren schlüpfriges Band schlechte Naturen vereinigt, ohne sie jemals zu verschmelzen, dieses Alles hatte aus der Fürstin und dem Marquis mehr zwei Verbündete im Verbrechen als in der Liebe gemacht. Dieses Verhältniß, welches auf selbstsüchtigen und gehässigen Gesinnungen, und wohl auch auf dem Bewußtsein der furchtbaren Unterstützung beruhete, welche zwei Charaktere von so gefährlicher Geistesrichtung einander gegen eine Welt zu gewähren vermochten, in der sie sich durch Ränke, buhlerische Absichten und Verläumdungen so viele Feinde gemacht hatten, dieses Verhältniß dauerte bis zu dem Augenblick, wo der Marquis nach seinem Duell mit dem General Simon in ein geistliches Seminar eintrat, ohne daß man den Anlaß zu diesem plötzlichen Entschlusse kannte.

Die Fürstin aber, welche fand, daß die Stunde der Bekehrung für sie noch nicht geschlagen habe, überließ sich noch immer dem Strudel der Welt, aber nur mit bitterer, eifersüchtiger und gehässiger Laune, denn sie sah das Ende ihrer schönen Jahre heraneilen.

Aus folgender Thatsache wird man den Charakter dieser Frau erkennen lernen:

Sie hatte beschlossen, nur im Triumph und als Siegerin den Schauplatz der Welt zu verlassen... gleich einer gefeierten Künstlerin, welche den rechten Augenblick wählt,

von der Schaubühne abzutreten, damit ihrem Scheiden wehmüthiger Nachruf folge. Schlau wählte die Fürstin ihre Schlachtopfer, um ihrer Eitelkeit diesen letzten Sieg zu bringen. Sie ersah sich ein junges Ehepaar, dem sie häufig in Gesellschaften begegnete, und welches sich unaussprechlich liebte. Durch ihre unerschöpfliche Arglist und durch alle möglichen Verführungskünste, die sie anzuwenden wußte, glückte es ihr, den Liebenden seiner Geliebten, einer bezaubernden achtzehnjährigen Frau, die ihn anbetete, zu entreißen. Sobald das Gerücht ihren Sieg gehörig verbreitet hatte, zog sich die Fürstin von Saint-Dizier im Stralenkranze ihres Triumphes aus dem geselligen Leben zurück. Nach einigen langen mit dem Abbé Marquis von Aigrigny, der zur Zeit ein sehr gefeierter Kanzelredner war, gepflogenen Unterredungen, verließ sie unvermuthet Paris, und verweilte zwei Jahre lang auf ihrem Lustschlosse bei Dünkirchen, wohin ihr von allen ihren Kammerfrauen nur Madame Grivois folgte.

Als die Fürstin wieder nach Paris zurückkehrte, vermochte man in ihr nicht mehr die einst so launige, galante und zerstreuungssüchtige Frau wiederzuerkennen. Die Umwandlung war vollständig, ungewöhnlich, fast schreckenerregend. Das Saint-Dizier'sche Palais, einst den Freuden, den Festen und Lustbarkeiten geöffnet, war schweigsam und ernst; anstatt der sogenannten eleganten Welt, empfing die Fürstin nur den Besuch von solchen Damen, deren Frömmigkeit stadtbekannt war, oder von solchen hervorragenden und einflußreichen Männern, welche durch die Strenge ihrer religiösen oder monarchischen Prinzipien allgemein bekannt

waren. Besonders zog sie einige sehr bedeutende Mitglieder der hohen Geistlichkeit in ihre Nähe. Sie ward die Schutzdame eines Frauenvereines; sie hielt sich einen Beichtvater, Schloßkaplan, Almosenier, ja sogar einen Gewissensrath. Letzterer war dies jedoch nur in partibus, denn der Marquis von Aigrigny war und blieb der einzige Lenker ihres Gewissens. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß das früher zwischen ihnen bestandene innigere Verhältniß längst aufgehört hatte.

Diese plötzliche, vollständige, und besonders sehr geräuschvoll gefeierte Bekehrung, erfüllte die Meisten mit Erstaunen und Ehrfurcht. Einige tiefer Blickende lächelten.

Unter tausenden von Zügen wird einer den Beweis liefern, welche Macht die Fürstin seit ihrer Verbindung mit dem Orden erlangt hatte. Dieser nämliche Zug wird ebenfalls den versteckten, rachsüchtigen und unbarmherzigen Charakter jener Frau offenbaren, welcher mit Trotz zu begegnen Adrienne von Cardoville sich vorgenommen hatte.

Unter Denjenigen, welche mehr oder minder über die Bekehrung der Fürstin von Saint-Dizier lächelten, befand sich auch das junge und reizende Ehepaar, dessen Einigkeit sie so grausam gestört hatte, bevor sie für immer von der blumenbestreuten Scene der Welt abgetreten war. Dasselbe hatte sich nach ausgetobtem Sturme mit größerer Leidenschaft als je vereinigt, und beschränkte seine Rache auf einige beißende Witze über die Bekehrung der Frau, welche ihnen so viel Böses bereitet hatte.

Es dauerte nicht lange, so brach ein fürchterliches Geschick über die beiden Liebenden herein.

Dem bisher keinen Argwohn hegenden Gatten... wurden plötzlich durch anonyme Briefe die Augen geöffnet. Es erfolgte ein heftiger Auftritt; die junge Frau war verloren.

Ueber den Gatten verbreiteten sich unbestimmte, keine Thatsache enthaltende Gerüchte, welche weiter Nichts waren als schändlich ersonnene, versteckte Andeutungen, und weit gehässiger als eine förmliche Anklage, weil man diese doch wenigstens widerlegen und nichtig machen kann,... mit solcher unerschütterlichen Beharrlichkeit, solcher teuflischen Arglist und auf so verschiedenen Wegen, daß seine besten Freunde sich allmälig von ihm zurückzogen, nachdem sie sich nicht mehr dem unwiderstehlichen Einflusse jenes fortwährenden und unklaren Geschwätzes zu entziehen vermochten, welches am Ende auf weiter Nichts hinauslief, als auf Folgendes:

— Nicht wahr, Sie wissen doch, Bester oder Beste?

— Nein, so wahr ich lebe!

— Man spricht nichts Gutes von ihm!

— Ei! wirklich? Aber was eigentlich?

— Ich kann es nicht sagen; aber schlechte Gerüchte... nachtheilige Reden, die seine Ehre verletzen.

— Ei, ei!... das ist häßlich... Jetzt begreife ich, warum man ihm so kalt begegnet.

— Ich, für meine Person, werde ihn so viel als möglich zu meiden suchen.

— Ich, meinerseits, nicht minder. U. s. w. u. s. w. —

So ist aber die Welt, daß es oft nur eines solchen Geschwätzes bedarf, um einen Menschen in Verruf zu bringen, der sich durch glückliche Erfolge viele Neider geschaffen

hat. Dies war auch das Loos des Mannes, dessen wir hier erwähnen.

Als der Unglückliche die Leere um sich erblickte und gleichsam den Boden unter seinen Füßen wanken fühlte, strebte er umsonst, den unsichtbaren Feind zu finden, dessen harte Schläge er empfand, denn auf die Fürstin, welche er, seit seinem letzten Liebesabentheuer mit ihr, nie wieder gesehen, fiel sein Argwohn nicht. Da er aber endlich durchaus die wahre Ursache ergründen wollte, warum er als ein Gegenstand der Verachtung geflohen und gemieden wurde, wendete er sich zuletzt an einen seiner ehemaligen Freunde, um Auskunft darüber zu erlangen. Dieser ertheilte ihm eine verächtlich ausweichende Antwort. Er gerieth in Harnisch, und verlangte Genugthuung. Sein Gegner erwiederte:

— Wählen Sie zwei Zeugen, die Sie und mich kennen ... so schlage ich mich mit Ihnen.

Aber der Unglückliche fand auch nicht einen ...

Zuletzt von Allen verlassen, ohne sich dieses Ausweichen erklären zu können, und verzweifelt über das Schicksal der Frau, an deren Entehrung er selber Schuld war, wurde er vor Schmerz, Wuth, Verzweiflung rasend, und machte seinem Leben durch Selbstmord ein Ende.

Am Tage seines kläglichen Todes äußerte Frau von Saint-Dizier, ein so schmachvolles Leben habe nothwendig ein solches Ende nehmen müssen; Derjenige, welcher so lange die göttlichen und menschlichen Gesetze verhöhnt, könne nicht anders, als mit einem letzten Verbrechen ... dem Selbstmorde! ... beladen von der Welt scheiden ... Und die Ver-

ehrer der Fürstin wiederholten aller Orten diese furchtbaren Worte mit zerknirschter, salbungsvoller und gläubiger Miene.

Aber wenn die Fürstin zu züchtigen verstand, so wußte sie auch zu belohnen. Hier ein Beispiel davon:

Scharfblickende Menschen wollten bemerkt haben, daß die Begünstigten der religiösen Abzweigung, zu welcher die Frau von Saint-Dizier sich bekannte, mit auffallender Schnelligkeit zu sehr hohen Stellungen gelangten. Junge ehrsame Männer, welche die Betstunden fleißig besuchten, wurden an reiche junge Waisen verheirathet, die man in der Anstalt vom Allerheiligsten Herzen in Vorrath hatte. Diese unglücklichen Geschöpfe, welche nur zu bald, aber zu spät, kennen lernten, was der Besitz eines bigotten Mannes sei, den Betschwestern auserwählt und aufgedrungen hatten, büßten oft mit bitteren Thränen für die beklagenswerthe Gunst, Aufnahme bei diesem heuchlerischen und falschen Volk gefunden zu haben, in dessen Mitte sie sich fremd und verlassen bewegten und das sie zertrat, wenn sie es wagten, ein Ehebündniß zu beklagen, zu welchem sie verurtheilt worden.

In dem Salon der Fürstin von Saint-Dizier wurden Präfekte, Obersten, Generalsteuerdirektoren, Deputirte, Akademiker, Bischöfe und Pairs ernannt, denen man für den allgewaltigen Schutz, der ihnen gewährt wurde, keine andere Bedingung stellte, als: sich eines frommen Aeußern zu befleißigen, bisweilen vor der Welt das Abendmahl zu genießen, jede irreligiöse und revolutionäre Tendenz rastlos zu bekämpfen, hauptsächlich aber dem Abbé von Aigrigny über gewisse von diesem näher bezeich-

nete Gegenstände gewissenhaft zu berichten, was übrigens als ein ganz angenehmer Zeitvertreib betrachtet werden konnte, da dieser Abbé der liebenswürdigste, geistreichste und auch der nachsichtigste Mensch von der Welt war.

Zum Beleg wollen wir hier einer historischen Thatsache erwähnen, welche dem bittern und strafenden Spotte Molière's und Paskal's sicher willkommen gewesen wäre.

Es war im letzten Jahre der Restauration. Einer der hohen Würdenträger des Hofes, ein unabhängiger und fester Mann, lag seinen Pflichten nicht ob, wie die guten Patres es nennen, d. h. er ging nicht zum Abendmahl. Da die hohe Stellung, in der er sich befand, ihn den Blicken der Oeffentlichkeit blosstellte, so befürchtete man, sein Beispiel könne von schädlichem Einfluß sein. Man entsandte daher den Abbé von Aigrigny zu ihm. Dieser erkannte den ehrenwerthen und hohen Charakter des Widerspänstigen, und wußte die Größe des Effekts zu würdigen, wenn man denselben durch irgend ein Mittel bewegen könne, seinen Pflichten obzuliegen. Als Mann von Einsicht, der da wußte, mit wem er zu thun habe, ließ er Dogma Dogma sein, die innere Würde der Handlung ohne alle Erwähnung, und sprach nur von äußerer Schicklichkeit und von dem heilsamen Beispiele, welches ein solcher Entschluß dem Publikum nothwendig geben müsse.

„— Herr Abbé, — antwortete Jener, — ich achte die „Religion mehr als Sie selbst, denn ich würde es für ein nie„derträchtiges Gaukelspiel halten, wenn ich ohne Ueberzeu„gung zum Abendmahl ginge.“ —

„Wohlan denn! eigensinniger Mann und mürrischer

„Alcest, — erwiederte der Abbé mit feinem Lächeln, — „man wird Ihre Skrupel mit dem Vortheil in Einklang zu „bringen wissen, den Ihnen mein Rath, wenn Sie ihm „folgen, nothwendig gewähren muß. Es soll Ihnen ge„stattet sein, in blanco zu kommuniziren; denn um was ist „es uns am Ende nur zu thun? Um den Schein.“

Nun aber besteht die Kommunion in blanco aus einer ungeweihten Hostie.

Der Marquis Abbé sah sein Ansinnen mit Verachtung abgewiesen. Der Würdenträger aber wurde abgesetzt.

Und das war keine vereinzelte Thatsache. Wehe Denen, welche nicht die Grundsätze oder das Interesse der Fürstin von Saint-Dizier, oder der Freunde derselben, theilten! Früh oder spät, mittelbar oder unmittelbar, sahen sie sich furchtbar, fast immer unwiederbringlich verletzt, die Einen an ihrem Kredit, die Andern an ihrer Ehre, noch Andere an ihrer amtlichen Stellung, welche sie ernährte, und zwar durch die schleichende, unsichtbare und unablässige Thätigkeit eines furchtbaren und geheimnißvollen Zerstörungsmittels, welches Ruf, Vermögen, Stellung, wie sicher solche auch begründet schienen, unmerklich untergrub, bis sie zum allgemeinen Erstaunen und Entsetzen auf immer zusammenstürzten.

Man wird hieraus ersehen können, welchen außerordentlichen Einfluß und welche furchtbare Macht die Fürstin von Saint-Dizier unter der Restauration erlangt hatte. Nach der Julirevolution hatte sie sich ralliirt. Was aber seltsam scheinen wird, ist, daß derselben, trotz ihrer Familienverhältnisse und ihres Verkehrs mit verschiedenen, der

gestürzten Herrscherfamilie treuergebenen Personen, noch immer große Wirksamkeit und Macht zugeschrieben wurde.

Endlich müssen wir noch hinzufügen, daß nach dem Tode des vor mehren Jahren kinderlos verstorbenen Fürsten von Saint-Dizier, das sehr beträchtliche persönliche Vermögen desselben an seinen nachgeborenen Bruder, den Vater Adrienne's von Cardoville, zurückgefallen war. Da dieser ebenfalls vor achtzehn Monaten das Zeitliche gesegnet hatte, so war nun diese junge Dame gegenwärtig die letzte und einzige Vertreterin jenes Zweiges der Familie Rennepont. —

Die Fürstin von Saint-Dizier erwartete ihre Nichte in einem ziemlich geräumigen, mit dunkelgrünem Damast ausgeschlagenen Salon. Von gleichem Stoffe waren die Ueberzüge der mit Schnitzwerk verzierten Stühle aus Ebenholz. Aehnliche Schränke standen an den Wänden und waren mit zahlreichen Erbauungsschriften angefüllt. Einige Heiligenbilder und ein großes Kruzifix aus Elfenbein auf einem Hintergrunde von schwarzem Sammt, gaben diesem Zimmer vollends einen strengen unheimlichen Anstrich.

Die Frau von Saint-Dizier saß vor einem großen Schreibetische und siegelte mehre Briefe zu; denn ihr Briefwechsel war eben so ausgebreitet als mannigfaltig. Jetzt ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, war sie noch schön zu nennen. Die Jahre hatten ihrem ehemals auffallend schlanken Wuchs einen größeren Umfang gegeben; und dennoch zeigte sich dieser noch ganz vortheilhaft unter der hohen Taille ihrer schwarzen Robe. Eine ganz einfach mit grauem

Bande garnirte Haube bedeckte nicht gänzlich die starken Flechten ihres blonden Haares.

Beim ersten Anblick flößte ihre eben so würdige als einfache Erscheinung Erstaunen und Ehrfurcht ein, denn vergebens suchte man in diesen salbungsvollen und ruhigen Zügen eine Spur von den Gemüthsbewegungen ihres früheren Lebens. Wer ihre jetzt so ernste und züchtige Miene erblickte, konnte sich unmöglich entschließen, sie für die Heldin so vieler Intriguen und Liebesabentheuer zu halten; ja noch mehr: wenn diese Frau, die sich jetzt für kaum mehr als eine Kirchenmutter hielt, von ungefähr irgend eine leichtfertige Rede vernahm, so drückten ihre Züge sogleich ein ungeheucheltes und schmerzliches Befremden aus, welches sich alsobald in einen Ausdruck verletzten Schamgefühls und geringschätzigen Mitleids verwandelte.

Das Lächeln der Fürstin war, wenn es darauf ankam, noch immer voll Anmuth, ja voll bezaubernder und unwiderstehlicher Gemüthlichkeit. Ihr großes blaues Auge wußte zur rechten Zeit voll einschmeichelnder Freundlichkeit zu stralen. Wagte man aber ihren Stolz zu verletzen, ihrem Willen zu widerstreben oder ihren Interessen zu schaden, und durfte sie, ohne Gefahr für sie, ihrem Unwillen die Zügel schießen lassen, dann verrieth ihr gewöhnlich so mildes, ernstes Gesicht eine kalte und unversöhnliche Bosheit. —

In diesem Augenblick trat Madame Grivois in das Arbeitszimmer der Fürstin von Saint-Dizier. Sie hatte den ihr von Florinen so eben gebrachten Bericht über Adrienne's von Cardoville Morgenstunden in der Hand.

Madame Grivois stand seit zwanzig Jahren im Dienste

der Fürstin von Saint-Dizier. Sie wußte Alles, was eine vertraute Kammerfrau von ihrer Gebieterin wissen kann und muß, wenn diese eine galante Dame gewesen ist. Hatte die Fürstin freiwillig diesen, von allen Verirrungen ihrer Jugend so wohl unterrichteten Zeugen beibehalten? Das wußte Niemand zu sagen. Augenscheinlich aber war, daß Madame Grivois bei der Fürstin große Vorzüge genoß und von derselben mehr als Gesellschaftsdame, denn als Kammerfrau gehalten wurde.

— Ich bringe Ihnen hier Florinens Bericht, Frau Fürstin, — sprach Madame Grivois und überreichte ihrer Gebieterin das Papier.

— Lassen wir das bis nachher, — antwortete Frau von Saint-Dizier. — Jetzt habe ich einen Auftrag für Sie. Sie wissen, daß ich meine Nichte hier erwarte. Während der Konferenz, der sie beiwohnen soll, führen Sie Jemanden, der bald kommen muß, und den ich zu Ihnen schicken werde, in Adrienne's Pavillon.

— Sehr wohl, Durchlaucht.

— Derselbe soll ein vollständiges Inventarium von Allem aufnehmen, was sich in diesem Gartenhause vorfindet. Sorgen Sie dafür, daß Nichts vergessen werde. Das ist von der allergrößten Wichtigkeit.

— Ja wohl, Durchlaucht... Aber wenn Georgette oder Hebe sich widersetzen sollten...

— Seien Sie unbesorgt. Der mit der Aufnahme des Inventars beauftragte Mann ist von der Art, daß die Mädchen, so bald er sich ihnen zu erkennen gegeben hat, nicht mehr daran denken werden, sich der fraglichen Aufnahme

noch den sonstigen Maßnahmen desselben zu widersetzen... Sie müssen ja nicht verabsäumen, ihn bei der Begleitung auf gewisse Umstände aufmerksam zu machen, welche zur Bestätigung der Gerüchte geeignet erscheinen, die Sie seit einiger Zeit in Umlauf gesetzt haben...

— Befürchten Sie Nichts, gnädigste Fürstin, diese Gerüchte haben jetzt die Konsistenz einer Wahrheit.

— So wird denn nun bald diese freche und übermüthige Adrienne vernichtet und gezwungen werden, Gnade zu erflehen... und das von mir...

Ein bejahrter Kammerdiener öffnete beide Thürflügel, und meldete:

— Der Herr Abbé von Aigrigny!

— Sobald Fräulein Adrienne sich einstellt, — sagte die Fürstin zu Madame Grivois, — so ersuchen Sie dieselbe, einen Augenblick zu verziehen.

— Sehr wohl, Durchlaucht, — erwiederte die Duenna und begab sich mit dem Kammerdiener hinaus.

Frau von Saint-Dizier und Herr von Aigrigny blieben allein.

Zweites Kapitel.

Das Komplot.

Der Abbé Marquis von Aigrigny war, wie die Leser leicht errathen haben werden, der Nämliche, der ihnen schon in der Rue du Milieu des Ursins begegnet und vor etwa drei Monaten nach Rom gereist war.

Der Marquis war in tiefer Trauer und mit gewohnter Eleganz gekleidet. Er trug kein priesterliches Gewand; sein schwarzer, ziemlich knapp sitzender Oberrock und seine über die Hüften fest zusammengeknöpfte Weste hob die Feinheit seines Wuchses hervor; sein Beinkleid, von schwarzem Kasimir, fiel über einen mit lakirten Halbstiefeln bekleideten, vollkommen geformten Fuß. Seine Tonsur verschwamm gleichsam in die kleine Platte, welche sich auf dem hintern Theile seines Schädels befand. Den Priester verrieth an seiner ganzen Erscheinung Nichts, als höchstens der gänz-

liche Bartmangel, was bei einem so männlichen Gesichte etwas Auffallendes hatte. Sein frisch geschorenes Kinn senkte sich in ein hohes, volles, schwarzes, mit militairischer Sorgfalt geknüpftes Halstuch, welches sattsam an den Tag legte, daß dieser Marquis Abbé, dieser in hohem Rufe stehender Kanzelredner, und jetzt eines der thätigsten und einflußreichsten Häupter seines Ordens, unter der Restauration ein Husaren-Regiment kommandirt hatte, nachdem er den Russen im Kriege gegen Frankreich gedient.

Erst am Morgen von seiner Reise zurückgekehrt, hatte der Marquis die Fürstin seit dem Tode seiner Mutter, der verwittweten Marquise von Aigrigny, nicht wiedergesehen. Umsonst hatte Letztere ihren Sohn vor ihrem Verscheiden nach dem Landsitze der Frau von Saint-Dizier in der Umgegend von Dünkirchen zu sich beschieden, um die Bitterkeit ihrer letzten Augenblicke zu versüßen: denn ein Befehl, welchem Herr von Aigrigny eines der heiligsten Gefühle der Natur zum Opfer gebracht hatte, war ihm von Rom zugekommen, und in Folge dessen war er sogleich dorthin abgereist, ohne jedoch nicht eine gewisse Unentschlossenheit an den Tag zu legen, welche von Rodin bemerkt und gehörigen Orts angezeigt worden war. Die Liebe zu seiner Mutter war das einzige reine Gefühl, welches unwandelbar und sein ganzes Leben hindurch in Aigrigny's Brust gelebt hatte.

Nachdem der Kammerdiener sich mit Madame Grivois rücksichtsvoll entfernt hatte, näherte sich der Marquis lebhaft der Fürstin, reichte ihr die Hand, und sprach mit tiefbewegter Stimme:

— Herminie ... haben Sie mir nicht Etwas in Ihren Briefen verhehlt? Hat meine Mutter in ihren letzten Augenblicken mir geflucht?

— Nein, nein, Friedrich ... beruhigen Sie Sich ... Wohl wünschte sie Ihre Gegenwart ... Aber bald verwirrten sich ihre Begriffe, und in ihrem Phantasiren ... verlangte sie ... auch noch nach Ihnen ...

— Ja, — entgegnete der Marquis bitter, — ihr mütterlicher Instinkt sagte ihr ohne Zweifel, daß meine Gegenwart sie hätte am Leben erhalten können.

— Ich bitte Sie ... lassen Sie so traurige Rückerinnerungen fahren ... Dieser Verlust ist unwiederbringlich.

— Zum letzten Male, wiederholen Sie mir's ... war meine Mutter wirklich nicht schmerzhaft über meine Abwesenheit betrübt? ... Ahnte sie nicht, daß ein höherer Befehl mich anderswohin rief?

— Nein, nein, sage ich Ihnen ... Bevor ihre Verstandeskräfte schwanden, wußte sie, daß es Ihnen noch nicht möglich sein konnte, an ihrem Krankenlager zu erscheinen ... Alle traurigen Einzelnheiten, die ich Ihnen hierüber geschrieben, enthalten die strengste Wahrheit. Also, beruhigen Sie Sich ...

— Ja ... mein Gewissen sollte beruhigt sein ... Ich habe meiner Pflicht gehorcht, indem ich meine Mutter opferte, und dennoch habe ich wider Willen nicht jene völlige Entsagung zu erreichen vermocht, welche uns die schrecklichen Worte gebieten: — Wer nicht seinen Vater,

seine Mutter und sogar seine Seele hasset, kann nicht mein Jünger sein *).

— Lieber Friedrich, wohl sind diese Entsagungen peinlich, aber durch welchen Einfluß... welche Macht werden sie vergütet!

— Ja wahrlich! — erwiederte der Marquis nach einer Pause, — was würde man nicht zum Opfer bringen, um im Dunklen über jene Allmächtigen zu herrschen, welche offenbar und vor Aller Augen die Erde beherrschen? Meine letzte Reise nach Rom hat mir neue Begriffe von unserer furchtbaren Macht gegeben.

— Freilich, diese Macht ist groß, sehr groß! — entgegnete die Fürstin, — und um so furchtbarer und sicherer, da sie sich geheimnißvoll über die Geister und Gewissen erstreckt.

— Sehen Sie, Herminie, — sagte der Marquis, — ich befehligte einst ein herrliches Regiment. Oft empfand ich den männlichen und tiefen Genuß des Kommandirens... Auf mein Gebot setzten sich meine Reiter in Trab, die Trompeten schmetterten, meine von goldenen Tressen und Schnü-

---

*) In Bezug auf dieses Gebot findet man folgenden Kommentar in den Ordenssatzungen der Jesuiten:

„Damit der Ausdruck der Sprache der Gesinnung zu Hülfe komme, ist es weise, sich daran zu gewöhnen, nicht: „ich habe Verwandte oder ich habe Brüder,“ sondern: „ich hatte Verwandte, ich hatte Brüder,“ zu sprechen.“

(Allgemeine Prüfung, Seite 29, Satzungen. Paris, bei Paulin, 1843.) Eug. Sue.

ren funkelnden Offiziere trugen im Galopp meine Befehle weiter; alle diese tapferen, feurigen, schlachtbenarbten Soldaten gehorchten dem geringsten meiner Winke; ich fühlte mich stolz und stark, indem ich gleichsam alle diese muthigen Geister so in meiner Hand hielt und zügelte, wie ich den Muth meines Schlachtrosses bändigte ... Und dennoch fühle ich gegenwärtig, trotzdem, daß es für uns schlimme Zeiten sind ... tausend Mal mehr Thatkraft, Uebergewicht, Gewalt und Kühnheit an der Spitze dieses schwarzen und stummen Heeres, welches nach meinem Willen denkt, begehrt, strebt und willenlos gehorcht!

— O, wie sehr haben Sie Recht, Friedrich! — erwiederte lebhaft die Fürstin. — Wenn man nur im Geringsten nachdenkt, mit welcher Verachtung muß man dann der Vergangenheit gedenken! ... Gleich Ihnen, vergleiche ich sie oft mit der Gegenwart, und welches Wonnegefühl empfinde ich dann, Ihren Rath befolgt zu haben! Denn würde ich nicht ohne Sie die nämliche erbärmliche und lächerliche Rolle spielen, die ein verblühendes Weib immer spielt, wenn sie einst schön und angebetet war? ... Was thäte ich jetzt? Umsonst würde ich mich anstrengen, diese selbstsüchtige, undankbare, sinnliche Männerwelt zu fesseln, welche nur so lange den Frauen huldigt, als diese ihren Leidenschaften fröhnen oder ihrer Eitelkeit zu schmeicheln vermögen; oder mir bliebe höchstens noch als einzige Zuflucht Das, was man ein angenehmes Haus machen nennt ... und das nur für Andre ... ja ... Feste zu geben, das heißt, eine Menge Gleichgültiger zu empfangen und eine Gelegenheit zum Stelldichein jenen jungen verliebten Pärchen zu geben, die ein-

ander jeden Abend aus einem Salon in den andern folgen und nur Besuche abstatten, um beisammen zu sein. Wahrlich, es ist ein trübseliges Vergnügen, diese holdselig-lächelnde, schmachtende und verliebte Jugend bei sich zu bewirthen, welche den Luxus und den Glanz, womit man sie umringt, als die nothwendige Folie ihrer Freuden und unverschämten Liebeleien betrachtet.

Es lag so viel Schroffheit in den Worten der Fürstin und ihre Gesichtszüge drückten so viel gehässigen Neid aus, daß die heftige Bitterkeit nothwendiger Entsagung sich unwillkürlich in den einen und den anderen kund gab.

— Nein, nein, — fuhr sie fort, — Ihnen, Friedrich, verdanke ich es, daß ich, nach einem letzten und entscheidenden Siege, für immer mit dieser Welt gebrochen habe, die mich doch bald verlassen haben würde, mich, die sie einst wie ihre Göttin... Königin anbetete. Ich habe meine Herrschaft gewechselt... Anstatt von jenen vergnügungssüchtigen Männern, welche ich durch eine Frivolität beherrschte, die noch größer war als die ihrige, sah ich mich von ausgezeichneten, gefürchteten, allmächtigen Männern umringt, von denen mehre das Staatsruder lenkten. Wie sie sich mir ergeben, habe ich mich ihnen ergeben. Erst seit dieser Zeit habe ich die Seligkeit genossen, von der mir immer geträumt... Mir ward ein wirksamer Antheil, ein mächtiger Einfluß bei den größten Weltinteressen; ich ward eingeweiht in die wichtigsten Geheimnisse; ich vermochte mit Gewißheit Denjenigen zu erreichen, der mich verhöhnt oder gehaßt hatte; ich war im Stande, Diejenigen, die mir

dienten, gehorchten und mich verehrten, über ihre Wünsche hinaus zu erheben und zu belohnen.

— Und dennoch gibt es Thoren,... welche uns danieder geschlagen wähnen, weil wir mit einigen bösen Tagen zu kämpfen haben, — erwiederte Herr von Aigrigny verächtlich; — als wenn wir nicht zum Kampfe ganz besonders eingesetzt und ausgebildet wären... als wenn wir nicht neue Kräfte, neue Thätigkeit aus dem Kampfe schöpften... Wohl sind die Zeiten schlimm... doch werden sie besser werden... Und wie Sie wissen, ist es fast bestimmt, daß in wenigen Tagen... am 13. Februar... sich uns ein gewaltiges Wirkungsmittel darbieten wird, wodurch unser auf einige Zeit erschütterter Einfluß von Neuem befestigt werden soll.

— Ja gewiß, diese Medaillen-Angelegenheit ist von größter Wichtigkeit!

— Deßhalb beschleunigte ich so sehr meine Rückkehr, um bei einer Begebenheit zugegen zu sein, welche für uns von so ungeheurem Nutzen sein kann.

— Sie wissen bereits... um den unvermutheten Zufall, welcher beinahe abermals so viele ämsig ersonnene Plane vereitelt hätte?

— Ja, so eben bekam ich durch Rodin Kunde davon.

— Er hat Ihnen berichtet...

— Ja, die unbegreifliche Ankunft des Indiers und der Töchter des Generals Simon im Schlosse Cardoville nach dem doppelten Schiffbruche, der sie an die Küste... der Pikardie geworfen hat... Und man glaubte die jungen Mädchen zu Leipzig... den jungen Indier auf Java...

Alle Vorkehrungen waren doch so gut getroffen... Wahrhaftig, — setzte der Marquis ärgerlich hinzu, — man sollte meinen, eine unsichtbare Macht beschütze diese Familie!

— Glücklicher Weise ist Rodin ein Mann von Thatkraft und Umsicht, — entgegnete die Fürstin. — Gestern Abend war er hier, wir haben lange mit einander geplaudert.

— Und das Ergebniß Ihrer Unterredung ist vortrefflich. Der Soldat wird auf zwei Tage entfernt werden... der Beichtvater seiner Frau hat Anweisung erhalten, das Uebrige wird sich von selbst finden... Morgen werden diese jungen Mädchen nicht mehr zu fürchten sein... Nun ist noch der Indier übrig... dieser liegt ziemlich gefährlich verwundet zu Cardoville darnieder; wir haben also Zeit zum Handeln...

— Das ist jedoch nicht Alles, — antwortete die Fürstin; — mit Ausnahme meiner Nichte, sind noch zwei Personen vorhanden, welche in unserm Interesse ebenfalls am 13. Februar aus Paris abwesend sein müssen.

— Ich verstehe, Herr Hardy;... aber sein theuerster, innigster Freund ist zum Verräther an ihm geworden; durch diesen ist Herr Hardy nach Südfrankreich gelockt worden, von wo er unmöglich vor einem Monat zurückgekehrt sein kann. Was nun jenen herumtreiberischen Handwerker anbetrifft, der den Beinamen des Nacktschläfers führt...

— Pfui!... rief die Fürstin mit einem Ausrufe beleidigten Schaamgefühls aus.

— So gibt dieser Mensch zu keinerlei Besorgniß mehr Anlaß... Und Gabriel endlich, auf welchem unsere unermeßliche und gewisse Zuversicht beruht, soll keinen Augen-

blick bis zu dem verhängnißvollen Tage unbeobachtet bleiben... Alles scheint also den besten Erfolg zu weissagen... Und mehr als jemals... muß dieser Erfolg um jeden Preis gesichert werden. Es ist für uns eine Frage um Leben oder Sterben... Auf meiner Herreise rastete ich in Forli... Ich sprach dort den Herzog von Orbano: sein Einfluß auf den Willen des Königes, seines Herrn, ist allmächtig, unbeschränkt... er hat dessen Geist vollständig in Beschlag genommen; mit dem Herzog allein ist es also zu unterhandeln möglich.

— Und? —

— Orbano nimmt es auf sich, und ich weiß, daß er es vermag, uns in den Staaten seines Herrn eine gesetzliche, offenkundig beschützte Existenz zu sichern, mit dem ausschließlichen Vorrecht, die Jugend zu erziehen... Im Besitz dieser Vortheile bedürfen wir kaum zweier oder dreier Jahre, um in diesem Lande so feste Wurzel zu fassen, daß der Herzog von Orbano später selbst genöthigt sein wird, unseren Schutz und Beistand zu erbitten. Jetzt aber ist er noch allvermögend, macht aber seine uns zu gewährende Unterstützung von einer Bedingung abhängig.

— Und diese Bedingung ist?

— Fünf Millionen baar, und ein Jahrgehalt von hunderttausend Franken.

— Das ist sehr viel!

— Und dennoch ist es wenig, wenn wir bedenken, daß diese Summe, sobald wir festen Fuß in jenem Lande gefaßt haben, bald wieder gedeckt sein würde, die übrigens kaum den achten Theil von jener beträgt, in deren Besitz die

glücklich zu Stande gebrachte Medaillen=Angelegenheit den Orden setzen soll.

— Ja ... nahe an vierzig Millionen ... — erwiederte die Fürstin sinnend.

— Und zudem ... wären die fünf Millionen, welche Orbano verlangt ... eigentlich nur ein Vorschuß ... sie würden uns bald wieder zufließen, in dem Maße, wie unser Einfluß durch die Erziehung der Jugend sich ausdehnen müßte, denn mittels der Kinder würden wir die Familien erlangen. Gott! daß die Regierenden nicht einsehen wollen, wie wir ihren Vortheil bezwecken, wenn wir den unsrigen suchen ... daß wir, wenn sie uns die Bildung der Jugend, die wir vor allen Dingen erheischen, überlassen, das Volk zu jenem stummen und ruhigen Gehorsam modeln, zu jener Unterwürfigkeit des Leibeigenen und des Zugviehes, welche die Ruhe der Staaten durch die Regungslosigkeit der Geister sichert; daß sie, mit Einem Worte, nicht einsehen wollen, wie der blinde, starre Glaube, welchen wir von den Massen verlangen, diesen zum Zügel dient, womit man sie leitet und kirre macht ... während wir von den Weltkindern blos den äußern Anschein verlangen, welcher, wenn sie nur einen Begriff von ihrer eigenen Schlechtigkeit hätten, ihren Genüssen noch einen neuen Reiz hinzufügen würde.

— Hierum, Friedrich, wollen wir uns nicht kümmern, — entgegnete die Fürstin. — Ein wichtiger Tag naht, wie Sie sagen, heran ... Mit beinah vierzig Millionen, welche der Orden durch einen glücklichen Ausgang der Medaillen=Angelegenheit erwerben muß ... vermag man allerdings die größten Dinge zu unternehmen ... Als Hebel in

Ihren Händen wäre ein solches Wirkungsmittel von nicht zu berechnender Wichtigkeit in unserer Zeit, wo Alles käuflich und verkäuflich ist.

— Und dann, — entgegnete Herr von Aigrigny mit nachdenklicher Miene, — können wir es uns auch nicht verhehlen, ... die Reaktion nimmt in diesem Lande zu ... und Frankreich's Beispiel ist entscheidend ... Nur mit Mühe vermögen wir uns in Oesterreich und in Holland zu halten; ... die Hülfsquellen des Ordens versiegen mit jedem Tage mehr. Es ist nur eine augenblickliche Krisis; doch kann dieselbe sich verlängern. Darum wird uns jene unermeßliche Quelle, die uns durch die Medaillen-Angelegenheit zufließt, in den Stand setzen, auf alle mögliche Fälle gefaßt zu sein und uns in eine mächtige Lage zu bringen, da wir das Anerbieten des Herzogs von Orbano nicht zurückweisen dürfen ... Dann würden wir, von diesem unüberwindlichen Mittelpunkte aus, nach allen Richtungen hin die mächtigsten, in ihrer Wirkung nicht zu berechnenden Stralen über den Erdball werfen ...

— Ja ... der 13. Februar! — setzte Herr von Aigrigny nach einem Augenblicke des Schweigens hinzu: — der 13. Februar kann für unsere Macht ein eben so wichtiger Tag sein, als der des Konzils, welches uns, so zu sagen, ein neues Leben verlieh.

— Darum darf Nichts verabsäumt werden, — antwortete die Fürstin, — damit wir um jeden Preis unser Ziel glücklich erreichen ... Von den sechs Personen, welche wir zu fürchten haben, sind fünf uns zu schaden außer Stande; oder sie werden dieses sein ... Es bleibt also noch

meine Nichte übrig... und Sie wissen, daß ich nur Ihre Ankunft abwartete, um hinsichtlich ihrer einen letzten Entschluß zu fassen... Alle Vorbereitungen sind bereits getroffen, und noch heute Morgen müssen wir... zum Handeln schreiten.

— Hat sich Ihr Verdacht seit Ihrem letzten Briefe verstärkt?

— Ja... ich habe die Gewißheit, daß sie mit der Sache vertrauter ist, als sie scheinen will;... und in diesem Falle haben wir keine gefährlichere Feindin...

— Das war stäts meine Ansicht... deßhalb rieth ich Ihnen schon vor sechs Monaten, die bisher angewendeten Mittel zu ergreifen und ihr die verlangte Freiheit und Unabhängigkeit zu bewilligen, deren Folgen Das, was früher unmöglich war, jetzt so leicht ausführbar machen.

— Endlich, — sagte die Fürstin mit einem Ausdrucke gehässiger und teuflischer Freude, — endlich wird dieser unbeugsame Charakter gebrochen werden; endlich werde ich mich gerächt sehen für so viele unverschämte Spöttereien, die ich hinzunehmen gezwungen war, um ihre Sorglosigkeit zu nähren; viel, viel hab' ich bis jetzt geduldig ertragen müssen... denn diese Adrienne schien es sich zur Pflicht gemacht zu haben... die Unbesonnene!... mich gegen sie in Harnisch zu bringen...

— Wer Sie beleidigt... beleidigt mich... Sie wissen es, mein Haß ist der Ihrige...

— Und Sie selbst... wie oft waren Sie nicht die Zielscheibe ihres spottenden Witzes!

— Meine Ahnungen haben mich nie getäuscht;... ich

bin überzeugt, daß dieses junge Mädchen für uns ein gefährlicher Feind sein kann... und das ein sehr gefährlicher, — entgegnete der Marquis kurz angebunden und mit herbem Tone.

— Darum müssen wir sie unfähig machen, uns zu schaden, — erwiederte die Frau von Saint-Dizier und blickte dabei dem Marquis fest und bedeutungsvoll in die Augen.

— Haben Sie schon den Doktor Baleinier und ihren Mitvormund, Herrn Tripeaud, gesprochen? — fragte der Abbé...

— Die werden diesen Vormittag zu mir kommen... Von Allem sind sie bereits in Kenntniß gesetzt.

— Fanden Sie dieselben gehörig gegen sie eingenommen?

— Vollkommen... Worauf ich übrigens einen besonderen Werth lege, ist, daß Adrienne durchaus keinen Argwohn gegen den Doktor hegt, welcher stäts ihr Vertrauen zu bewahren wußte. Außerdem kommt uns noch ein Umstand zu Statten, der mir unerklärbar scheint.

— Wie meinen Sie das?

— Diesen Morgen ging Madame Grivois zu Adriennen, um sie meinem Befehle gemäß daran zu erinnern, daß ich sie heut Mittag wegen einer wichtigen Angelegenheit bei mir zu sprechen wünschte. Als sie sich unweit des Pavillons befand, sah sie Adriennen durch die kleine Gartenpforte nach Hause kommen, oder sie glaubte doch, dieselbe gesehen zu haben.

— Was sagen Sie? ... Wäre das möglich? ... hat man einen festen Beweis davon in Händen? — rief der Marquis aus.

— Bis jetzt haben wir keinen anderen Beleg, als das willkürliche Zeugniß der Madame Grivois. Doch damit ich es nicht vergesse, — bemerkte die Fürstin, ein neben ihr liegendes Blatt ergreifend. — Hier ist der Bericht, den ich täglich von einer ihrer Kammermädchen erhalte.

— Von der, welche Rodin in ihren Dienst zu bringen so glücklich war?

— Von derselben. Da diese Kreatur sich in völliger Abhängigkeit von Rodin befindet, so hat sie uns bis jetzt treue und gute Dienste geleistet. Vielleicht findet sich in diesem Bericht die Bestätigung der Aussage der Madame Grivois.

Kaum hatte die Fürstin einen Blick in denselben geworfen, als sie mit Schrecken ausrief:

— Was sehe ich? ... ist denn diese Adrienne der leibhaftige Satan!

— Was sagen Sie?

— Der Verwalter von Cardoville, welcher in einem Schreiben meine Nichte um ihre Fürsprache ersucht hatte, hat derselben auch die Anwesenheit des indischen Prinzen im dortigen Schlosse gemeldet. Sie weiß, daß dieser ihr Verwandter ist... und hat ihrem ehemaligen Zeichenlehrer, Herrn Norval, geschrieben, Post zu nehmen und den jungen Prinzen Djalma hierher zu führen... ihn... den man um jeden Preis von Paris fernhalten muß...

Der Marquis erblaßte und antwortete der Fürstin:

— Wenn das nicht eine neue Laune von Ihrer Nichte ist... so beweißt der Eifer, mit dem sie die Herreise ihres Verwandten betreibt... daß sie noch mehr weiß, als Sie zu vermuthen wagten... Es unterliegt keinem Zweifel, sie weiß um die Medaillen-Angelegenheit. Sie kann Alles vereiteln... Seien Sie auf Ihrer Hut...

— Nun — antwortete die Fürstin — wenn dem so ist, so dürfen wir keinen Augenblick länger zögern... Wir müssen die Sachen noch weiter treiben, als wir es gedacht hatten... noch heute Morgen muß Alles vollbracht sein...

— Das ist fast unmöglich.

— Alles ist möglich. Auf den Doktor und Herrn Tripeaud dürfen wir zählen — entgegnete die Fürstin lebhaft.

— Obgleich ich eben so zuversichtlich wie Sie selbst auf den Doktor... und Herrn Tripeaud bei dieser Gelegenheit baue, — antwortete der Marquis bedenklich, — so werden wir wohl nicht eher auf die Frage, ob heute noch gehandelt werden soll, eingehen dürfen... bis unsere Unterredung mit Ihrer Nichte Statt gefunden hat... Beide möchten Anfangs darüber erschrecken und Bedenklichkeiten haben. Uebrigens wird es uns wenig Mühe kosten, Adriennen, trotz ihrer Verschmitztheit, auszuhorchen, damit wir wissen, woran wir uns zu halten haben... Sollte sich unser Argwohn bestätigen... und sollte sie um Dinge wissen, deren Kenntniß gefahrbringend für uns wäre... so darf keine Schonung... hauptsächlich aber kein Verzug Statt finden. Wir dürfen dann nicht länger zögern.

— Haben Sie den bewußten Mann in Kenntniß setzen können? — fragte die Fürstin nach einer kleinen Pause.

— Er wird sich... um Mittag einstellen... er kann also nicht lange mehr ausbleiben.

— Ich glaube, daß dies Zimmer unserem Zwecke vollkommen entspricht... es wird vom Salon blos durch einen Vorhang getrennt... diesen kann man niederlassen... und jener Mann kann sich dahinter stellen.

— Vortrefflich.

— Kann man sich auf diesen Mann verlassen?...

— Unbedingt... Wir haben uns schon öfter in dergleichen Fällen seiner bedient; er ist eben so geschickt als verschwiegen...

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thür gepocht.

— Herein! — rief die Fürstin.

— Der Herr Doktor Baleinier läßt fragen, ob die Frau Fürstin ihn empfangen könne? — sagte ein Kammerdiener.

— Versteht sich... Ersuche ihn, näher zu treten.

— Es ist noch ein Mann da, den der Herr Abbé zu Mittag herbestellt hat, und den ich, dem mir gegebenen Befehle gemäß, in den Betsaal geführt habe.

— Das ist der Bewußte, — sagte der Marquis zur Fürstin. — Erst müßte man wohl diesen hier eintreten lassen; vor der Hand ist es unnöthig, daß der Doktor Baleinier ihn sehe.

— So führe zuerst diesen Mann hierher, — sprach die Fürstin; — nachher, wenn ich schellen werde, sage dem

Herrn Doktor, er möge sich hierher bemühen. Sollte Herr von Tripeaud sich auch einfinden, so führe ihn augenblicklich in dies Zimmer; später empfange ich Niemanden mehr, außer Fräulein Adrienne.

Der Kammerdiener trat ab.

Drittes Kapitel.

Adrienne's Feinde.

Der Kammerdiener der Fürstin Saint-Dizier führte sogleich einen kleinen, bleichen, schwarz gekleideten Mann ein. Derselbe trug eine Brille und hatte ein ziemlich langes Futteral von schwarzem Maroquin unter dem linken Arme.

Die Fürstin trat diesem Manne mit den Worten entgegen:

— Der Herr Abbé hat Sie doch von Dem, zu dessen Vollführung Sie hierher berufen sind, in Kenntniß gesetzt?

— Ja wohl, gnädigste Frau, — erwiederte der Mann mit heller, flötender Stimme, und machte eine tiefe Verbeugung.

— Finden Sie dieses Gemach geeignet? — fragte die Fürstin, und führte ihn nach der Nebenstube, die nur durch einen Vorhang von ihrem Arbeitszimmer gesondert war...

— Vollkommen, durchlauchtige Frau; — antwortete der Gefragte, und machte abermals eine tiefe Verbeugung.

— Nun, so treten Sie gefälligst hier ein. Sobald es Zeit ist, werde ich zu Ihnen kommen...

— Zu Befehl, gnädigste Fürstin.

— Vergessen Sie ja nicht, was ich Ihnen empfohlen, — bemerkte der Marquis, indem er die Halter der Thürvorhänge auf beiden Seiten losknüpfte.

— Der Herr Abbé hat Nichts zu befürchten...

Die schweren Vorhänge schlossen sich rauschend, und verdeckten vollständig den kleinen Mann mit der Brille.

Die Fürstin schellte. Gleich darauf öffnete sich die Thür, und der Doktor Baleinier, eine der Hauptpersonen dieser Erzählung, wurde gemeldet.

Der Doktor Baleinier war etwa fünfzig Jahre alt, von mittlerer, ziemlich vollkommener Gestalt, mit vollem, roth glänzendem Gesicht. Sein graues, leuchtendes, ziemlich langes Haar, war mitten über der Stirn gescheitelt und hing platt an den Schläfen herab; er trug noch immer das altmodische kurze Beinkleid, wahrscheinlich um sein schön geformtes Bein zu zeigen; goldne Schnallen hielten seine Hosenbänder zusammen und funkelten auf seinen lakirten Saffianschuhen. Weste, Frack und Halstuch waren von schwarzer Farbe, wodurch seine Erscheinung einen etwas priesterlichen Anstrich gewann. Seine weiße, fleischige Hand wurde zur Hälfte von einer in sehr schmale Falten gelegten Batist-Manschette bedeckt.

Sein ganzer Anzug war ernst gehalten, aber darum nicht weniger geschmackvoll.

Der Ausdruck seines Gesichtes war lächelnd und geistreich; sein kleines graues Auge zeugte von durchdringendem Scharfsinn und seltener Einsicht. Als ächter Weltmann und Verehrer materieller Genüsse, besonders der Tafelfreuden, als geistvoller Gesellschafter, zuvorkommend bis zur Speichelleckerei, schmiegsam, listig und einschmeichelnd, war der Doktor Baleinier eins der ältesten Werkzeuge der bigotten und ränkevollen Verbindung, zu welcher die Fürstin von Saint-Dizier gehörte.

Diesem allvermögenden Schutze, dessen Ursache in Dunkel gehüllt war, verdankte es der Doktor, der trotz seiner ausgezeichneten Kenntnisse und seiner unbestreitbaren Verdienste lange Zeit zu keiner Bedeutung gelangen konnte, daß er unter der Restauration mit zwei sehr einträglichen medizinischen Sinekuren bedacht und ihm daneben eine sehr umfangreiche Praxis eröffnet wurde. Doch darf nicht vergessen werden, daß der Doktor, sobald er sich des Schutzes der Fürstin erfreute, plötzlich seinen gottesdienstlichen Pflichten pünktlich obzuliegen begann; keine Woche verging, wo er nicht wenigstens einmal und zwar mit großem Gepränge das Abendmahl in der Kirche des heiligen Thomas von Aquin genoß.

Schon nach Verlauf eines Jahres wollte eine gewisse Klasse von Kranken, welche die Sippschaft der Fürstin durch ihr Beispiel und ihre Begeisterung hingerissen hatte, von keinem anderen Arzte reden hören, als vom Doktor Baleinier, dessen Wirkungskreis auf diese Weise bald eine ungeheure Ausdehnung gewann.

Man kann sich leicht vorstellen, wie wichtig es für den

Orden sein mußte, einen der gesuchtesten Aerzte von Paris unter seinen äußeren Mitgliedern zu zählen.

Der Arzt hat auch ein Priesterthum zu üben.

Zu jeder Stunde sind dem Arzte die Pforten in das geheimste Innere der Familien geöffnet. Wie viel erfährt und ahndet er hier! wie viel vermag sein Einfluß hier zu erwirken!

Auch ihm, wie dem Priester, leihet der Kranke, der Sterbende sein Ohr.

Wenn nun aber Derjenige, dem das Heil des Leibes anvertraut ist, sich mit Demjenigen verständigt, dem das Heil der Seele anvertraut ist, und wenn sich Beide im gemeinsamen Interesse die Hand reichen, so giebt es wohl... vorkommenden Falls... Nichts, was sie nicht von der Kraftlosigkeit oder dem Schrecken der mit dem Tode Ringenden zu erlangen vermöchten... zwar nicht für sich, denn solches verbietet das Gesetz, aber für dritte Personen, welche mehr oder minder der so bereitwilligen Klasse der Strohmänner angehören.

Der Doktor Baleinier gehörte also, wie schon erwähnt, zu den thätigsten und werthvollsten äußeren Mitgliedern der Pariser Ordens-Brüderschaft.

Nachdem er eingetreten, schritt er zur Fürstin hin und küßte ihr mit vieler Grazie die Hand.

— Stäts pünktlich, mein lieber Herr Baleinier.

— Stäts erfreut und beeifert, Ihren Befehlen nachzukommen, gnädigste Fürstin. — Dann wendete er sich zu dem Marquis, schüttelte ihm herzlich die Hand, und sagte:

— Da sind Sie ja endlich... Wissen Sie wohl, daß drei Monate Ihren Freunden sehr lang werden?...

— Die Zeit wird den Abreisenden eben so lang wie den Zurückbleibenden, lieber Doktor... So wäre denn der wichtige Tag gekommen... Fräulein Adrienne wird nicht lange auf sich warten lassen...

— Ich bin nicht ohne Besorgniß; — sprach die Fürstin, — wenn sie Verdacht hegte?

Das ist nicht möglich, — entgegnete der Doktor Baleinier. — Wir Beide sind die besten Freunde von der Welt... Fräulein Adrienne und ich waren, wie Sie wissen, stäts innige Vertraute... Noch gestern haben wir viel mit einander gescherzt... und als ich ihr, wie dies häufig geschieht, über ihre, mindestens excentrische Lebensweise... und über die auffallende Geistesüberspanntheit, die ich zuweilen bei ihr wahrnehme, einige Bemerkungen machte...

— Doktor Baleinier verabsäumt nie, diese anscheinend nur unwesentlichen Umstände hervorzuheben, — unterbrach ihn die Fürstin und warf dem Marquis einen bedeutungsvollen Blick zu.

— Das ist in der That auch höchst wichtig — bemerkte dieser.

— ... Beantwortete Fräulein Adrienne — fuhr der Doktor fort, — meine Bemerkungen damit, daß sie sich auf die witzigste und geistreichste Weise von der Welt über mich lustig machte, denn, das kann ich nicht läugnen, dieses junge Mädchen gehört zu den ausgezeichnetsten Geistern, die ich kennen gelernt.

— Doktor! ... Doktor! — rief die Fürstin von Saint-Dizier. — Nur keine Schwäche!

Anstatt ihr sogleich zu antworten, zog der Doktor Baleinier eine große goldne Dose aus seiner Westentasche hervor, griff mit den Fingerspitzen hinein, nahm gemächlich eine Prise Tabak, und sah dabei die Fürstin mit so vielsagenden Blicken an, daß dieselbe völlig beruhigt schien.

— Schwäche! ... Ich? ... gnädigste Fürstin! — entgegnete sodann der Doktor und strich mit seiner weißen fleischigen Hand einige verschüttete Tabakskörner von den Falten seines Oberhemdes ab. — Hatte ich nicht die Ehre, Ihnen freiwillig meine Dienste anzutragen, um Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, in der ich Sie sah?

— Sie waren auch der einzige Mann auf der Welt, der uns diesen Dienst zu leisten vermochte — sagte der Marquis von Aigrigny.

— Sie werden nun überzeugt sein, gnädige Frau — fuhr der Doktor fort, — daß ich nicht der Mann bin, den Schwäche anwandeln könnte ... Ich weiß stäts, was ich thue ... Da es sich nun, wie mir gesagt worden, um ein so unermeßliches Interesse handelt ...

Allerdings ... um ein unermeßliches ... kapitales Interesse! — unterbrach ihn der Marquis von Aigrigny.

— ... Habe ich keinen Anstand nehmen dürfen, — fuhr Doktor Baleinier fort. — Seien Sie also unbesorgt. Erlauben Sie mir immerhin, daß ich als Mann von Welt und Freund des Angenehmen dem bezaubernden und ausgezeichneten Geiste des Fräuleins vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lasse ... Wenn aber der Augenblick zum Handeln

kommen wird, dann werden sie mich als Mann der That kennen lernen...

... Vielleicht... ist dieser Augenblick näher, als wir es dachten — sagte die Fürstin von Saint-Dizier und wechselte mit dem Marquis einen vielsagenden Blick.

— Ich bin und werde stäts bereit sein, — entgegnete der Arzt. — In dieser Beziehung stehe ich für Alles, was mich angeht... Ich wünschte nur, daß ich in Bezug auf alles Andere eben so beruhigt sein könnte.

— Ist etwa Ihre Heilanstalt nicht mehr so sehr in der Mode... wie es eine Heilanstalt sein kann? — fragte die Fürstin von Saint-Dizier mit einem leichten Lächeln.

— Im Gegentheil... ich hätte mich vielmehr über die zu große Bevölkerung derselben zu beklagen... Das ist's nicht, was mich beunruhigt. Bis Fräulein Adrienne hier erscheint, kann ich Ihnen einstweilen einige Worte über eine Angelegenheit sagen, welche die Genannte nur mittelbar berührt, denn sie betrifft die Dame, welche die Herrschaft Cardoville gekauft hat: eine gewisse Frau von Sainte-Colombe, deren Hausarzt ich durch die geschickten Bemühungen Rodin's geworden bin.

— Ja, ja, — bemerkte der Marquis — ich weiß um die Sache. Rodin schrieb mir davon... ohne jedoch sehr in's Einzelne einzugehen.

— Die Sache verhält sich folgendermaßen, — sagte der Doktor. — Diese Frau von Sainte-Colombe, welche man anfänglich sehr leicht zu leiten glaubte, hat sich in Betreff ihrer Bekehrung sehr widerspänstig gezeigt... Zwei Gewissensräthe hatten es bereits aufgegeben, ihr Seelenheil

zu erwirken... Rodin wagte nun einen letzten verzweifelten Versuch: er sandte den kleinen Philippon zu ihr. Dieser ist geschickt, versessen auf Das, was er betreibt, und seine Geduld ist unverwüstlich... in ihm war der rechte Mann gefunden. Als Frau von Sainte-Colombe meine Patientin wurde, kam Philippon zu mir, bat mich um meinen Beistand, den ich ihm denn auch natürlich gewährte, und besprach sich mit mir über die anzuordnenden Maßregeln... Ich sollte durchaus nicht merken lassen, daß ich ihn irgend kenne. Er hingegen sollte mich von allen Veränderungen in dem moralischen Zustande seines Beichtkindes in Kenntniß erhalten... damit es mir möglich würde, die Kranke, deren Zustand übrigens keinesweges bedenklich ist, durch eine höchst unschädliche ärztliche Behandlung abwechselnd ziemlich merkliches Wohlbefinden oder Uebelbefinden erfahren zu lassen, je nachdem ihr Gewissensrath mehr oder minder mit ihr zufrieden wäre... damit dieser zu ihr sagen könne: „— Sie sehen es selbst, Madame: wenn Sie Sich auf gutem Wege befinden, so wirkt die Gnade heilsam auf Ihren Gesundheitszustand ein, und Sie befinden Sich besser; verfallen Sie dagegen wieder in die schlechte Bahn, so empfinden Sie ein körperliches Unbehagen; ist das nicht der augenscheinlichste Beweis von der allmächtigen Wirkung des Glaubens nicht blos auf die Seele, sondern auch auf den Leib?"

— Es ist allerdings beklagenswerth, — sagte der Marquis von Aigrigny mit der größten Unbefangenheit, daß man zu solchen Mitteln greifen muß, um die Verstockten der Verdammniß zu entreißen, allein man muß nun einmal die

Art der Behandlung nach dem Geiste und dem Charakter jedes Einzelnen bemessen.

— Die gnädigste Frau Fürstin, — fuhr der Doktor fort, — hatten selbst die Gelegenheit, im Kloster Sainte-Marie zu beobachten, wie ich dieses Mittel sehr oft mit dem größten Nutzen für die Gemüthsruhe und das Seelenheil angewendet habe, denn es ist, ich wiederhole es, im höchsten Grade unschädlich. Dergleichen Alterationen schwanken höchstens zwischen dem Wohlbefinden oder Minderwohlbefinden. Wie gering aber auch dieser Unterschied sein mag... oft wirkt er sehr entscheidend auf gewisse Gemüther... So geschah es auch bei der Frau von Sainte-Colombe... Sie befand sich bereits sowohl moralisch als physisch auf so gutem Wege der Besserung, daß Rodin es für nothwendig hielt, Philippon aufzutragen, seinem Beichtkinde das Landleben anzuempfehlen, weil er in Paris die Gelegenheit zum Rückfall fürchtete... Dieser Rath, so wie der Wunsch der Frau von Sainte-Colombe, die Kirchenpatronin zu spielen, hatte sie veranlaßt, die Herrschaft Cardoville zu kaufen, was übrigens eine ganz vortreffliche Kapitalanlage war. Allein da kommt nun gestern der unglückselige Philippon zu mir mit der Nachricht, daß Frau von Sainte-Colombe auf dem Punkt stehe, einen ungeheuren Rückfall zu erleiden... ich meine einen moralischen, denn physisch befindet sie sich jetzt verzweifelt wohl. Dieser drohende Rückfall scheint nun aber durch eine Unterredung veranlaßt worden zu sein, welche Frau von Sainte-Colombe mit einem gewissen Jacques Dumoulin gehabt, den Sie, lieber Marquis, wie ich erfah-

ren habe, kennen sollen, und der sich, man weiß nicht wie, Zutritt zu ihr zu verschaffen gewußt hat.

— Dieser Jacques Dumoulin, — antwortete der Marquis mit Widerwillen, — gehört zu den Leuten, welche man benutzt, aber verachtet... Es ist ein Schriftsteller voll Gift, Neid und Haß... was ihm eine Art von brutaler und schneidender Beredtsamkeit gibt... Wir bezahlen ihn ziemlich reichlich, wenn wir seiner Feder gegen unsre Feinde bedürfen, obgleich es schmerzlich ist, Grundsätze, die wir verehren, durch eine solche Feder vertheidigt zu sehen... Denn dieser Elende lebt wie ein Zigeuner, kommt nicht aus den Schenken heraus, und ist fast nie nüchtern... Allein seine giftige Ader ist, man muß es gestehen, unerschöpflich... überdies sind ihm die schwierigsten theologischen Fragen geläufig, was ihn uns zuweilen höchst nützlich macht...

— Nun hören Sie!... Obschon Frau von Sainte-Colombe schon sechszig Jahre zählt... scheint jener Dumoulin doch mit Heirathsplänen auf das bedeutende Vermögen dieser Frau umzugehen... Sie thäten, glaube ich wohl, Rodin zu warnen, sich vor den geheimen Schlichen dieses Hallunken in Acht zu nehmen... Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, Sie von diesen geringfügigen Dingen unterhalten zu haben... Ich hatte so eben die Ehre, Ihnen von dem Kloster Sainte-Marie zu sprechen, — fügte er, zur Fürstin von Saint-Dizier gewendet, hinzu, — ist es lange her, daß Sie dasselbe besuchten?

Die Fürstin wechselte einen lebhaften Blick mit dem Marquis, dann antwortete sie:

— Nein... vor acht Tagen... ungefähr.

— Es hat sich während dieser Zeit dort sehr Vieles verändert. Die Scheidewand, welche sich zwischen dem Klostergarten und meiner Heilanstalt befand, ist abgetragen worden; man will dort ein neues Gebäude aufführen und eine Kapelle errichten... weil die ältere nicht groß genug ist. Uebrigens muß ich es zu Fräulein Adrienne's Lobe sagen, fügte der Doktor mit einem zweideutigen Lächeln hinzu, — daß sie mir die Kopie einer Raphael'schen Madonna für diese Kapelle versprochen hat.

— Wirklich... das finde ich höchst passend, — erwiederte die Fürstin. — Aber es ist bald Mittag, und Herr Tripeaud kommt nicht.

— Er ist der Mitvormund des Fräuleins von Cardoville, deren Vermögen er als ehemaliger Geschäftsführer des verstorbenen Herzogs verwaltet hat, — sagte der Marquis in sichtlich unruhiger Stimmung. — Seine Anwesenheit ist uns durchaus unentbehrlich. Es wäre zu wünschen, er käme vor Fräulein von Cardoville, welche jeden Augenblick eintreten kann.

— Es ist Schade, daß wir sein Portrait nicht statt seiner Person hier benutzen können, — bemerkte der Doktor mit boshaftem Lächeln, und zog eine kleine Flugschrift aus der Tasche.

— Was haben Sie denn da, Doktor? — fragte die Fürstin.

— Eines von den anonymen Pamphleten, welche von Zeit zu Zeit unter das Volk gelangen... Es führt den Titel: „Die Geißel", und das Portrait des Barons Tripeaud ist mit solcher Freimüthigkeit darin entworfen, daß

es nicht mehr als eine Satire zu betrachten ist... sondern als wahre unverfälschte Wirklichkeit. Hören Sie nur... Die Skizze führt die Ueberschrift: Bild des Luchses.

Der Herr Baron Tripeaud. — „Dieser Mann, „der sich gewissen socialen Superioritäten gegenüber eben so „kriechend und unterwürfig, wie er sich gegen Alle, die von „ihm abhängig sind, unverschämt grob zeigt; dieser Mann „ist die lebendige und erschreckende Verkörperung des schlech- „ten Theiles der bürgerlichen und industriellen Aristokratie, „des Geldmannes, des cynischen Spekulanten ohne Herz, „ohne Glauben, ohne tieferes geistiges Leben, der à la hausse „oder à la baisse auf den Tod seiner Mutter spekuliren „würde, wenn der Tod seiner Mutter Einfluß auf den Bör- „senkurs üben könnte.

„Dergleichen Leute haben alle die abscheulichen Laster „der Emporkömmlinge, nicht solcher, welche sich durch recht- „schaffene, beharrliche und ehrenwerthe Thätigkeit, auf eine „lobenswerthe Weise bereichert haben, sondern solcher, „welche plötzlich durch die blinde Laune des Zufalls oder „durch einen glücklichen Netzzug in dem schlammigen Ge- „wässer der Agiotage begünstigt wurden.

„Dergleichen Parvenus hassen das Volk, weil das Volk „sie an ihren Ursprung erinnert, dessen sie sich schämen. „Gefühllos gegen das Elend der Massen, messen sie letz- „teres der Faulheit, der Lüderlichkeit bei, weil diese Ver- „läumdung ihre rohe Selbstsucht nicht in ihrer Behaglich- „keit stört.

„Das ist noch nicht Alles.

„Von seinem Geldkasten herab, von der Höhe seines

„Doppelrechts als wählbarer Wähler, blickt Baron Tripeaud „wie so mancher Andere mit Hohn auf die Dürftigkeit, auf „die politische Rechtlosigkeit:

„Des durch eigenes Verdienst avancirten Offiziers, der „nach vierzig Dienst- und Kriegsjahren kaum sein Leben „durch eine unzulängliche Pension zu fristen vermag;

„Des Staatsdieners, der sein Leben mit der Erfüllung „trauriger Pflichten hingebracht hat und am Ende seiner „Tage nicht besser bedacht wird;

„Des Gelehrten, der sein Vaterland durch nützliche „Werke verherrlicht, oder des Lehrers, der ganze Genera-„tionen in alle menschlichen Kenntnisse eingeweiht hat;

„Des bescheidenen und tugendhaften Landpfarrers, die-„ses lautersten Vertreters des Evangeliums, in dessen liebe-„vollem, brüderlichem und demokratischem Sinne u. s. w.

„Warum sollten, bei dieser Lage der Dinge, der Herr „Industrie-Baron nicht die unverschämteste Verachtung gegen „den einfältigen Haufen der rechschaffenen Leute hegen, die „dem Staat ihre Jugend, ihr Mannesalter, ihr Blut, ihre „Talente, ihr Wissen gewidmet haben, und die dessen-„ungeachtet der Vorrechte entbehren, welche er genießt, weil „er in einem vom Gesetze verbotenen Spiel oder durch an-„deres schändliches Treiben eine Million gewonnen?

„Zwar sagen die Optimisten zu diesen Parias der Ci-„vilisation, deren würdige und stolze Armuth nicht hoch ge-„nug geachtet und verehret werden kann:

„— So kauft euch Grundbesitz, und Ihr seid „wählbar und Wähler.

„— Doch, lassen wir die Biographie des Herrn Baron folgen.

„André Tripeaud, der Sohn eines Wirthshausstallknechts . . .“

In diesem Augenblick wurden die beiden Flügel der Thüre geöffnet, und der Kammerdiener meldete:

— Der Herr Baron Tripeaud!

Der Doktor steckte seine Broschüre wieder in die Tasche, machte dem Geldmanne die gehorsamste Verbeugung, und stand sogar auf, um ihm die Hand zu drücken.

Der Herr Baron erschöpfte, als er eingetreten, sich fast in Verbeugungen von der Thüre an.

— Ich habe die Ehre, dem Befehle der Frau Fürstin Folge zu leisten . . . Ihre Durchlaucht wissen, daß Sie stäts auf mich zählen können.

— In der That rechne ich auf Sie, Herr Baron, und besonders in diesem Falle.

— Wenn die Absichten der Frau Fürstin in Betreff des Fräuleins von Cardoville noch stäts die nämlichen sind . . .

— Noch stäts, Herr Baron; deßhalb sind wir heut versammelt.

— Die Frau Fürstin können Sich meiner Mitwirkung versichert halten, so wie ich es Eurer Durchlaucht versprochen habe . . . Ich bin auch der Meinung, daß endlich die größte Strenge angewendet werden müsse . . . und daß, wenn es nöthig würde, selbst . . .

— Das ist auch unsere Ansicht, — unterbrach ihn rasch der Marquis, gab der Fürstin ein Zeichen, und blickte

nach der Seite hin, wo der Mann mit der Brille versteckt war. — Wir sind vollkommen einverstanden, — fuhr er fort; — nur lassen Sie uns dahin streben, daß im Interesse des jungen Mädchens ... denn jenes leitet uns allein ... kein einziger Punkt zweifelhaft bleibe, und bewegen wir dieselbe durch alle möglichen Mittel zur größten Aufrichtigkeit.

— Das gnädige Fräulein kommt so eben aus dem Pavillon und fragt, ob sie der Frau Fürstin ihre Aufwartung könne, — sprach der Kammerdiener im Hereintreten, nachdem er zuvor angepocht hatte.

— Sagen Sie dem Fräulein, daß ich sie erwarte — erwiederte die Fürstin — sonst bin ich jetzt für Niemanden zu sprechen ... für Niemanden, ohne Ausnahme ... haben Sie verstanden? ... durchaus für Niemanden.

Nun ging die Fürstin auf den Vorhang zu, hinter welchem der Mann versteckt war, lüftete denselben, und gab letzterem noch ein Zeichen des Einverständnisses.

Dann kehrte die Fürstin in den Salon zurück.

Seltsam, während der wenigen Augenblicke, welche bis zu Adrienne's Eintreten verflossen, schienen die verschiedenen Theilnehmer an diesem Auftritte unruhig, befangen, als ob sie der Ankunft derselben mit Aengstlichkeit entgegensähen.

Nach einer Minute trat Fräulein Cardoville in das Gemach ihrer Tante.

Viertes Kapitel.

Das Scharmützel.

Sobald Fräulein von Cardoville eingetreten war, entblößte sie ihr schönes goldiges Haar, das an beiden Seiten des Gesichts in langen duftigen Locken herabfiel und sich in einer dicken Flechte um den Hinterkopf wand, und warf den grauen Kastorhut, den sie für den Gang durch den Garten aufgesetzt hatte, auf einen Armsessel.

Adrienne trat ohne Keckheit, aber mit vollkommener Ungezwungenheit auf. Ihre Miene war heiter und lächelnd; ihr schönes großes Auge erschien noch glanzvoller, als gewöhnlich. Als sie den Abbé von Aigrigny erblickte, entschlüpfte ihr eine Regung des Erstaunens, und ein etwas spöttisches Lächeln glitt über ihre rosigen Lippen.

Nachdem sie dem Doktor huldreich zugenickt hatte, ging sie an dem Baron Tripeaud vorüber, ohne ihn eines Blickes

zu würdigen, und begrüßte die Fürstin durch eine leichte Verbeugung voll hoher Anmuth und wahrer Würde.

Obwohl der Gang und die Haltung des Fräuleins von Cardoville äußerst vornehm, vollkommen züchtig und von ächt weiblicher Grazie waren, so äußerte sich doch ein entschlossenes, kühnes und stolzes Etwas darin, das bei Frauen, besonders aber bei Jungfrauen von ihrem Alter, höchst selten ist. Alle ihre Bewegungen waren nichts weniger als hastig und schroff, hatten aber auch nichts Gezwungenes, Steifes oder Geziertes. Sie waren, wenn man so sagen darf, offen und freimüthig wie ihr Charakter. Man gewahrte Leben, Frische und Jugend darin, und man erkannte auf den ersten Blick, daß diese, ihre Empfindungen frei ausströmende, edle und entschlossene Natur sich bisher noch nicht unter das Joch eines erheuchelten Rigorismus zu beugen vermocht hatte.

Auffallend war, daß der Marquis von Aigrigny, dieser vollendete Weltmann, dieser große Geist, dieser durch hinreißende Beredtsamkeit ausgezeichnete Priester, besonders aber dieser Mann der Gewalt und des Befehles ... Adriennen von Cardoville gegenüber ... ein unwillkürliches Mißbehagen, eine unbegreifliche, fast peinliche Befangenheit fühlte ... Er, der sich stäts so vollkommen zu beherrschen verstand; er, der gewohnt war, einen allmächtigen Einfluß zu üben; er, der so oft im Namen seines Ordens mit gekrönten Häuptern als mindestens auf gleichem Fuße mit ihnen stehend unterhandelt hatte, er fühlte sich verlegen, aus seinem Selbstbewußtsein gerissen in Gegenwart dieses jugendlichen Mädchens, welches eben so ausgezeichnet war durch ihre Frei-

müthigkeit wie durch ihren Geist und ihre Ironie ... Da nun aber im Allgemeinen diejenigen Leute, welche gewohnt sind, Anderen zu gebieten, leicht Denjenigen hassen, der sich ihrem Einfluß entzieht und sich ihnen widersetzt oder sie verhöhnt, so hegte auch der Marquis gerade keine Zuneigung für die Nichte der Fürstin von Saint-Dizier.

Schon seit längerer Zeit und gegen seine Gewohnheit versuchte er bei Adriennen nicht mehr jene Verführungskunst, jene Macht des Wortes, womit er gewöhnlich Alles in seinen Zauberkreis bannte. Gegen sie zeigte er sich trocken, absprechend, ernst, und zog sich in die eisige Sphäre hochmüthiger Würde und schroffer Strenge zurück, wodurch die liebenswürdigen Eigenschaften, welche er besaß und die er so vortrefflich und fruchtbringend zu benutzen pflegte, vollends erstarrten ... Ueber dies Alles ergötzte Adrienne sich höchlich, aber auch unvorsichtig, denn die gewöhnlichsten Veranlassungen erzeugen oft unversöhnlichen Haß.

Nach Darlegung dieser seit längerer Zeit bestehenden gegenseitigen Stimmung, werden die verschiedenen Gesinnungen und widerstrebenden Absichten, wovon die einzelnen Theilnehmer an diesem Auftritte beseelt waren, dem Leser begreiflicher werden.

Die Fürstin von Saint-Dizier saß auf einem großen Lehnstuhle zur Seite des Kamins.

Der Marquis von Aigrigny stand vor dem Kamin.

Doktor Baleinier saß an einem Schreibpulte, und blätterte wiederum in der Biographie des Baron Tripeaud.

Und der Baron stellte sich, als betrachte er mit größter Aufmerksamkeit ein Heiligenbild an der Wand.

— Sie haben mich rufen lassen, gnädige Tante, um wichtige Dinge mit mir zu besprechen...

Mit diesen Worten brach Fräulein von Cardoville das verlegene Schweigen, welches seit ihrem Eintritt in den Salon geherrscht hatte.

— Ja, Fräulein — entgegnete die Fürstin kalt und mit strenger Miene. — Es handelt sich um eine sehr ernste Unterredung.

— Ich stehe zu Befehl, gnädige Tante... Wollen wir uns nicht in Ihren Büchersaal begeben?

— Das ist nicht nöthig... wir können uns hier verständigen. — Dann sprach sie, sich an den Marquis, an den Doktor und an den Baron wendend: — Wollen Sie gefälligst Platz nehmen, meine Herren.

Diese setzten sich um den runden Tisch in der Mitte des Zimmers.

— Inwiefern, theuerste Tante, geht denn aber die Unterredung, welche ich mit Ihnen haben soll, diese Herren an? — fragte Fräulein von Cardoville mit Befremden.

— Die Herren sind alte Freunde unserer Familie; — erwiederte die Fürstin. — Alles, was Sie berührt, berührt auch sie. Darum merken Sie auf den Rath derselben und folgen Sie ihm mit Ehrfurcht.

— Ich setze nicht den geringsten Zweifel in die Freundschaft des Herrn von Aigrigny für unsere Familie... ebensowenig zweifle ich an der herzlichen und uneigennützigen Ergebenheit des Herrn Tripeaud... und was den Herrn Baleinier anbetrifft, der ist einer von meinen bewährtesten Freunden... Doch bevor ich diese Herren als Zuhörer...

oder, wenn Sie wollen, als Vertraute bei unserer Unterredung annehmen darf, wünschte ich zu wissen, worüber wir uns in ihrer Gegenwart besprechen sollen.

— Bisher glaubte ich, mein Fräulein, daß unter den vielen Ansprüchen, welche Sie zu machen gewohnt sind, sich auch wenigstens der ... auf Offenheit und Muth befinde.

— Lieber Gott! verehrteste Tante — entgegnete Adrienne lächelnd mit verstellter Bescheidenheit, — ich mache nicht mehr Anspruch auf Offenheit und Muth, als Sie auf Offenherzigkeit und Güte. Lassen Sie uns denn ein für alle Mal darüber einig werden, daß wir sind, wie wir sind ... anspruchslos ...

— O ja, recht gern, — entgegnete die Fürstin trokken; — haben Sie mich nicht schon längst an die Spitzfindigkeiten Ihres rücksichtslosen Geistes gewöhnt? ... Sie werden Sich also, hoffe ich, nicht schämen, muthig und offen, wie Sie zu sein behaupten, in Gegenwart so ernster und achtbarer Männer, wie diese Herren sind, Alles zu sagen, was Sie zu mir allein sagen würden ...

— Ich soll also ein förmliches Verhör bestehen? Aber über was denn?

— Von einem Verhör ist keine Rede. Da ich aber das Recht habe, über Sie zu wachen, und Sie meine thörichte Nachgiebigkeit für Ihre Launen immer mehr und mehr mißbrauchen ... so habe ich beschlossen, Dem, was nur zu lange gewährt hat, ein Ziel zu setzen und Ihnen in Gegenwart dieser Freunde unserer Familie meinen unwiderruflichen Entschluß für die Zukunft kund zu thun ... Bisher machten

Sie Sich einen ganz falschen, höchst ungenügenden Begriff von meiner Gewalt über Sie.

— Seien Sie versichert, meine Tante, daß ich mir davon weder einen unrichtigen noch richtigen Begriff machte, denn ich machte mir gar keinen Begriff davon.

— Das ist meine Schuld. Denn ich hätte, statt Herablassung gegen Ihr Phantasieleben zu zeigen, Sie meine Gewalt stärker fühlen lassen sollen. Jetzt aber ist der Augenblick Ihrer Unterwerfung gekommen. Der strenge Tadel meiner Freunde hat mir zur rechten Zeit die Augen geöffnet ... Sie haben einen eigenwilligen, ungezähmten, entschlossenen Charakter ... Er muß sich ändern, verstehen Sie mich, und er wird sich ändern, mit Güte oder Gewalt, ich sag' es Ihnen.

Bei diesen, in Gegenwart Fremder mit Bitterkeit ausgesprochenen Worten, deren Härte durch Nichts zu rechtfertigen schien, warf Adrienne stolz den Kopf zurück; sie besann sich aber, und antwortete gezwungen lächelnd:

Sie sagen, gnädigste Tante, daß ich mich ändern werde? ... Das würde mich nicht Wunder nehmen ... Man hat ja so sonderbare ... Bekehrungen erlebt!

Die Fürstin biß sich auf die Lippen.

— Eine aufrichtige Bekehrung ist niemals sonderbar... wie Sie Sich ausdrückten, — bemerkte der Abbé von Aigrigny kalt, — sondern höchst verdienstlich und eine vortreffliche Ermunterung.

— Eine vortreffliche Ermunterung? — fragte Adrienne. — Wenn nun aber dadurch die Fehler ... in Laster verkehrt würden? ...

— Was wollen Sie damit sagen, Fräulein? — fragte die Fürstin.

— Ich spreche von mir, Tante: Sie machen mir den Vorwurf, ich sei eigensinnig und entschlossen... Wenn ich nun zufällig wirklich... eine heuchlerische und bösartige Person würde?... Aber sehen Sie... ich will lieber meine Fehlerchen behalten... ich liebe dieselben wie kleine verzogene Kindlein... Ich weiß, was ich besitze... ich weiß aber nicht, was ich besitzen werde.

— Aber, Fräulein Adrienne — bemerkte Baron Tripeaud sich in die Brust werfend und mit biblischer Würde. — Sie vermögen doch nicht in Abrede zu stellen, daß eine Bekehrung...

— Ich halte den Baron Tripeaud für äußerst stark darin, alle möglichen Dinge durch alle möglichen Mittel in jeden möglichen Vortheil umzukehren, — entgegnete Adrienne mit kaltem und geringschätzigem Ton; — aber ich hoffe, daß dieser Herr mit unserer Angelegenheit Nichts zu schaffen hat.

— Ei, Fräulein, — nahm der Geldmann, ermuthigt durch einen Blick der Fürstin, wiederum das Wort, — Sie scheinen zu vergessen, daß ich die Ehre habe, Ihr Nebenvormund zu sein... und daß...

— In der That hat Herr Tripeaud diese Ehre; doch kann ich nicht recht begreifen, weßhalb, — sagte Adrienne mit erhöhetem Stolz, ohne den Baron nur eines Blickes zu würdigen, — doch ist jetzt nicht der Augenblick, Räthsel zu lösen. Ich wünschte also, gnädige Tante, die Veranlassung und den Zweck dieser Zusammenkunft zu erfahren.

— Ihr Wunsch soll erfüllt werden, Fräulein. Ich werde mich ganz bestimmt und deutlich aussprechen. Sie sollen erfahren, welches Verhalten Sie in Zukunft zu beobachten haben werden, und wenn Sie Sich demselben mit dem Gehorsam und der Ehrerbietung, die Sie meinen Befehlen schuldig sind, zu fügen verweigern, so würde ich schon wissen, was ich zu thun hätte...

Es läßt sich nicht schildern, mit welchem gebieterischen Tone, mit welcher strengen Miene die Fürstin diese Worte aussprach. Sie waren ganz geeignet, ein junges Mädchen außer Fassung zu bringen, welches bisher gewohnt war, nach ihrer Laune zu leben. Adrienne aber blickte der Fürstin mit Festigkeit in die Augen, und ohne ihr, vielleicht wider Erwarten der Fürstin, mit Heftigkeit zu antworten, äußerte sie lächelnd:

— Aber das hört sich ja an wie eine Kriegserklärung. Die Sache nimmt wirklich eine spaßhafte Wendung...

— Es handelt sich hier nicht um eine Kriegserklärung! — sagte in strengem Tone der Abbé, verletzt durch die Ausdrücke des Fräuleins von Cardoville.

— Aber, Herr Abbé — entgegnete diese — für einen ehemaligen Obersten nehmen Sie einen Scherz sehr ernst... Sie, der Sie dem Kriege so Vieles verdanken... Sie, der Sie durch ihn ein französisches Regiment erhielten, nachdem Sie so lange den Fremden gegen Frankreich gedient... natürlich nur, um die starken und schwachen Seiten seiner Feinde kennen zu lernen.

Bei diesen Worten, die ihm peinliche Rückerinnerungen

erregten, erröthete der Marquis. Er war im Begriff, zu antworten, als die Fürstin ihm mit dem Ausrufe zuvorkam:

— Das ist ein unerträgliches Benehmen, Fräulein!

— Sie haben Recht, gnädige Tante, ich habe gefehlt, und muß dies gestehen... Ich hätte Das nicht spaßhaft nennen sollen, denn es ist es in Wahrheit nicht... Aber es ist wenigstens ungewöhnlich... und vielleicht sogar ziemlich verwegen — fügte das junge Mädchen nach kurzem Bedenken hinzu... aber ich liebe die Verwegenheit... Da wir nun aber einmal von der Sache sprechen, da es sich um einen Konduitenplan handelt, dem ich mich bei Strafe fügen soll... — Hier hielt Fräulein von Cardoville inne, wendete sich zur Fürstin von Saint-Dizier, und fragte: — Bei welcher Strafe denn, gnädige Tante?

— Das werden Sie erfahren... Sprechen Sie nur weiter.

— So will ich denn auch meiner Seits in Gegenwart dieser Herren Ihnen bestimmt und unumwunden den Entschluß kundthun, den ich auszuführen Willens bin. Da ich aber einige Zeit nöthig hatte, um ihn in's Werk zu setzen, so schwieg ich davon, denn Sie wissen, ich pflege nie zu sagen: Das will ich thun, sondern: Das thue ich, oder: Das hab' ich gethan.

— Das weiß ich, und diese strafbare Rücksichtlosigkeit muß gebrochen werden.

— Meine Absicht war, Ihnen erst später von diesem Entschlusse Kunde zu geben. Ich kann mir aber die Freude nicht versagen, Sie noch heut davon in Kenntniß zu setzen, da Sie mir ganz geneigt erscheinen, ihn anzuhören und dem-

selben ihre Beipflichtung zu gewähren... Aber... ich bitte Sie, Tante, sprechen Sie zuerst... denn am Ende wäre es möglich, daß unsere Absichten völlig mit einander übereinstimmten.

— So habe ich Sie lieber, — entgegnete die Fürstin. — Jetzt äußern Sie doch wieder den Muth Ihres Stolzes und Ihre Verachtung jeder Gewalt. Sie sprachen von Verwegenheit... die Ihrige ist groß.

— Wenigstens bin ich durchaus entschlossen, Das zu thun, was Andre aus Schwäche leider nicht wagen würden... Ich aber werde es wagen!... Das ist, will ich meinen, deutlich und klar gesprochen.

— Sehr deutlich... sehr bestimmt! — entgegnete die Fürstin und wechselte ein Zeichen des Einverständnisses und der inneren Zufriedenheit mit den übrigen Theilnehmern an diesem Auftritt. — Ist einmal der Standpunkt festgestellt, so werden auch die Thatsachen weit einfacher... Nur muß ich Ihnen, in Ihrem eigenen Interesse, bemerklich machen, daß diese Angelegenheit sehr ernst ist, ernster, als Sie vermuthen, und daß es für Sie nur ein einziges Mittel gibt, mich zur Nachsicht zu stimmen, und zwar, indem Sie an die Stelle der gewöhnlichen Schroffheit und Ironie in Ihren Aeußerungen die Bescheidenheit und die Ehrerbietung treten lassen, welche einem jungen Mädchen geziemen.

Adrienne lächelte, antwortete aber nicht.

Eine Pause von einigen Augenblicken, während welcher ein abermaliger Austausch von Blicken zwischen der Fürstin und ihren drei Freunden Statt fand, kündete an, daß die=

sem mehr oder minder glänzenden Scharmützel ein ernstes Treffen folgen werde.

Fräulein von Cardoville hatte zu viel Einsicht, einen zu tiefen Scharfblick, um nicht wahrzunehmen, daß die Fürstin von Saint-Dizier dieser entscheidenden Unterredung die höchste Wichtigkeit beilege. Allein das junge Mädchen vermochte nicht zu begreifen, wie ihre Tante hoffen könne, sie unbedingt ihrer Willkür zu unterwerfen. Die Drohung, zu Zwangsmitteln greifen zu wollen, schien ihr mit Recht höchst lächerlich. Da ihr aber der ränkesüchtige Charakter ihrer Tante, die verborgene Gewalt, über welche dieselbe verfügte, und die furchtbare Rache, die sie zuweilen geübt hatte, nicht unbekannt waren; und da sie ferner erwog, daß Männer von der Bedeutung des Marquis und des Arztes nicht ohne triftige Gründe hierher gekommen sein würden, um dieser Unterredung beizuwohnen: so bedachte sich das junge Mädchen einen Augenblick, ob sie den Kampf beginnen solle.

Aber, gerade weil sie, wenn auch nur dunkel, eine ihr drohende Gefahr ahnete, wankte sie nicht, sondern entschloß sich schnell, dieser Gefahr Trotz zu bieten, die Unabhängigkeit ihrer Ansichten wo möglich noch schroffer hervortreten zu lassen und in aller und jeder Beziehung bei dem Entschlusse zu beharren, welchen sie ihrer Seits der Fürstin von Saint-Dizier kund zu thun beabsichtigte.

Fünftes Kapitel.

Die Auflehnung.

— Fräulein . . . so redete jetzt die Fürstin Adriennen von Cardoville mit kalter, strenger Stimme an; — ich bin es mir, ich bin es diesen Herren schuldig, in wenig Worten die Thatsachen in's Gedächtniß zurückzurufen, welche sich in jüngster Zeit ereignet haben. Es sind sechs Monate her . . . Sie hatten eben ihr achtzehntes Jahr erreicht und die Trauer um Ihren seligen Vater abgelegt, als Sie den Wunsch gegen mich äußerten . . . ich möge Ihnen den Genuß Ihres Vermögens gestatten und Sie aus meiner vormundschaftlichen Aufsicht entlassen . . . Ich war leider schwach genug, Ihren Bitten zu willfahren . . . Bald darauf verließen Sie Ihre Appartements in diesem Palais und schlugen Ihren Wohnsitz, fern von jeder Beaufsichtigung, im Pavillon des

Gartens auf.... Jetzt begann eine Reihenfolge der übertriebensten und unsinnigsten Ausgaben. Anstatt sich mit einem oder mit zwei Kammermädchen aus der Klasse, woraus man sie zu nehmen pflegt, zu begnügen, haben Sie Sich mit Gesellschaftsdamen umgeben, und diese in eben so seltsame als kostspielige Kostüme gehüllt. Sie selbst haben Sich, wenn auch nur in der Zurückgezogenheit Ihres Pavillons, bald mit diesen bald mit jenen Trachten verflossener Jahrhunderte bekleidet... Ihre tollen Einfälle und unvernünftigen Launen waren schranken-, waren zügellos. Nicht allein haben Sie die heiligsten Pflichten des Gottesdienstes vernachlässigt, sondern Sie hatten sogar die Schamlosigkeit, eines Ihrer Gemächer so weit zu entwürdigen, daß Sie darin, ich weiß nicht welcher heidnischen Gottheit einen Altar errichteten und auf diesen eine Marmorgruppe stellten, welche einen Jüngling und ein junges Mädchen vorstellt... — Die Fürstin sprach diese Worte, als hätten sie ihr auf den Lippen gebrannt. — Mag diese Gruppe, wie ich gern zugebe, ein bloßes Kunstwerk sein, so ist sie dennoch für ein junges Mädchen von Ihrem Alter im höchsten Grade unanständig. Ganze Tage lang haben Sie Sich in Ihre Zimmer eingeschlossen, ohne Jemanden den Zutritt zu Ihnen gestatten zu wollen. Der Herr Doktor Baleinier ist von meinen Freunden der Einzige, zu dem Sie noch einiges Vertrauen bewahrt haben. Nur seinen dringenden Bitten gelang es, bis in Ihre Nähe zu dringen, und da fand er Sie mehrmals in solchem Zustande der Aufregung und Ueberspanntheit, daß er für Ihre Gesundheit in die größte Besorgniß gerieth... Nie haben Sie gestatten wollen, daß

Jemand Sie auf Ihren Gängen begleitete, und Niemanden haben Sie Rechenschaft von Ihren Handlungen abgelegt. Mit Einem Wort, Sie haben Sich darin gefallen, Ihren Willen stäts über mein Ansehen zu setzen... Ist das die Wahrheit?...

— Dieses Bild der Vergangenheit... ist wenig geschmeichelt — erwiederte Adrienne lächelnd, — und dennoch ist es nicht völlig unkenntlich.

— Sie räumen also, mein Fräulein — sagte der Abbé, indem er seine Worte langsam aussprach und betonte — ausdrücklich ein, daß alle Thatsachen, welche Ihre Frau Tante angeführt hat, die gewissenhafteste Wahrheit enthalten?

Und Aller Blicke hefteten sich auf Adrienne, als wäre die Antwort, die sie geben würde, von der allergrößten Wichtigkeit.

— Allerdings, mein Herr — erwiederte das Fräulein. — Uebrigens pflege ich meine Lebensweise zu wenig geheim zu halten, als daß diese Frage nicht ganz unnütz wäre.

— Diese Thatsachen stehen also fest — sprach der Abbé von Aigrigny, indem er sich nach dem Doktor und dem Baron umwendete.

— Diese Thatsachen stehen vollkommen fest für uns — erwiederte Baron Tripeaud, sich stolz in die Brust werfend.

— Aber dürfte ich wohl wissen, Tante, — fragte Adrienne — was diese lange Einleitung bezwecken soll?

— Diese lange Einleitung, Fräulein, — entgegnete die Fürstin mit Würde, — bezweckt, die Vergangenheit festzustellen, um dadurch die Zukunft zu rechtfertigen.

— Diese Worte, theuerste Tante, sind ganz im Ge-

schmacke jener dunklen Orakelsprüche der cumäischen Sybille ... Sie müssen etwas Schreckliches verdecken.

— Das könnte wohl sein, mein Fräulein ... denn Nichts ist gewissen Gemüthern schrecklicher, als der Gehorsam und die Pflicht; und Sie gehören Ihrem Charakter nach zu diesen widerspänstigen Geistern ...

— Ich muß es Ihnen nur aufrichtig gestehen ... verehrte Tante, daß ich wohl so bleiben werde bis zu dem Tage, wo es mir vergönnt ist, den Gehorsam zu lieben und die Pflicht zu verehren.

— Mögen Sie meine Gebote lieben und verehren oder nicht, das ist höchst gleichgültig, mein Fräulein, — entgegnete die Fürstin kurz abgebrochen und mit strengem Tone. — Allein, Sie werden Sich noch heut, ja von dieser Stunde an, unbedingt, blindlings meinem Willen unterwerfen; mit Einem Wort, Sie werden Nichts mehr ohne meine Erlaubniß unternehmen: so will ich's, so soll es sein, und so muß es geschehen.

Adrienne starrte einige Augenblicke ihre Tante verwundert an; dann brach sie in ein herzliches und schallendes Gelächter aus, welches in dem geräumigen Zimmer lange wiederhallte.

Herr von Aigrigny und Baron Tripeaud machten ein Zeichen des Unwillens.

Die Fürstin blickte ihre Nichte mit grimmiger Miene an.

Der Doktor erhob die Augen gen Himmel, stieß einen salbungsvollen Seufzer aus und faltete die Hände über seinem Bäuchlein.

— Mein Fräulein ... — sprach Herr von Aigrigny —

ein solches Gelächter ist höchst unanständig. Die Worte Ihrer gnädigen Tante sind wichtig, höchst wichtig, und verdienten anders aufgenommen zu werden.

— Aber mein Gott, Herr Abbé, — entgegnete Adrienne, indem sie ihrer Lachlust Einhalt that. — Wessen Schuld ist es denn, daß ich so übermäßig lache? Wie ist es möglich, daß ich meine Kaltblütigkeit bewahre, wenn ich meine Tante von blindem Gehorsam gegen ihre Befehle sprechen höre?... Ist eine Schwalbe, welche gewohnt ist, die Räume des Himmels zu durchfliegen... ihre muthwilligen Spiele im Glanze der Sonne zu treiben... dazu geschaffen, in der Höhle des Maulwurfs zu leben?

Der Marquis stellte sich, als setze ihn diese Antwort in das höchste Erstaunen; er blickte daher die anderen Mitglieder dieser Art von Familienrath mit Befremden an.

— Eine Schwalbe? was meint sie damit?... — fragte der Abbé den Baron, und machte dabei ein Zeichen, welches dieser verstand.

— Ich kann es nicht sagen... — erwiederte Tripeaud, und blickte seiner Seits auf den Doktor. — Sie spricht von Maulwurf... das ist unerhört... unbegreiflich...

— Ist das, mein Fräulein, — fragte die Fürstin, welche das Erstaunen der übrigen Anwesenden zu theilen schien, — die Antwort, welche Sie mir zu ertheilen haben?

— Nun ja, allerdings, — entgegnete Adrienne, die auch ihrerseits darüber erstaunt war, daß Jene die bildliche Redensart nicht zu begreifen schienen, deren sie sich bedient hatte, was ihr nicht selten in ihrer oft poetischen und blumenreichen Ausdrucksweise begegnete.

— Lassen Sie das gut sein, Frau Fürstin, — sprach Doktor Baleinier, mit vieler Gutmüthigkeit lächelnd, — und haben Sie Nachsicht.... Unser theuerstes Fräulein hat einen von Haus aus so eigenthümlichen, überspannten Geist!! ... Sie ist in Wahrheit die allerliebste Närrin, die ich jemals gesehen... ich hab' es ihr schon hundert Mal gesagt, und zwar in meiner Eigenschaft eines alten Freundes... der sich Alles erlauben darf.

— Ich begreife, daß Ihre Freundschaft für das Fräulein Sie zur Nachsicht stimmt.... Dessen ungeachtet werden Sie doch gestehen müssen, Herr Doktor, — sagte Herr von Aigrigny, welcher dem Arzte einen Vorwurf über seine Parteinahme für Adriennen zu machen schien, — daß dergleichen Antworten höchst ungereimt sind, wenn es sich um so ernste Fragen handelt.

— Es ist ein Unglück, daß das Fräulein die Wichtigkeit dieser Konferenz nicht einsieht, — entgegnete die Fürstin mit finsterer Miene. — Sie wird es vielleicht nunmehr begreifen, da ich ihr meine Befehle ertheilen will.

— Und wie lauten diese Befehle... theuerste Tante?

Und Adrienne, welche auf der anderen Seite des Tisches ihrer Tante gegenüber saß, stützte ihr kleines Rosenkinn in ihre niedliche Hand mit so anmuthig spöttischer Gebärde, daß es einen allerliebsten Anblick gewährte.

— Von morgen ab, — begann die Fürstin, — werden Sie Ihren Wohnsitz im Pavillon verlassen... und Ihre Zofen entlassen... Sie werden wiederum hier zwei Zimmer bewohnen, zu denen man nur durch die meinigen gelangt... Sie werden nie ohne Begleitung ausgehen...

Sie werden mit mir den Gottesdienst besuchen... Sie verlieren die freie Verfügung über Ihr Vermögen, da Ihre Verschwendungssucht hinreichend festgestellt ist... Ich selbst werde alle Ihre Ausgaben bestreiten... Ich werde sogar die Bestellung Ihrer Kleider übernehmen, damit Sie anständig und wie es sich schickt gekleidet gehen... Und endlich sollen Sie nicht die geringste Summe Geldes in die Hände bekommen bis zu Ihrer Volljährigkeit, die übrigens so viel als möglich durch die Dazwischenkunft eines Familienrathes hinausgeschoben werden soll... Das ist mein Wille.

— Man kann Ihrem Entschlusse, gnädigste Frau, nur den unbedingtesten Beifall zollen, — sagte der Baron Tripeaud, — und Sie nur ermuthigen, die größte Festigkeit zu zeigen, denn so vielen Ausschweifungen muß ein Ende gemacht werden...

— Es ist die höchste Zeit, daß diesen Aergernissen Schranken gesetzt werden, — fügte der Abbé hinzu.

— Die Seltsamkeit und Ueberspanntheit des Charakters ... dürften inzwischen vielen Dingen zur Entschuldigung dienen, — warf der Arzt mit freundlich beschwichtigender Miene hin.

— Sie haben Recht, Herr Doktor, — sagte die Fürstin kalt zum Arzte, der seine Rolle vortrefflich spielte: — dann behandelt man aber solche Charaktere, wie sich's gehört.

Frau von Saint-Dizier hatte sich mit Festigkeit und Bestimmtheit ausgesprochen, und schien von der Möglichkeit überzeugt, Das auszuführen, womit sie ihrer Nichte drohete. Der Baron Tripeaud und Herr von Aigrigny hatten den

Worten der Fürstin ihre vollständige Zustimmung ertheilt. Jetzt begann Adrienne einzusehen, daß ihre Lage bedenklich wurde, und ihre Heiterkeit machte einer bitteren Ironie und der Aufwallung einer erzürnten Selbstständigkeit Platz.

Sie sprang von ihrem Sitze auf und erröthete leicht, ihre rosigen Nasenflügel wölbten sich, ihr Auge leuchtete, mit einer Gebärde angebornen Stolzes warf sie den Kopf zurück, daß ihr goldenes wallendes Haar sich leicht bewegte, und nach kurzer Pause sprach sie mit schneidender Stimme zu ihrer Tante:

— Sie haben von der Vergangenheit gesprochen, Frau Fürstin. Auch ich will derselben mit einigen Worten gedenken, denn Sie zwingen mich dazu... Ich thue es ungern... Ich verließ Ihr Schloß, weil ich nicht länger in dieser Atmosphäre finsterer Heuchelei und schwarzen Verrathes zu leben vermochte...

— Fräulein... — unterbrach sie Herr von Aigrigny — dergleichen Worte sind eben so schonungslos als unvernünftig.

— Mein Herr! da Sie mich unterbrechen, so beantworten Sie mir zwei Worte, — entgegnete Adrienne lebhaft und blickte dem Abbé scharf in's Gesicht. — Was für Beispiele fand ich bei meiner Tante?

— Die vortrefflichsten, mein Fräulein...

— Die vortrefflichsten, mein Herr? Vielleicht, weil ich daselbst tagtäglich die Gottseligkeit der Tante als die Komplice der Ihrigen kennen lernte?

— Fräulein... Sie vergessen Sich... rief die Fürstin und wurde bleich vor Wuth.

— Gnädige Frau ... ich vergesse nicht ... aber ich erinnere mich ... wie andre Leute ... Das ist Alles ... Ich hatte keine Verwandte, bei der ich eine Zuflucht finden konnte ... darum wollte ich für mich allein leben ... Ich verlangte den Genuß meiner Einkünfte, weil ich sie lieber selbst zu verwenden gedenke, als sie durch Herrn Tripeaud verschleudert sehen will.

— Fräulein! — rief der Baron, — ich begreife nicht, wie Sie Sich erlauben können ...

— Genug, mein Herr! — unterbrach ihn Adrienne und gebot mit einer Gebärde niederschmetternden Stolzes Schweigen. — Ich rede von Ihnen ... aber nicht zu Ihnen ...

Und Adrienne sprach weiter:

— Ich wollte meine Einkünfte nach meinen Neigungen verwenden: darum schmückte ich das Asyl, welches ich gewählt habe. Anstatt mich mit garstigen, plumpen Dienstboten zu umringen, nahm ich junge, hübsche, wohlerzogene, aber arme Mädchen zu mir. Da die Erziehung, welche sie genossen, mir nicht gestattete, sie einer entwürdigenden Dienstbarkeit zu unterwerfen, so suchte ich ihre Lage angenehm und heiter zu machen. Sie dienen mir nicht, sondern erzeigen mir Dienste; ich bezahle sie zwar, aber ich bin ihnen auch dankbar ... Das sind für Sie, gnädige Tante, Spitzfindigkeiten, die Sie nicht begreifen; ich weiß es ... Statt sie schlecht oder geschmacklos gekleidet zu sehen, habe ich ihnen Gewänder gegeben, welche ihren Gesichtern entsprechen, denn ich liebe, was schön, was jugendlich ist. Ob ich mich selbst so oder anders kleide, das ist eine Sache, die nur

meinen Spiegel Etwas angeht. Ich gehe aus ohne Begleitung, weil es mir gefällt, meiner Laune auf meinen Spaziergängen zu folgen. Ich gehe nicht zur Messe; dem ist so: hätte ich noch meine Mutter, so würde ich ihr sagen, worin meine Andacht, mein Gottesdienst besteht, und sie würde mich zärtlich an ihr Herz schließen... Ich habe einen heidnischen Altar der Jugend und der Schönheit errichtet: das ist die Wahrheit; denn ich bete Gott an in allem Schönen, Guten, Edlen, Großen, das er geschaffen hat, und mein Herz stammelt vom Morgen bis zum Abend dieses Gebet: Mein Gott, ich danke Dir... Herr Baleinier hat, wie Sie, gnädige Frau, sagen, mich oft in meiner Einsamkeit von seltsamer Aufregung hingerissen angetroffen... Ja ... auch das ist die Wahrheit... Das war, wenn ich im Geiste mich von allem Dem entfesselte, was mir die Gegenwart so hassenswerth, so peinlich, so widerwärtig macht; wenn ich mich in die Zukunft flüchtete, und magische Gesichtskreise um mich erblickte... wenn mir so glanzvolle Gestaltungen erschienen, daß ich mich von unaussprechlicher, göttlicher Entzückung entrückt fühlte und dem Irdischen nicht mehr angehörte...

Adrienne sprach diese letzten Worte mit solchem Enthusiasmus, daß ihr, vor Entzücken stralendes Antlitz sich zu verklären schien. In diesem Augenblicke war ihre Umgebung nicht mehr für sie vorhanden.

Ja, dann, — fuhr sie mit steigender Aufregung fort, — dann athmete ich eine reine, belebende, und freie Luft... ja eine freie... eine unendlich freie Luft... in der meine Seele gesundete... und voll Hochgenuß schwelgte... Dann

sah ich meine Schwestern nicht mehr unter dem überwältigenden Drucke einer selbstsüchtigen, entwürdigenden und rohen Uebermacht... der sie die verführerischen Laster der Knechtschaft verdanken: anmuthige Arglist, bezaubernde Treulosigkeit, kosende Falschheit, geringschätzige Entsagung, ingrimmiger Gehorsam... Ich erblickte sie, die edlen Schwestern, voll Würde und Unschuld, denn sie waren frei; voll Treue und Hingebung, weil es ihnen gestattet war, zu wählen; ohne Herrschsucht und Niedrigkeit, denn sie hatten keinen Herrn zu beherrschen noch zu erweichen; ich sah sie geliebt und geachtet, denn es war ihnen vergönnt, ihre edle Hand aus einer unedlen zu reißen. O meine Schwestern... geliebte Schwestern... ich fühle es... das sind nicht blos trostreiche Visionen, es sind auch heilige Hoffnungen.

Unwillkürlich von dem Schwunge ihrer Gedanken hingerissen, stand Adrienne einen Augenblick schweigend da, um gleichsam wieder Fuß zu fassen, und bemerkte nicht, daß die Theilnehmer an diesem Auftritte einander mit freudestralender Miene anblickten.

— Mein Gott!... was sie da sagt... ist ganz vortrefflich... murmelte der Doktor der Fürstin, neben welcher er saß, in's Ohr. — Sie könnte nicht besser sprechen, selbst, wenn sie mit uns einverstanden wäre.

— Nur dadurch, daß wir sie durch die härteste Strenge außer sich bringen, werden wir sie bekommen, wie wir sie brauchen, — setzte Herr von Aigrigny hinzu.

Es schien, als habe sich Adrienne's zornige Aufwallung an den edlen Gefühlen gebrochen, die so eben ihre Brust erfüllt hatten.

Sie wandte sich daher lächelnd zum Doktor Baleinier mit den Worten:

— Sie werden mir, lieber Doktor, beipflichten, daß es nichts Lächerlicheres gibt, als sich dem Rausch gewisser Ideen in Gegenwart von Personen zu überlassen, welche unfähig sind, dieselben zu begreifen. Da habe ich Ihnen wieder eine schöne Gelegenheit gegeben, über die Geistesaufregung zu spötteln, welche Sie mir bisweilen zum Vorwurf machen ... Wie konnte ich mich aber auch in einem so ernsten Augenblicke von ihr hinreißen lassen! ... Denn es scheint wirklich, daß die Sache ernstlich wird. Was soll ich aber machen, mein guter Herr Baleinier? wenn mir einmal eine Idee in den Sinn kommt, so ist es mir eben so unmöglich, meiner Laune nicht zu folgen, als es mir unmöglich gewesen, nicht den Schmetterlingen nachzulaufen, da ich ein kleines Mädchen war.

— Und der Himmel weiß, wohin diese glänzenden buntfarbigen Schmetterlinge, die Ihnen durch den Geist flattern, Sie noch verleiten ... Ach! der kleine Tollkopf ... der kleine Tollkopf, — entgegnete Herr Baleinier mit nachsichtiger und väterlicher Miene. — Wann wird sie denn einmal eben so vernünftig als reizend sein?

— Jetzt auf der Stelle, mein guter Doktor — erwiederte Adrienne — will ich meine Träumereien mit der Wirklichkeit vertauschen, und mich, wie Sie sogleich hören werden, einer ganz hausbackenen Sprache befleißigen.

Darauf wendete sie sich zu ihrer Tante und fuhr fort:

— Gnädige Frau, Sie haben mir Ihren Willen kund gethan; hören Sie den meinigen. Ehe acht Tage vergehen

werde ich den Gartenpavillon, welchen ich bewohne, verlassen und ein anderes Haus beziehen, das ich nach meinem Geschmack einrichten ließ, und dort ganz nach meinem Gefallen leben... Ich habe weder Vater noch Mutter, und bin nur mir Rechenschaft über meine Handlungen schuldig.

— Wahrhaftig, mein Fräulein, — sagte die Fürstin und zuckte die Achseln, — Sie faseln... denn Sie vergessen, daß die Gesellschaft unverjährbare Rechte der Sittlichkeit hat, die wir geltend zu machen berufen sind; auch werden wir das nicht unterlassen... rechnen Sie darauf.

— Also Sie, gnädige Frau,... Sie und Herr von Aigrigny und Herr Tripeaud, Sie sollten die Moralität der Gesellschaft vertreten?... Das scheint mir höchst sinnreich... Etwa weil Herr Tripeaud, geradheraus gesagt, mein Vermögen als das seinige behandelt hat? Etwa, weil...

— Das ist zu arg, mein Fräulein,... — brach Tripeaud aus.

— Da ich die Gelegenheit nicht unpassend finde, gnädige Frau, — sagte Adrienne zu ihrer Tante, ohne den Baron einer Antwort zu würdigen, — so finde ich mich veranlaßt, Sie um Aufklärung über gewisse Interessen zu ersuchen, die mir, wie ich glaube... bisher verheimlicht worden sind...

Herr von Aigrigny und die Fürstin fuhren bei diesen Worten Adrienne's zusammen; beide wechselten hastig einen Blick der Verlegenheit und der Unruhe.

Adrienne bemerkte es nicht, und fuhr fort:

— Um aber Ihren Zumuthungen auf immer ein Ende zu machen, vernehmen Sie meinen festen Entschluß. Ich

verlange nach meinem Gutdünken zu leben... Ich glaube nicht, daß man mir, wenn ich ein Mann wäre, in meinem Alter diese Art von harter und entwürdigender Vormundschaft, die Sie mir aufdringen wollen, auferlegen würde, wenn ich gelebt hätte, wie ich bisher gelebt habe, das heißt tugendhaft, frei und großmüthig vor den Augen aller Welt.

— Dieser Vorsatz ist absurd! unsinnig! — rief die Fürstin aus; — so leben wollen, heißt die Sittenlosigkeit, die Verläugnung alles Schaamgefühls bis auf die äußerste Spitze treiben!

— Was für eine Meinung, gnädige Frau, — entgegnete Adrienne — haben Sie denn von so vielen armen Mädchen der niederen Volksklassen, die gleich mir älternlos sind und frei und unabhängig leben, wie ich zu leben verlange? Sie haben nicht, wie ich, eine gediegene Erziehung empfangen, welche das Herz läutert und die Seele erhebt. Sie besitzen keinen Reichthum, wie ich, der ein Schirm ist vor den bösen Versuchungen des Elends... und dennoch leben sie rechtschaffen und stolz in ihrer Bedrängniß.

— Es gibt keine Laster und keine Tugend für dieses Lumpengesindel!... — schrie der Baron Tripeaud mit einem Ausdrucke des Grimmes und gehässiger Geringschätzung.

— Gnädige Frau, Sie würden, wenn einer ihrer Lakaien sich also in Ihrer Gegenwart auszudrücken erdreistete, solchen ohne Zweifel aus dem Dienste jagen, — sagte Adrienne zu ihrer Tante mit unverhohlenem Abscheu. — Und Sie nöthigen mich, solche Redensarten anhören zu müssen!...

— Der Marquis von Aigrigny stieß den Baron unter dem Tisch mit dem Knie an, um ihn die Unbesonnenheit

fühlen zu lassen, die er begangen, indem er in dem Salon der Fürstin, wie in den Koulissen der Börse gesprochen; dann nahm er schnell das Wort, um die Grobheit des Barons wieder gut zu machen:

— Mein Fräulein, es ist durchaus kein Vergleich zwischen diesen Leuten ... und einer jungen Dame von Ihrem Range zulässig ...

— Für einen guten Katholiken ... Herr Abbé ... ist dieser Unterschied wenig christlich, — erwiederte Adrienne...

— Ich verantworte stäts, was ich spreche, mein Fräulein, — entgegnete trocken der Abbé. — Uebrigens würde das unabhängige Leben, welches Sie gegen alle Vernunft zu führen wünschen, die unangenehmsten Folgen für Ihre Zukunft haben. Ihre Familie könnte vielleicht eines Tages die Absicht haben, Sie zu verheirathen, und dann ...

— Ich werde meine Familie dieser Sorge entheben, mein Herr. Wenn ich Lust haben werde, zu heirathen ... so werde ich mich selbst verheirathen ... was mir ziemlich verständig erscheint, obgleich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, mich wenig nach jener schweren Kette verlangt, welche die Selbstsucht und Rohheit uns auf ewig um den Hals schmieden.

— Es ist unanständig, Fräulein, — sagte die Fürstin — mit solcher Leichtfertigkeit von diesem Sakrament zu sprechen.

— Besonders in Ihrer Gegenwart, gnädige Frau ..., ich dachte nicht daran; verzeihen Sie, wenn ich Sie verletzte ... Sie scheinen zu fürchten, meine Lebensweise möchte die Freier von mir scheuchen ... Das ist ja eben noch ein

Grund mehr, warum ich auf meiner Unabhängigkeit bestehe denn ich verabscheue die Freier. Mein größter Wunsch ist gerade, sie in Schrecken zu setzen, und ihnen die schlimmste Meinung von mir beizubringen; und dafür gibt es kein besseres Mittel, als sich den Schein zu geben, als lebe man gerade so, wie sie selbst... Darum rechne ich auch darauf, daß meine Launen, meine Thorheiten, meine lieben Fehlerchen mich vor jeder langweiligen Heirathsbewerbung schützen werden.

— In dieser Beziehung, mein Fräulein, — entgegnete Frau von Saint-Dizier, — sollen Sie vollständig zufrieden gestellt werden. — Wenn, was leider sehr zu befürchten ist, ruchbar werden sollte, daß Sie das Vergessen aller Pflichten so weit treiben, erst um acht Uhr Morgens, wie mir berichtet wurde, heimzukehren... Doch, ich will und darf an so etwas Unerhörtes nicht glauben.

— Sie haben Unrecht, gnädige Frau.... denn dem ist so....

— Sie gestehen es selbst? — schrie die Fürstin auf.

— Ich gestehe Alles, was ich beginne, gnädige Frau... Ich kehrte diesen Morgen um acht Uhr heim...

— Sie haben es gehört, meine Herren! — sprach die Fürstin.

— Ha!... rief der Marquis im tiefen Tenor.

— Ha!... rief der Baron aus der Fistel.

— Ha!... murmelte der Doktor, und seufzte tief auf.

Als Adrienne dieses jämmerliche Gestöhn vernahm, war sie eben im Begriff, das Wort zu nehmen, vielleicht, um sich zu rechtfertigen; aber an einem kleinen verächtlichen Zuge

um Mund und Augen konnte man bemerken, daß sie es unter ihrer Würde hielt, sich zu einer Rechtfertigung herabzulassen.

— Also ... das war gegründet ... — begann die Fürstin von Neuem. — Ach, Fräulein ... Sie hatten mich zwar so weit gebracht, daß ich über Nichts mehr erstaunte ... aber an eine solche Aufführung vermochte ich doch nicht zu glauben ... Nur Ihre unverschämte Antwort konnte mich davon überzeugen.

— Gnädige Frau, es hat mir immer scheinen wollen, als gehöre mehr Unverschämtheit dazu, zu lügen, denn die Wahrheit zu sagen.

— Von wo kamen Sie, Fräulein? und weßhalb ...

— Gnädige Frau, — fiel Adrienne ihrer Tante in die Rede, — ich lüge nie ... aber nie sage ich Das, was ich nicht sagen will. Uebrigens wäre es feig, sich gegen eine empörende Beschuldigung zu vertheidigen. Brechen wir also davon ab ... Sie würden deßhalb umsonst in mich dringen. Fassen wir nun Das, was wir wollen, kurz zusammen. Sie wollen mich einer harten und entwürdigenden Vormundschaft unterwerfen; ich aber will den Pavillon, welchen ich bewohne, verlassen und mir einen anderen Wohnsitz nach meiner Laune, meinem Geschmack wählen ... Wer von uns Beiden, Sie oder ich, wird nun nachgeben müssen? Das wird sich finden ... Jetzt aber noch Eins: ... Dieses Palais gehört mir ... Ich gestatte gern, daß Sie darin wohnen bleiben, da ich dasselbe verlasse; das Erdgeschoß steht unbewohnt ... es besteht außer den Empfangszimmern aus

zwei vollständigen Wohnungen; beide habe ich auf einige Zeit dritten Personen zur Benutzung überlassen....

— Wirklich, mein Fräulein? — erwiederte die Fürstin und sah den Marquis mit großem Erstaunen an; dann setzte sie spöttisch hinzu: — Und welchen Personen, gnädiges Fräulein, haben Sie dieselben überlassen?

— Drei Personen von meiner Verwandtschaft.

— Was soll das heißen? — fragte Frau von Saint-Dizier mit gesteigertem Befremden.

— Es soll heißen, daß ich beabsichtige, einem jungen indischen Fürsten, mit dem ich mütterlicher Seits verwandt bin, hier eine edle und gastfreundliche Aufnahme zu gewähren; in zwei oder drei Tagen wird er eintreffen, und mir liegt daran, daß er seine Zimmer zu seinem Empfange bereit finde.

— Hören Sie es, meine Herren? — sprach Herr von Aigrigny zu dem Doktor und dem Baron mit dem erkünstelten Ausdruck des tiefsten Erstaunens.

— Nein, das geht über jeden Begriff, — erwiederte der Baron.

— O du mein Gott! — seufzte der Doktor zerknirscht, — das Gefühl ist an und für sich ein edles; aber immer dieser kleine verdrehte Kopf....

— Vortrefflich! — rief die Fürstin. — Ich kann Sie zwar nicht hindern, die ausschweifendsten Wünsche zu bilden... Aber es ist anzunehmen, daß Sie auf so schönem Wege nicht stehen bleiben werden. War das Alles?

— Noch nicht... gnädige Frau. Ich habe diesen Morgen in Erfahrung gebracht, daß zwei meiner Verwand-

ten, ebenfalls mütterlicher Seits... zwei arme fünfzehnjährige Mädchen... zwei Waisen... die Töchter des Generals Simon, von einer langen Reise in Paris angekommen sind und sich bei der Frau des braven Soldaten befinden, der sie aus dem tiefsten Sibirien nach Frankreich geleitet hat.

Bei diesen Worten Adrienne's konnten Herr von Aigrigny und die Fürstin sich eines plötzlichen Zusammenbebens nicht erwehren und blickten einander mit Entsetzen an, so weit entfernt waren sie, nur zu vermuthen, Fräulein von Cardoville wisse um die Ankunft der Töchter des Marschalls Simon. Diese Aufdeckung war niederschmetternd für sie.

— Sie sind gewiß sehr erstaunt, mich so wohl unterrichtet zu finden, — fuhr Adrienne fort. — Zum Glück hoffe ich, Sie sogleich noch mehr in Erstaunen zu setzen... Um aber auf die Töchter des Marschalls Simon zurückzukommen, so werden Sie einsehen, gnädige Frau, daß es mir unmöglich ist, sie den ehrenwerthen Leuten, bei denen sie einstweilen ein Unterkommen gefunden haben, länger zur Last zu lassen. Obgleich diese Familie eben so rechtschaffen als arbeitsam ist, so ist dort doch keine passende Umgebung für jene Kinder... Ich werde sie daher abholen und ihnen hier im Erdgeschoß die andere Wohnung einräumen... die Frau des Soldaten soll als Gouvernante bei ihnen bleiben.

Bei diesen Worten blickten sich Herr von Aigrigny und der Baron an. Letzterer rief:

— So wahr ich lebe! sie hat den Verstand verloren.

Adrienne fuhr fort, ohne Herrn Tripeaud zu antworten:

— Der Marschall muß von einer Stunde zur andern in Paris anlangen. Sie werden begreifen, gnädige Frau, wie süß es mir sein wird, ihm seine Töchter vorstellen und ihm beweisen zu können, daß sie behandelt worden, wie sie es verdienten. Gleich morgen früh werde ich Modistinnen und Näherinnen kommen lassen, damit sie vollkommen ausgestattet werden.... Ich will, daß ihr Vater bei seiner Rückkehr sie schön... schön zum Entzücken finde.... Sie sind allerliebst wie die Engel, sagt man... Ich arme Profane... werde blos Amoretten aus ihnen machen...

— Sinnen Sie nach, Fräulein: ist das jetzt wohl Alles? — fragte die Fürstin mit spöttischem Ton und in kochendem Ingrimm, während Herr von Aigrigny nur mühsam seine ruhige und ernste Miene behauptete, denn tödtliche Angst bewegte sein Inneres.

— Besinnen Sie Sich wohl, — fuhr sie zu ihrer Nichte gewendet fort. — Finden Sie nicht noch einige Verwandte, mit denen Sie diese reizende Familien-Kolonie bevölkern könnten?... Wahrlich, eine Königin könnte nicht großartiger zu Werke gehen, als Sie.

— Ja, gnädige Frau, ich beabsichtige in der That meiner Familie einen königlichen Empfang zu bereiten... würdig eines Königssohnes und der Töchter des Marschalls, Herzogs von Ligny. Es ist so schön, jeden sonstigen Luxus mit dem Luxus der Gastfreundschaft des Herzens zu verbinden.

— Der Grundsatz ist gewiß edel, — sagte die immer unruhiger werdende Fürstin, — nur schade, daß Sie, um denselben in Ausführung zu bringen, nicht die potosischen Minen besitzen.

— Gerade wegen einer Mine... und einer, die man noch dazu für eine der reichsten hält, wollte ich mit Ihnen sprechen, gnädige Frau; keine bessere Gelegenheit konnte sich mir darbieten. Wie bedeutend auch mein Vermögen ist, so würde es doch nur als sehr gering gegen dasjenige erscheinen, welches von einem Moment zum andern unserer Familie zufallen könnte... Und sollte dieser Umstand sich ereignen, so würden Sie vielleicht alsdann, gnädige Frau, Das entschuldigen, was Sie meine königliche Verschwendung nennen....

Herr von Aigrigny befand sich unter der Last einer immer schrecklicher werdenden Lage...

Die Medaillen-Angelegenheit war von solcher Wichtigkeit, daß er selbst dem Doktor Baleinier ein Geheimniß daraus gemacht hatte, wenn er auch dessen Mitwirkung wegen eines unermeßlichen Interesses in Anspruch genommen hatte. Der Baron Tripeaud war ebenso wenig davon in Kenntniß gesetzt worden, denn die Fürstin glaubte, aus allen von Adrienne's Vater hinterlassenen Papieren jede Spur, welche diese zu jener Entdeckung hätte führen können, vollständig vertilgt zu haben. Deßhalb gewahrte der Abbé mit Schrecken nicht nur, daß das Fräulein von Cardoville um das Geheimniß wußte, sondern zitterte auch, sie möchte dasselbe veröffentlichen.

Die Fürstin theilte die Furcht des Herrn von Aigrigny, darum fiel sie ihrer Nichte in die Rede und rief:

— Fräulein... es gibt gewisse Familienangelegenheiten, welche geheim gehalten werden müssen, und wenn ich auch durchaus nicht begreife, worauf Sie anspielen, so fordre

ich Sie dennoch auf, dieses Gegenstandes nicht weiter zu erwähnen.

— Warum denn aber, gnädige Frau?... Sind wir nicht hier im Familiencirkel?... Bezeugen dies nicht die wenig verbindlichen Reden, die wir gewechselt haben?

— Fräulein... das thut Nichts zur Sache. Sobald es sich von mehr oder minder streitigen Besitzangelegenheiten handelt, ist es unnöthig, darüber zu sprechen, wenn man nicht wenigstens die nöthigen Beweismittel darüber vor Augen hat.

— Aber wovon sprechen wir denn seit zwei Stunden, gnädige Frau, als von solchen Angelegenheiten? Wahrlich, ich kann Ihr Erstaunen... Ihre Verlegenheit nicht begreifen.

— Ich bin weder erstaunt noch verlegen... mein Fräulein... aber seit zwei Stunden zwingen Sie mich, so viel neue unsinnige Dinge anzuhören, daß es wohl erlaubt ist, einigermaßen befremdet zu sein.

— Verzeihen Sie, gnädige Frau, Sie sind sehr verlegen, — sagte Adrienne und blickte ihrer Tante scharf in's Gesicht. — Herr von Aigrigny ist es nicht minder..... Wenn ich dies mit gewissen Muthmaßungen in Verbindung bringe, worüber in's Klare zu kommen ich noch nicht die Zeit hatte....

Hier hielt Adrienne inne, fuhr aber nach einer kleinen Pause fort:

— Sollte ich richtig gerathen haben?... Wir wollen einmal sehen....

— Fräulein, ich gebiete Ihnen, zu schweigen! — rief die Fürstin, welche vollends alle Fassung verlor.

— Aber, gnädige Frau, — entgegnete Adrienne, — Sie, eine Dame, die sich gewöhnlich so gut zu beherrschen weiß ... geben Sich solche Blößen?

Die Vorsehung kam, wie man zu sagen pflegt, glücklicher Weise der Fürstin und dem Abbé von Aigrigny in diesem so drohenden Augenblicke zur Hülfe.

Ein Kammerdiener trat ein. Seine Züge waren so verändert, so ängstlich, daß die Fürstin ihn hastig fragte:

— Dubois, was gibt es denn?

— Ich bitte Eure Durchlaucht um Verzeihung, daß ich gegen Ihren ausdrücklichem Befehl eintrete. Allein der Polizeikommissar wünscht die gnädigste Frau unverzüglich zu sprechen. Er befindet sich unten in der Vorhalle. . . . . Mehre Gerichtsdiener befinden sich mit einem Trupp Soldaten im Hofe.

Trotz der großen Verwunderung, welche dieser neue Zwischenfall der Fürstin verursachte, suchte sie dennoch diese Gelegenheit zu benutzen, um sich schnell mit Herrn von Aigrigny hinsichtlich der drohenden Aufdeckungen Adrienne's zu verständigen. Darum sagte sie zum Abbé, indem sie sich von ihrem Sessel erhob:

— Herr von Aigrigny, hätten Sie wohl die Gefälligkeit, mich zu begleiten? Denn ich weiß nicht, was die Anwesenheit des Polizeikommissars in meinem Palais zu bedeuten hat.

Herr von Aigrigny folgte der Fürstin von Saint-Dizier in das anstoßende Gemach.

Sechstes Kapitel.

Der Verrath.

Die Fürstin von Saint-Dizier begab sich mit dem Marquis von Aigrigny, begleitet von ihrem Kammerdiener, in ein Gemach, welches an das Zimmer anstieß, worin sie Adrienne, Baron Tripeaud und den Arzt zurückgelassen hatte.

— Wo ist der Polizeikommissar? — fragte die Fürstin den Bedienten, welcher ihr die Ankunft dieses Beamten gemeldet hatte.

— Dort im blauen Saale, gnädige Frau.

— Ersuchen Sie ihn in meinem Namen, sich einige Augenblicke gedulden zu wollen.

Der Diener verbeugte sich und ging hinaus.

Sobald derselbe sich entfernt hatte, trat die Fürstin von Saint-Dizier rasch auf den Marquis von Aigrigny zu, des-

sen gewöhnlich entschlossene und hochfahrende Gesichtszüge jetzt bleich und bedenklich waren.

— Da sehen Sie's nun! — rief sie leidenschaftlich — Adrienne weiß um Alles. Was machen wir nun... was machen wir nun?

— Ich weiß es noch nicht... — erwiederte der Abbé und starrte sie gedankenvoll an. — Diese Entdeckung ist ein furchtbarer Schlag!

— Wäre denn Alles verloren?

— Wir haben nur noch ein Rettungsmittel — antwortete der Marquis — und das wäre... der Doktor.

— Aber so schnell! — rief die Fürstin — wie? noch heute?

— In zwei Stunden wäre es zu spät; denn dieses satanische Mädchen würde die Töchter des Marschalls Simon gesprochen haben...

— Aber... großer Gott!... Friedrich... das wird nicht möglich sein... Herr Baleinier wird dazu gar nicht im Stande sein.... Solche Dinge müssen vorbereitet werden, wie wir es nach der heutigen Unterredung zu thun genöthigt sein werden.

— Einerlei! — entgegnete hastig der Abbé — der Doktor muß es um jeden Preis versuchen.

— Welchen Vorwand soll er aber geltend machen?

— Ich werde schon einen ausfindig machen...

— Aber angenommen, Friedrich, daß Sie einen Vorwand finden, so ist doch, wenn wir noch heute zum Werke schreiten wollen... noch Nichts dort vorbereitet....

— Beruhigen Sie Sich. Aus gewohnter Vorsicht ist man dort immer vorbereitet.

— Aber wie fangen wir es an, den Doktor jetzt gleich von unserer Absicht in Kenntniß zu setzen? ... — fuhr die Fürstin fort.

— Wenn wir ihn jetzt herausrufen ließen ... so würde vielleicht Ihre Nichte Argwohn fassen ... — entgegnete der Marquis von Aigrigny überlegend. — Das muß aber vor allen Dingen vermieden werden.

— Allerdings; auf keinen Fall dürfen wir ihre Sorglosigkeit gefährden, — erwiederte die Fürstin, — denn diese muß uns am Meisten zu Statten kommen.

— Mir fällt Etwas ein! — rief der Abbé lebhaft; — ich werde rasch einige Worte an Baleinier schreiben. Einer von Ihren Dienern kann ihm diesen Brief bringen, als käme er anderswoher .... von einem schwer Erkrankten zum Beispiel ...

— Ein vortrefflicher Einfall! — sprach die Fürstin. — Ja, Sie haben Recht! ... Sehen Sie ... dort auf dem Tische finden Sie Alles .... Feder und Papier .... Nur rasch ... rasch! ... Aber wird es der Doktor auch durchsetzen? ...

— Wenn ich die Wahrheit sagen soll: ich wage es kaum zu hoffen — entgegnete der Marquis, und setzte sich mit verhaltenem Grimm an den Tisch. — Ja, in Folge des Verhörs, welches übrigens unsere Erwartungen übertroffen hat, und das von dem hinter dem Thürvorhange stehenden Manne treulich stenographirt worden ist, und in Betracht der stürmischen Auftritte, welche morgen oder spä-

ter nothwendig Statt finden müssen, hätte der Doktor, der sich immer so geschickt zu benehmen weiß, mit der größten Sicherheit handeln können.... Dies aber jetzt... in diesem Augenblicke... von ihm zu verlangen... wäre wirklich... Herminie... die größte Thorheit, in die wir verfallen könnten! — Der Marquis warf bei diesen Worten ungeduldig die Feder fort, welche er bereits in der Hand hielt, und setzte dann mit dem Tone einer bitteren Aufwallung und Entrüstung hinzu: — In dem Augenblick, wo wir den glücklichen Ausgang unserer Pläne erwarteten, unsere Hoffnungen vernichtet sehen zu müssen!.... Ach, die Folgen von dem Allen sind nicht zu berechnen, und Ihre Nichte thut uns großen... sehr großen Schaden!

Es ist nicht zu schildern, mit welchem tiefen Ingrimm, mit welchem unversöhnlichen Groll der Marquis von Aigrigny diese letzten Worte sprach.

— Friedrich!... — rief die Fürstin ängstlich und legte ihre Hand begütigend auf die Hand des Abbé — ich beschwöre Sie... verzweifeln Sie noch nicht: der Geist des Doktors ist so reich an Auskunftsmitteln;... er selbst ist uns so ergeben.... Versuchen wir es wenigstens....

— Sie haben Recht... es ist wenigstens eine Möglichkeit des Gelingens da... — sagte der Abbé und ergriff die Feder wieder.

— Lassen Sie uns selbst das Schlimmste voraussetzen — sagte die Fürstin — nämlich daß Adrienne heut Abend die Töchter des Marschalls Simon abholen wollte... so würde sie dieselben vielleicht nicht mehr finden....

— Das ist nicht zu vermuthen... denn so schnell

haben Rodin's Befehle nicht ausgeführt werden können... sonst würden wir Nachricht davon erhalten haben.

— Das ist wahr... Schreiben Sie also an den Doktor... Ich will Ihnen Dubois senden... der soll ihm den Brief überbringen... Haben Sie nur Muth, Friedrich, mit dem unbezähmbaren Mädchen wollen wir schon fertig werden... — Dann fügte die Fürstin von Saint-Dizier mit Ingrimm hinzu: — O Adrienne! Adrienne!... Dein frecher Spott und die Angst, welche Du uns verursachst, sollen Dir theuer zu stehen kommen.

In dem Augenblick, wo die Fürstin zur Thür hinausging, wendete sie sich zum Marquis von Aigrigny, und sagte zu ihm:

— Erwarten Sie mich hier; ich werde Ihnen sagen, was der Besuch des Polizeikommissars zu bedeuten hat. Dann wollen wir wieder mit einander hineingehen.

Die Fürstin entfernte sich.

Herr von Aigrigny schrieb mit bebender Hand eilig ein paar Zeilen.

Siebentes Kapitel.

Die Falle.

Nachdem die Fürstin von Saint=Dizier und der Marquis hinausgegangen, war Adrienne mit Herrn Baleinier und dem Baron Tripeaud im Zimmer ihrer Tante zurückgeblieben.

Als Fräulein von Cardoville melden gehört, ein Polizeikommissar sei eingetreten, hatte dieselbe eine lebhafte Unruhe empfunden: denn zweifelsohne wollte dieser Beamte, wie Agrikol es befürchtet hatte, die Ermächtigung einholen, im Innern des Palastes und des Pavillons Nachsuchungen anzustellen, um den Schmied aufzufinden, den man daselbst verborgen glaubte.

Obwohl Adrienne wußte, wie sehr geheim der Versteck Agrikol's war, so war sie doch nicht vollkommen beruhigt. Auch fand sie, in der Voraussicht eines unglücklichen Ausgangs, jetzt eine sehr günstige Gelegenheit, ihren Schützling

dem Doktor, einem, wie wir bereits gemeldet, höchst vertrauten Freunde eines der einflußreichsten Minister jener Zeit, auf das dringendste zu empfehlen.

Das junge Mädchen näherte sich deßhalb dem Arzte, der sich mit dem Baron leise unterhielt, und sprach mit der sanftesten, einschmeichelndsten Stimme zu ihm:

— Lieber Herr Baleinier, ich möchte Sie gern auf ein paar Worte sprechen . . .

Und mit den Blicken deutete ihm das junge Mädchen auf eine tiefe Fensterbrüstung.

— Zu Ihren Befehlen, . . . Fräulein, . . . — erwiederte der Arzt, indem er aufstand, um Adrienne'n an's Fenster zu folgen.

— Herr Tripeaud, der das junge Mädchen wie das Feuer fürchtete, weil er sich durch die Gegenwart des Abbé nicht mehr geschützt fühlte, war mit dieser Diversion sehr zufrieden. Er gab sich wiederum an die Betrachtung eines Heiligenbildes, das zu bewundern er nicht müde zu werden schien . . .

Als Fräulein von Cardoville vom Baron so weit entfernt war, daß dieser ihre Worte nicht mehr hören konnte, sprach sie zum Arzte, der, stäts lächelnd, stäts wohlwollend, abwartete, daß sie sich erklären möchte:

— Mein guter Doktor, Sie sind mein Freund, Sie waren der Freund meines Vaters . . . So eben noch haben Sie, trotz der Schwierigkeit Ihrer Lage, Sich muthvoll als mein einziger Vertheidiger erwiesen . . .

— Aber, mein gnädiges Fräulein, lassen wir das doch, und reden wir nicht von dergleichen Dingen, — sprach der

Doktor, einen scherzhaften Zorn affektirend... — Zum Henker! Sie würden mir da bald hübsche Sachen bereiten ... Wollen Sie wohl davon still schweigen... Vade retro, Satanas!!! das will sagen: Lassen Sie mich in Frieden, allerliebster kleiner Teufel, der Sie sind!

— Seien Sie überzeugt, — sprach Adrienne lächelnd, — ich werde Sie nicht kompromittiren: allein, erlauben Sie mir nur, Ihnen in's Gedächtniß zurückzurufen, daß Sie mir sehr oft Ihre Dienste angeboten... Sie mir von Ihrer Ergebenheit gesprochen haben.

— Stellen Sie mich auf die Probe... und Sie sollen sehen, ob ich mein Wort halte.

— Es sei. Geben Sie mir auf der Stelle einen Beweis! sprach Adrienne lebhaft.

— Vortrefflich! So habe ich's gern, beim Wort genommen zu werden... Was soll ich für Sie thun?

— Stehen Sie zu Ihrem Freunde, dem Minister, noch immer in näheren Beziehungen?

— Allerdings. Ich habe ihn eben wegen einer Heiserkeit in der Behandlung. Sie befällt ihn immer am Vorabend des Tages, wo man in den Kammern Interpellationen an ihn richten will. Sie kommt ihm dann ganz gelegen...

— Sie müssen bei Ihrem Minister eine für mich höchst wichtige Angelegenheit in's Reine bringen.

— Für Sie?... und in welcher Beziehung?...

Der Kammerdiener der Fürstin trat ein, übergab Herrn Baleinier einen Brief und sprach:

— Ein fremder Bedienter hat so eben diesen Brief für den Herrn Doktor abgegeben: er ist sehr dringend...

Der Arzt nahm den Brief, und der Kammerdiener entfernte sich.

— Das sind die Unannehmlichkeiten des Verdienstes, — sprach Adrienne mit heiterer Miene zu ihm. — Man läßt Ihnen, mein armer Doktor, auch nicht einen Augenblick Ruhe.

— Sprechen wir davon nicht, mein Fräulein, — antwortete der Arzt, der eine Regung der Ueberraschung nicht zu verbergen vermochte, als er die Handschrift des Herrn von Aigrigny erkannte. Diese verteufelten Patienten glauben wahrhaftig, daß wir von Stahl und Eisen und die Aufkäufer der Gesundheit sind, die ihnen abgeht... sie haben wahrlich gar keine Rücksicht... Sie erlauben wohl, mein Fräulein? — sprach Herr Baleinier, indem er Adriennen, bevor er den Brief erbrach, einen fragenden Blick zuwarf.

Fräulein von Cardoville antwortete durch ein graziöses Kopfnicken.

Der Brief des Marquis von Aigrigny war nicht lang. Der Arzt las ihn mit Einem Blick. Trotz seiner gewöhnlichen Vorsicht, zuckte er die Achseln, und sprach lebhaft:

— Für heute... ist es nicht möglich... er muß toll sein...

— Gewiß handelt es sich um irgend einen armen Kranken, der seine ganze Hoffnung auf Sie gesetzt hat... der Sie erwartet, der Sie zu sich bescheidet... Wohlan, mein lieber Herr Baleinier, seien Sie freundlich... weisen Sie

seine Bitte nicht zurück ... Es ist so süß, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches man einflößt! ...

Zwischen dem Inhalt des Briefes, den der unversöhnlichste Feind Adrienne's so eben an den Arzt geschrieben, und den Worten des Erbarmens, welche das Mädchen mit rührendem Tone aussprach, bestand zu gleicher Zeit ein so außerordentlicher Zusammenhang und ein so auffallender Widerspruch, daß Doktor Baleinier davon ergriffen wurde.

Er sah Fräulein Cardoville mit fast verlegenen Blicken an, und antwortete:

— Es handelt sich, in der That ... um einen meiner Klienten, der große Dinge auf mich hält ... vielleicht allzugroße ... denn er verlangt etwas Unmögliches von mir... Aber warum wollen Sie Sich für einen Unbekannten interessiren?

— Wenn er unglücklich ist ... so kenne ich ihn ... Mein Schützling, zu dessen Gunsten ich die Unterstützung Ihres Ministers in Anspruch nehme, war mir ebenfalls so zu sagen unbekannt ... und jetzt nehme ich das allerlebhafteste Interesse für ihn. Denn, ich muß es Ihnen nur gestehen, mein Schützling ist der Sohn jenes würdigen Kriegers, der die Töchter des Marschalls Simon weit aus Sibirien hierher geleitet hat.

— Wie? ... Ihr Schützling ist ...

— Ein wackerer Handwerker ... die Stütze seiner Familie ... Doch, ich muß Ihnen Alles sagen ... Hören Sie also, wie die Sachen sich zugetragen haben ...

Adrienne wurde in dem Augenblick, als sie dem Doktor ihre vertraulichen Mittheilungen machen wollte, durch

die Fürstin von Saint-Dizier unterbrochen, welche in Begleitung des Herrn von Aigrigny die Thüre ihres Kabinets heftig aufriß.

Auf dem Antlitz der Fürstin war ein Ausdruck teuflischer, durch einen falschen Anschein von zorniger Entrüstung kaum verhehlter Freude zu lesen.

Herr von Aigrigny hatte, indem er in das Zimmer eintrat, dem Doktor Baleinier rasch einen fragenden und besorgten Blick zugeworfen.

Dieser antwortete durch eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

Der Abbé biß sich in stummer Wuth auf die Lippen. Da er seine letzten Hoffnungen auf den Doktor gesetzt hatte, mußte er seine Pläne für immer zerstört erachten, trotz des neuen Streichs, den die Fürstin Adrienne'n zu versetzen so eben im Begriff stand.

— Meine Herren, — sprach die Fürstin, vor boshafter Freude fast erstickend, mit kurzabgebrochener und hastiger Stimme, — meine Herren, nehmen Sie gefälligst Platz ... Ich habe Ihnen neue und sonderbare Dinge zu erzählen in Betreff dieses ... Fräuleins.

Und dabei wies sie mit einem, nicht zu beschreibenden Blicke voll Haß und Verachtung auf ihre Nichte hin.

— Nun ... mein armes Kind, was gibt es denn wieder? was will man denn noch von Ihnen? — sprach Herr Baleinier mit heuchlerischem Tone, bevor er das Fenster verließ, wo er neben Adrienne gestanden. — Komme was da wolle, Sie dürfen immer auf mich zählen ...

Und bei diesen Worten nahm der Arzt zur Seite des Herrn von Aigrigny und des Baron Tripeaud Platz.

Bei der insolenten Hindeutung ihrer Tante hatte Fräulein von Cardoville ihr Haupt stolz emporgerichtet...

Die Röthe drang ihr bis zur Stirne empor. Müde der neuen Angriffe, womit man sie bedrohte, und empört darüber, trat sie an den Tisch, woran die Fürstin saß, und sprach zu Herrn Baleinier mit bewegter Stimme:

— Ich erwarte Sie, so bald als nur irgend möglich, bei mir,... mein lieber Doktor; Sie wissen, ich habe ganz nothwendig mit Ihnen zu sprechen.

Und hiermit trat Adrienne auf den Stuhl zu, auf dem ihr Hut lag.

Allein rasch stand die Fürstin auf und sprach:

— Was haben Sie vor, mein Fräulein?

— Ich begebe mich von hinnen, Frau Fürstin... Sie haben mir Ihre Willensmeinungen, ich Ihnen die meinigen kundgethan. Das ist genügend. Was die Geldangelegenheiten betrifft, so werde ich Jemanden beauftragen, meine Ansprüche geltend zu macheu.

Fräulein von Cardoville nahm ihren Hut.

Die Frau von Saint-Dizier aber, welche ihr Opfer sich entgehen sah, stürzte hastig auf ihre Nichte zu, faßte dieselbe, alle Rücksichten mit Füßen tretend, mit einem konvulsivischen Griff am Arme, und sprach zu ihr:

— Sie werden bleiben!!!

— Ha!... Frau Fürstin... — sagte Adrienne mit dem Ausdruck schmerzlicher Geringschätzung; — wo befinden wir uns denn hier?...

— Sie wollen Sich davonmachen... Sie haben Furcht? — sprach die Frau von Saint-Dizier zu ihr, und maß sie mit verächtlichem Blick.

Mit den Worten: — Sie haben Furcht?... hätte man Fräulein von Cardoville durch's Feuer jagen können. Ihren Arm durch eine Bewegung voll Adel und Stolz dem Griff ihrer Tante entziehend, warf sie den Hut, den sie in der Hand hielt, auf einen Armstuhl, und sprach, wiederum zum Tische kehrend, in gebieterischem Tone zu der Fürstin:

— Es gibt Etwas, das noch stärker ist, als der tiefe Abscheu, den Alles Dieses mir einflößt... nämlich die Besorgniß, der Feigheit bezüchtigt zu werden. Reden Sie also, Frau Fürstin... ich höre zu.

Und mit hoch empor gerichtetem Haupte, den Teint leicht geröthet, die Augen durch eine Thräne des Unwillens halb umflort, die Arme über ihre Brust gekreuzt, die wider ihren Willen in heftiger Aufregung pochte, warf Adrienne, während sie mit der Spitze ihres niedlichen Fußes konvulsivisch auf den Teppich klopfte, ihrer Tante einen zuversichtlichen und fixirenden Blick zu.

Jetzt war es die Absicht der Fürstin, das Gift, von dem sie schwoll, tropfenweise auszuschütten, und ihr Opfer so lange als nur irgend möglich zu martern, in der Gewißheit, daß dasselbe ihr nicht mehr entrinnen würde.

— Meine Herren, — sprach die Frau von Saint-Dizier mit gemessener Stimme, — hören Sie, was sich so eben zugetragen hat... Man hat mir gemeldet, ein Polizeikommissar wünsche mich zu sprechen; ich begab mich also zu diesem Beamten. Mit verlegener Miene entschuldigte er sich

wegen der Pflicht, die er zu erfüllen habe. Ein Mann, gegen den ein Verhaftsbefehl erlassen worden, war bei seinem Eintritt in den Gartenpavillon gesehen worden....

Adrienne bebte zusammen. Kein Zweifel mehr, von Agrikol war die Rede.

Doch sie faßte sich wieder, indem sie an die Sicherheit des Verstecks dachte, wohin sie ihn hatte bringen lassen.

— Der Beamte, — fuhr die Fürstin fort, — ersuchte mich, zur Aufsuchung jenes Mannes sowohl in dem Palais als in dem Pavillon schreiten zu dürfen. Dazu hatte er die Befugniß. Ich bat ihn, er möge mit dem Pavillon den Anfang machen, und begleitete ihn dorthin... Trotz des bisherigen, nicht näher zu bezeichnenden Betragens des Fräuleins kam mir dennoch, ich gestehe es, keinen Augenblick der Gedanke in den Sinn, daß sie nur entfernt in diese erbärmliche Polizeiangelegenheit verwickelt sei... Ich täuschte mich.

— Was wollen Sie damit sagen, Frau Fürstin? — rief Adrienne.

— Das sollen Sie auf der Stelle hören, Fräulein, — erwiederte die Fürstin mit triumphirendem Blick. — Jeder kommt an die Reihe.... Vorher haben Sie Sich ein wenig allzu sehr beeilt, Sich beißend und hochfahrend zu benehmen.... Ich begleite also den Kommissar bei seinen Nachsuchungen.... Wir gelangen zum Pavillon.... Ich überlasse Ihnen, Sich das Erstaunen, die Ueberraschung dieses Beamten auszumalen, als er jene drei, wie Theaterprinzessinnen ausstaffirte Geschöpfe dort sah.... Die Thatsache wurde übrigens, auf mein Anstehen, im Protokoll

vermerkt; denn derartige Extravaganzen... kann man nicht genug vor den Augen aller Welt vergewissern lassen.

— Die Frau Fürstin hat sehr verständig gehandelt, — sprach Baron Tripeaud und verbeugte sich. — Es war recht, auch der Gerechtigkeit über diesen Punkt Aufschluß zu geben.

Adrienne, welche allzu lebhaft um das Schicksal des Handwerkers besorgt war, um daran zu denken, dem Baron Tripeaud oder der Fürstin von Saint-Dizier eine nachdrückliche Antwort zu geben, hörte stillschweigend und ihre Unruhe verbergend zu.

— Der Beamte, — nahm Frau von Saint-Dizier wieder das Wort, — machte den Anfang damit, jene jungen Mädchen in ein strenges Verhör zu nehmen, und fragte sie, ob sich kein Mann, mit ihrem Wissen, in den von dem Fräulein bewohnten Pavillon eingeschlichen habe.... Mit einer unglaublichen Keckheit erwiederten sie, sie hätten Niemanden eintreten sehen....

— Die braven und rechtschaffenen Mädchen! — dachte Fräulein von Cardoville mit Freude. — Dieser arme Handwerker ist gerettet; — die Protektion des Doktor Baleinier wird das Uebrige thun....

— Glücklicher Weise, — fuhr die Prinzessin fort, — hatte mich eine meiner Kammerfrauen, Madame Grivois, begleitet. Da diese vortreffliche Person sich entsann, sie habe das Fräulein heute Morgen um acht Uhr nach Hause kommen sehen, so sagte sie g a n z a r g l o s zu dem Beamten, es wäre sehr leicht möglich, daß der Mann, dem man nachspüre, durch das Gartenpförtchen hereingekommen sei....

welches von dem Fräulein ... ohne Absicht ... beim Nachhausekommen offen gelassen worden.

— Es möchte gut gewesen sein, Frau Fürstin, — sprach Tripeaud, — wenn Sie in das Protokoll ebenfalls hätten aufnehmen lassen, daß das Fräulein um acht Uhr Morgens nach Haus gekommen....

— Ich sehe nicht ein, wozu das nothwendig, — sprach der Doktor, seiner Rolle getreu, — das lag ja den Recherchen, welche der Polizeikommissar vornahm, durchaus fern.

— Aber, Doktor, — sprach Tripeaud.

— Aber, Herr Baron, — erwiederte Herr Baleinier mit festem Tone, — das ist meine Meinung.

— Es ist aber nicht die meinige, Doktor, — sprach die Fürstin. — Gleich Herrn Tripeaud habe ich gedacht, es wäre von Wichtigkeit, daß die Sache im Protokoll vermerkt würde, und an den verwirrten und betrübten Blicken des Beamten konnte ich wahrnehmen, wie peinlich es ihm sei, über die skandalöse Aufführung einer, in einer so hohen gesellschaftlichen Stellung befindlichen jungen Person einen Akt aufnehmen zu müssen.

— Ohne Frage, — sagte Adrienne unmuthig, — kommt Ihre Schamhaftigkeit, Frau Fürstin, der dieses lauteren Polizeikommissars fast gleich; allein es scheint mir doch, daß Ihre gemeinsame Unschuld etwas allzu schnell alarmirt wurde. Sie und er hätten sich's wohl überlegen können, es liege gar nichts Außergewöhnliches darin, daß ich um acht Uhr nach Haus zurückgekehrt bin, wenn ich etwa um sechs Uhr Morgens ausgegangen.

— Die Entschuldigung kommt zwar etwas spät, ...

ist aber wenigstens klug ersonnen, — sprach die Fürstin verdrießlich.

— Ich entschuldige mich nicht, — antwortete Adrienne stolz; — allein, da Herr Baleinier so freundlich war, ein Wort zu meinen Gunsten, und aus Freundschaft für mich, fallen zu lassen, so gebe ich die allein mögliche Auslegung einer Thatsache, worüber ich mich vor Ihnen Allen zu erklären keine Lust habe....

— Dann bleibt die Thatsache dem Protokoll einverleibt,... bis das Fräulein sich über dieselbe erklärt, — sprach Baron Tripeaud.

Der Abbé von Aigrigny, dessen Stirn in seiner Hand ruhte, blieb diesem Auftritt gewissermaßen fremd, so sehr bangte ihm vor den Folgen, welche die Zusammenkunft des Fräuleins von Cardoville mit den Töchtern des Generals Simon haben würde: denn es war nicht daran zu denken, Adriennen mit Gewalt heut Abend am Ausgehen zu hindern.

Die Fürstin von Saint-Dizier fuhr fort:

— Die Thatsache, woran der Polizeikommissar ein so großes Aergerniß genommen, ist gar Nichts ... im Vergleich zu Dem, was Ihnen, meine Herren, mitzutheilen mir noch übrig bleibt... Wir hatten den Pavillon nach allen Richtungen hin durchsucht, ohne Jemanden zu finden... eben wollten wir das Schlafgemach des Fräuleins verlassen, denn wir hatten dieses Zimmer zuletzt besucht, als Madame Grivois mich darauf aufmerksam machte, daß das vergoldete Gesimse einer Scheinthüre sich nicht genau schloß;... wir lenken die Aufmerksamkeit des Beamten auf diese Sonderbarkeit;... seine Agenten prüfen... suchen... ein Gefach

dreht sich herum, und nun... Wen glauben Sie wohl, daß wir gefunden?... Nein... nein, dies ist so gehässig, so empörend... daß ich niemals wagen werde...

— Nun denn, so werde ich es wagen, Frau Fürstin, — sprach Adrienne entschlossen, da sie zu ihrem großen Leidwesen Agrikol's Versteck entdeckt sah; — ich werde, gnädige Frau, Ihrer Sittenreinheit die Erzählung dieses neuen Aergernisses ersparen... Uebrigens soll Dasjenige, was ich sagen werde, keineswegs dazu dienen, mich zu rechtfertigen.

— Und doch ist die Sache der Art, daß es sich der Mühe lohnte... mein Fräulein, — sprach die Frau von Saint-Dizier mit verachtungsvollem Lächeln. — Ein von Ihnen in Ihrem Schlafgemach versteckter Mann!

— Ein in ihrem Schlafgemach versteckter Mann!... rief der Marquis von Aigrigny aus, indem er mit einer Indignation, hinter der sich eine abscheuliche Freude nur mühsam verbarg, den Kopf emporwarf.

— Ein Mann! in dem Schlafgemach des Fräuleins! — setzte der Baron Tripeaud hinzu. — Das ist doch hoffentlich auch in dem Protokoll vermerkt worden?

— Jawohl, jawohl, mein Herr, — antwortete die Fürstin mit triumphirendem Blick.

— Ei was, — warf der Doktor mit heuchlerischer Miene hin, — dieser Mann war ohne Zweifel ein Dieb! So erklärt sich die Sache von selbst; jeder andere Verdacht ... ist nicht wahrscheinlich...

— Ihre Nachsicht gegen das Fräulein treibt Sie zu weit, Herr Doktor, — sprach die Fürstin kalt.

— Man kennt diese Art von Dieben schon, — sagte Baron Tripeaud; — das sind in der Regel schöne, sehr reiche junge Leute...

— Sie irren Sich, mein Herr, — erwiederte die Fürstin von Saint-Dizier, — das Fräulein erhebt seine Blicke so hoch nicht... Sie beweiß't, daß eine Verirrung nicht blos verbrecherisch, sondern auch gemein sein kann... Jetzt wundert es mich freilich nicht mehr, warum das Fräulein eben eine so große Sympathie für das Volksthümliche an den Tag legte... Sie ist um so rührender und herzbrechender, als jener Mann, den das Fräulein bei sich verbarg, eine Blouse trug.

— Eine Blouse!... rief der Baron mit der Miene tiefsten Ekels. — Und dazu... war es wohl noch ein Mensch aus den unteren Klassen?... Möchten sich Einem ja die Haare auf dem Kopfe sträuben...

— Der Mensch ist ein Schmiedegeselle; er hat es gestanden, — sprach die Fürstin. Inzwischen muß man gerecht sein, er ist ein recht hübscher Junge, und gewiß hat das Fräulein in dem sonderbaren Kultus, den sie dem Schönen angedeihen läßt...

— Genug, Frau Fürstin, genug! — rief plötzlich Adrienne, welche bisher, ohne ihre Tante einer Antwort zu würdigen, derselben mit zunehmender und schmerzlicher Indignation zugehört hatte. — So eben stand ich im Begriff, mich in Betreff einer Ihrer gehässigen Insinuationen zu rechtfertigen... zum zweiten Mal werde ich in eine solche Schwäche nicht verfallen... Nur ein Wort noch,

Frau Fürstin: jener ehrsame und biedere Handwerker ist wohl verhaftet worden?

— Allerdings ist er verhaftet und unter sicherem Geleit in's Gefängniß abgeführt worden... Das ist Ihnen ein Stich in's Herz, nichtwahr, mein Fräulein?... sprach die Fürstin mit siegesfroher Miene. — Ihr zartes Mitleid mit diesem interessanten Schmiede muß in der That sehr groß sein, denn Sie verlieren Ihr ironisches Selbstbewußtsein.

— Ja, Frau Fürstin, denn ich habe Besseres zu thun, als mich über Dasjenige lustig zu machen, was gehässig und lächerlich ist, — antwortete Adrienne, indem sich ihre Augen bei dem Gedanken an die schreckliche Besorgniß der Familie des eingesperrten Agrikol mit Thränen füllten. Sie langte nach ihrem Hut, setzte ihn auf, knüpfte ihn zu, und sprach zu dem Arzte:

— Herr Baleinier, ich habe Sie so eben um Ihre Fürsprache bei dem Minister ersucht...

— So ist's, mein Fräulein... und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihren Vermittler bei demselben zu spielen.

— Ist Ihr Wagen unten?

— Jawohl, Fräulein..., — antwortete der Doktor, sonderbar überrascht.

— So werden Sie wohl so freundlich sein und mich auf der Stelle zum Minister begleiten... Stellen Sie mich ihm vor, so wird er mir die Gnade oder vielmehr die Gerechtigkeit, die ich bei ihm nachzusuchen habe, nicht abschlagen.

— Wie, mein Fräulein? — sprach die Prinzessin... nach Dem, was vorgegangen ist, unterfangen Sie Sich, einen solchen Entschluß ohne meine vorherige Genehmigung zu fassen?... Das ist wirklich unerhört.

— Es flößt Mitleiden ein, — warf Baron Tripeaud hin. — Doch, bei ihr muß man sich auf Alles gefaßt machen.

Im Augenblick, als Adrienne den Arzt gefragt hatte, ob sein Wagen unten stehe, hatte der Marquis von Aigrigny geschaudert...

In seinem Blick flammte ein Blitz unverhoffter Freude auf, und nur mit Mühe vermochte er seine heftige Gemüthsbewegung niederzuhalten, als er einen eben so schnellen als ausdrucksvollen Blick auf den Arzt warf, den dieser, zum Zeichen des Einverständnisses und der Zustimmung, durch ein zweimaliges Zwinkern mit den Augenlidern erwiederte.

Und als nun die Fürstin in ergrimmtem Tone sich zu Adriennen mit den Worten wendete: Mein Fräulein, ich verbiete Ihnen auszugehen, — sprach Herr von Aigrigny mit einem ganz eigenthümlichen Nachdruck zur Fürstin von Saint-Dizier: — Wie mir scheint, durchlauchtige Frau, kann man das Fräulein der Sorgfalt des Herrn Doktors wohl überlassen.

Der Marquis sprach die Worte: „Der Sorgfalt des Herrn Doktors" auf so bedeutungsvolle Weise, daß die Prinzessin, nachdem sie den Arzt und Herrn von Aigrigny abwechselnd angeblickt, Alles begriff und vor Freude roth wurde. —

Nicht nur hatte sich dieses Alles sehr rasch zuget agen, sondern es war auch beinah schon Nacht geworden. Zudem hatte Adrienne, in schmerzliche Bekümmerniß über das Schicksal Agrikol's versunken, die mancherlei, zwischen der Fürstin, dem Arzte und Abbé gewechselten Zeichen nicht wahrzunehmen vermocht, Zeichen, die ihr übrigens ohnehin unverständlich gewesen wären.

Frau von Saint-Dizier, welche inzwischen nicht den Anschein haben wollte, als füge sie sich allzu leicht der Bemerkung des Marquis, fuhr fort:

— Obwohl der Doktor mir eine große Nachsicht für das Fräulein an den Tag gelegt zu haben scheint, so würde ich doch vielleicht keine Unschicklichkeit darin sehen, sie ihm anzuvertrauen ... Und dennoch ... will ich keinen solchen Vorgang mehr dulden, denn von heute ab darf das Fräulein keinen anderen Willen mehr haben als den meinigen.

— Frau Fürstin, — sprach der Arzt bedächtig, indem er sich stellte, als wäre er durch die Worte der Frau von Saint-Dizier ein wenig verletzt, — ich glaube, daß ich gegen Fräulein Adrienne nicht nachsichtig, sondern gerecht gewesen bin ... ich stehe ihr zu Befehl, um sie zum Minister zu begleiten, wenn sie es wünscht. Ich weiß nicht, was sie bei demselben nachsuchen will, halte sie aber für unfähig, das Vertrauen zu mißbrauchen, das ich auf sie setze, und mich eine unverdiente Empfehlung unterstützen zu lassen.

Gerührt drückte Adrienne dem Doktor herzlich die Hand, und sprach zu ihm:

— Beruhigen Sie Sich, mein würdiger Freund ...

Sie werden mir Dank wissen für den Schritt, den Sie auf meine Veranlassung thuen, denn der Antheil an einer guten Handlung fällt dadurch zur Hälfte auf Sie...

Baron Tripeaud, der in das Geheimniß der neuen Pläne des Doktor und Abbé nicht eingeweiht war, sagte mit erstaunter Miene ganz leise zu letzterm:

— Wie! Man läßt sie von hinnen gehen?

— Ja, — ja! — antwortete hastig Herr von Aigrigny, indem er ihm durch ein Zeichen zu verstehen gab, er möge auf die Fürstin hören, die sich zum Sprechen anschickte.

In der That ging dieselbe auf ihre Nichte zu, und sprach zu ihr mit langsamer und bemessener Stimme, und jedes ihrer Worte mit Nachdruck betonend:

— Noch ein Wort, mein Fräulein... ein letztes Wort vor diesen Herrn. — Antworten Sie: Sind Sie, trotz der furchtbaren Anschuldigungen, die auf Ihnen haften, noch immer entschlossen, meine ausdrücklichen Willensmeinungen von Sich zu weisen?

— Ja, Frau Fürstin.

— Bestehen Sie, trotz des skandalösen Aufsehens, das Sie so eben gemacht, noch immer darauf, Sich meiner Autorität zu entziehen?

— Ja, Frau Fürstin.

— Sie weigern Sich also ausdrücklich, Sich dem sittlichen und strengen Leben zu unterwerfen, das ich Ihnen auferlegen will?

— Ich habe es Ihnen schon so oft gesagt, Frau Für-

stin, daß ich diese Wohnung verlassen werde, um allein und nach meinem Gefallen zu leben.

— Ist das Ihr letztes Wort?

— Es ist mein letztes Wort.

— Denken Sie wohl darüber nach... die Sache ist sehr ernst... Nehmen Sie Sich in Acht!...

— Frau Fürstin, ich habe Ihnen mein letztes Wort gesagt... Ich sage es nie zwei Mal...

— Meine Herren... Sie haben es vernommen, — fuhr die Prinzessin fort. — Ich habe alles Mögliche, jedoch vergebens, aufgeboten, um eine Versöhnung herbeizuführen. Das Fräulein wird sich also die Maßregeln selbst zuzuschreiben haben, zu welchen meine Zuflucht zu nehmen ich durch eine so verwegene Auflehnung gezwungen bin.

— Immerhin, Frau Fürstin, — sprach Adrienne.

Dann wandte sie sich an Herrn Baleinier, und sagte lebhaft zu ihm:

— Kommen Sie... kommen Sie, mein lieber Doktor, ich sterbe vor Ungeduld, laßt uns schnell von hinnen... Jede verlorene Minute kann einer rechtschaffenen Familie sehr bittere Thränen kosten.

Und eiligen Schrittes entfernte sich Adrienne mit dem Arzte aus dem Salon.

Ein Bedienter der Fürstin ließ den Wagen des Herrn Baleinier vorfahren. Von letzterm unterstützt, stieg Adrienne ein, ohne wahrzunehmen, daß er dem Lakaien, der den Wagenschlag geöffnet hatte, ganz leise einige Worte zuflüsterte.

Als der Doktor neben Fräulein von Cardoville Platz

genommen, schloß der Bediente den Wagen. Nach einer Sekunde rief er dem Kutscher laut zu:

— Nach dem Hotel des Ministers, durch den kleinen Eingang!

Die Pferde jagten davon.

Achtes Kapitel.

Ein falscher Freund.

Die Nacht war kalt und düster hereingebrochen.

Der Himmel, welcher bis zu Sonnenuntergang heiter gewesen, hüllte sich immer mehr in graue, fahle Wolken... der Wind wehete heftig und trieb von Zeit zu Zeit den Schnee vor sich her, der in dichtem Gestöber zu fallen begonnen hatte.

Die Straßenlaternen warfen nur ein trübes zweifelhaftes Licht auf den vorbeirollenden Wagen des Doktor Baleinier, welcher sich mit Adrienne von Cardoville im Innern desselben allein befand.

Adrienne's reizendes Gesicht trat bei dem flüchtigen Schein der Laternen, unter dem grauen Kastorhütchen, und auf dem finsteren Grunde des Stoffes, womit der Wagen inwendig ausgeschlagen war, überaus weiß und rein hervor. In demselben duftete es jetzt von jenen süßen, lieblichen,

fast wollustathmenden Wohlgerüchen, welche einer auserlesenen Damentoilette stäts entströmen. Die Haltung des jungen, dem Doktor zur Seite sitzenden Mädchens war voll Anmuth; ihre zierliche und schlanke Gestalt, umfangen von einem hohen blautuchenen Kleide, trug ihr schmiegsames Geschaukel auf das elastische Polster über, gegen welches sie sich lehnte. Ihre Füßchen ruhten, kreuzweis über einander gelegt und etwas vorgestreckt, auf dem dicken Bärenpelze, welcher als Bodenteppich diente. In ihrer linken blendendweißen und entblößten Hand hielt sie ein prachtvoll gesticktes Taschentuch, mit welchem sie sich zum großen Erstaunen des Arztes die thränenfeuchten Augen trocknete.

Das junge Mädchen weinte, denn sie empfand jetzt die Nachwirkung jener kränkenden Auftritte, welche sie so eben im Saint-Dizier'schen Palais erlebt hatte. An die Stelle der fieberhaften und nervenspannenden Aufregung, welche sie bisher aufrecht erhalten, war eine schmerzvolle Abspannung getreten; denn Adrienne, die sich so eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, so stolz in ihrer Geringschätzung, so unversöhnlich in ihrem Spotte, so keck in ihrer Auflehnung gegen eine unrechtmäßige Gewalt gezeigt hatte, besaß eine tiefe Empfindlichkeit, die sie aber nur vor ihrer Tante und deren Umgebung zu verhehlen sich angelegen sein ließ.

Trotz ihres festen Auftretens, gab es wohl nichts Jungfräulicheres, nichts weniger Mannweibliches, als die Persönlichkeit Adrienne's. Sie war von Grund aus und im vollsten Sinne des Wortes ein Weib; aber als solches wußte sie eine große Gewalt über sich zu üben, und mit Würde und Festigkeit aufzutreten, sobald sie sich über-

zeugt hatte, daß das geringste Zeichen von Schwäche in ihrem Verfahren ihren Feinden ein Vergnügen oder einen Triumph bereiten könnte.

Seit einigen Minuten rollte der Wagen dahin. Adrienne, welche schweigend die, zum Erstaunen des Arztes ihren Augen entströmenden Thränen trocknete, hatte noch keine Sylbe gesprochen.

— Aber wie... mein theuerstes Fräulein Adrienne? — begann Herr Baleinier, in der That erstaunt über die Gemüthsbewegung der Jungfrau. — Wie?... Sie, die noch vor Kurzem so voll Muth und Zuversicht waren... Sie weinen?

— Ja — entgegnete Adrienne mit bewegter Stimme, — ja, ich weine... vor Ihnen... einem Freunde... Aber vor meiner Tante... Oh, niemals.

— Aber... wie stimmt das zu den beißenden Spöttereien, die Sie während der ganzen langen Unterredung...

— Ei, mein Gott!... glauben Sie denn, es koste mir nicht die größte Ueberwindung, daß ich mich herbeilasse, mit solchem Scharmützel der Spitzfindigkeiten zu glänzen? ... Nichts ist mir mehr zuwider, als diese Kämpfe bitteren Spottes, zu welchen mich die Nothwendigkeit zwingt, um mich gegen diese Frau und ihre Freunde zu vertheidigen... Sie sprechen von meinem Muthe... Glauben Sie mir, er bestand nicht darin, mich mit einem bösartigen Geiste zu brüsten... sondern darin, daß ich die schmerzlichen Empfindungen zügelte und verhehlte, welche mich erfüllten, als ich mich so rücksichtslos behandelt sah... und

das in Gegenwart von Menschen, die ich hasse und verachte... ich, die ich ihnen nie Böses zufügte, ich, die ich Nichts verlange, als allein, frei, ruhig zu leben, und Andre beglückt um mich zu sehen.

— Das ist nun einmal so. Man ist neidisch auf Ihr Glück und auf dasjenige, was Andre Ihnen verdanken.

— Und gerade meine Tante! — rief Adrienne mit Entrüstung aus, — meine Tante, deren Leben ein ununterbrochenes Aergerniß war, ist es, welche mich auf solche empörende Weise anklagt! Sie, der es nicht unbekannt ist, daß ich stolz, ehrliebend genug bin, um nur eine solche Wahl zu treffen, mit der ich frei vor die Welt hintreten darf... Ja, wenn ich dereinst liebe, so werde ich kein Geheimniß daraus machen, sondern mich damit brüsten, denn die Liebe, wie ich sie verstehe, ist das Herrlichste auf der Welt... — Dann fuhr Adrienne mit verdoppelter Bitterkeit fort... — Wozu nützen aber Ehrgefühl und Freimüthigkeit, wenn sie nicht einmal vor dem unsinnigsten und abscheulichsten Verdacht bewahren!!!

Bei diesen Worten bedeckte Fräulein von Cardoville ihre Augen wiederum mit dem Taschentuche.

— Gemach, theuerstes Fräulein Adrienne, — sagte Herr Baleinier mit salbungsvoller und tröstender Stimme; — beruhigen Sie Sich... Das ist ja nun vorüber... und haben Sie nicht an mir einen aufrichtigen und ergebenen Freund?

Trotz seiner teuflischen Arglist erröthete dieser Mann, als er so sprach.

— Ja, Sie sind mein Freund, ich weiß es, — erwie-

derte Adrienne; — ich werde es nie vergessen, daß Sie Sich heut, indem Sie meine Partei ergriffen, der Rachsucht meiner Tante aussetzten, denn ich weiß, wie mächtig ... wie sehr mächtig zum Bösesthun sie ist...

— Was das anbetrifft... — entgegnete der Doktor, die größte Gleichgültigkeit erheuchelnd — so bin ich ganz außer Sorgen, denn wir Aerzte... sind vor vielen Rankünen geschützt...

— Ach, mein werther Herr Baleinier, diese Frau von Saint-Dizier und ihre Freunde verzeihen selten! — sagte das junge Mädchen und schauderte zusammen. — Nur mein unüberwindlicher Abscheu, der mir angeborne Haß gegen Alles, was niederträchtig, verrätherisch und schlecht ist, konnte mich dazu verleiten, so unumwunden mit ihr zu brechen... Aber keinen Augenblick würde ich... und sollte ich meinen Tod vor Augen sehen... Anstand nehmen... Und dennoch — fügte sie mit jenem lieblichen Lächeln hinzu, welches ihr reizendes Gesicht so entzückend machte, — ist mir das Leben so werth... und habe ich mir einen Vorwurf zu machen,... so ist es der, daß ich es zu schön, zu stralend ... zu harmonisch liebe... Doch Sie wissen es, ich ergebe mich in meine Fehler...

— So recht, so recht, — jetzt bin ich beruhigter, sagte der Doktor; — Sie lächeln wieder... das ist ein gutes Zeichen...

— Oft ist es das Vernünftigste, was man thun kann. ... Und dennoch... sollte ich es wohl, nach den Drohungen, welche meine Tante mir gemacht hat? Was vermag sie aber im Grunde? Was für einen Zweck hatte diese Art

von Familienrath? Sollte sie ernstlich geglaubt haben, daß die Vermahnungen eines Herrn von Aigrigny, eines Barons Tripeaud, irgend einen Einfluß auf mich üben könnten?... Dann sprach sie noch von strengen Maßregeln. Welche Maßregeln vermag sie zu ergreifen?... Wissen Sie darum?

— Unter uns gesagt, ich bin der Meinung, die Fürstin hatte blos die Absicht, Sie einzuschüchtern... und Ihnen durch die Macht ihres Wortes zu imponiren. Denn sie hat die Schwachheit, sich für eine Kirchenmutter zu halten und Ihre Bekehrung erwirken zu wollen, — antwortete arglistig der Arzt, dem jetzt daran lag, Adriennen um jeden Preis in ihrer Sorglosigkeit zu erhalten. — Doch, hängen wir diesen trüben Gedanken nicht länger nach... Ihre schönen Augen müssen in ihrem vollen Glanze stralen, um den Minister, zu dem wir uns begeben, zu gewinnen und zu bezaubern...

— Sie haben recht, lieber Doktor... Man sollte stäts den Gram zu meiden suchen, denn einer seiner geringsten Nachtheile ist der, daß man den Gram Anderer darüber vergißt... Nun sehen Sie aber einmal, ich nehme Ihre liebevolle Gefälligkeit in Anspruch, ohne daß ich Ihnen gesagt habe, was ich von derselben erwarte...

— Wir haben glücklicher Weise Zeit genug, darüber zu plaudern, denn unser Staatsmann wohnt ziemlich entfernt von Ihrem Palais.

— Ich will Ihnen in kurzen Worten sagen, um was es sich handelt, — entgegnete Adrienne. — Sie wissen bereits um die Gründe, welche ich hatte, mich jenes braven Handwerkers anzunehmen. Heut morgen kam er ganz außer

sich zu mir, und gestand mir, daß er als Verfasser gewisser Gesänge (er ist Dichter) Anlaß zum Verdacht gegeben habe und sich von der Gefahr bedroht sehe, gefänglich eingezogen zu werden; daß aber, im Fall seiner Verhaftung, seine Familie, deren einzige Stütze er sei, vor Hunger umkommen müsse; er wende sich daher mit der Bitte an mich, ich möchte für ihn eine Bürgschaft erlegen, damit er ungehindert fortarbeiten könne. Ich versprach ihm, diesen seinen Wunsch zu erfüllen, denn ich gedachte des innigen Verhältnisses, in dem Sie zu einem vielvermögenden Minister stehen... Allein leider war man bereits dem armen Burschen auf der Spur; ich kam daher auf den Gedanken, ihm in meinem Pavillon ein Versteck anzuweisen. Sie wissen, auf welche Weise meine Tante diese Handlung ausgelegt hat. Jetzt sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß es Ihrer Verwendung gelingen werde, den Minister geneigt zu machen, daß er meinem Verlangen willfahre, das heißt, daß er die Freilassung des jungen Handwerkers gegen Gewährleistung verfüge?

— Freilich, ohne Zweifel... das kann nicht dem geringsten Anstande unterliegen, besonders, wenn Sie dem Minister die Thatsachen mit jener Beredtsamkeit des Herzens auseinander gesetzt haben werden, die Sie in so hohem Grade besitzen.

— Können Sie wohl errathen, werther Herr Baleinier, warum ich den vielleicht seltsamen Entschluß faßte, Sie zu ersuchen, mich, ein junges Mädchen, selbst zum Minister zu geleiten?

— Nun, ich denke... damit Sie Ihren Schützling auf noch dringendere Weise zu empfehlen vermöchten.

— Allerdings... aber auch, um durch diesen auffallenden Schritt auf das Bündigste die Verläumdungen zu widerlegen, welche meine Tante sicherlich nicht verfehlen wird, in Bezug auf den jungen Handwerker auszustreuen... und welche sie bereits, wie Sie gesehn haben, in das Protokoll des Polizeikommissars aufnehmen ließ... Ich zog es daher vor, mich frei und offen an einen hochgestellten Mann zu wenden... Ihm werd' ich sagen, wie die Sachen stehen, und er wird mir Glauben schenken, denn die Wahrheit hat einen Accent, welcher Ueberzeugung gewährt.

— Sie haben das Alles, mein Fräulein, auf's Reiflichste und Verständigste überlegt, — entgegnete der Doktor. Sie wollen, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einem Schlage tödten... oder besser: Sie beabsichtigen, durch eine edle Handlung einen doppelten Akt der Gerechtigkeit zu bewirken... einmal verläumderischen Gerüchten im Voraus zu begegnen, und zweitens, einem biederen Burschen zu seiner Freiheit zu verhelfen.

— O, sehen Sie doch! — rief Adrienne lachend; — ich gerathe schon wieder in meine fröhliche Laune... weil eine glückliche Aussicht sich mir eröffnet...

— Lieber Gott! — erwiederte der Doktor mit philosophischem Gleichmuth; — Alles im menschlichen Leben hängt ja von dem Gesichtspunkte ab.

Adrienne war so wenig mit dem konstitutionellen Regierungswesen vertraut, hatte so unklare Begriffe von den verschiedenen Amtsbefugnissen, daß sie Allem, was ihr der Doktor sagte, den unbedingtesten Glauben schenkte.

In freudiger Aufwallung fuhr sie daher fort:

— O, welch ein Glück! Also noch diesen Abend, wenn ich die Töchter des Marschalls Simon von der Mutter des jungen Handwerkers abhole, werde ich letztere ihrer schmerzlichen Besorgniß entreißen können; denn sie befindet sich gegenwärtig gewiß in der peinlichsten Angst, da ihr Sohn noch nicht nach Haus zurückgekehrt ist.

— Ja, dieses Vergnügen wird Ihnen nicht entgehen — erwiederte lächelnd der Doktor. — Wir wollen unsere Angelegenheit bei dem Minister mit solcher Kraft und Ausdauer betreiben, so viele Minen springen lassen, daß Sie noch heut die Freude haben sollen, die gute Mutter von der Entlassung ihres Sohnes in Kenntniß zu setzen... noch bevor sie Kunde von der Verhaftung des braven Burschen bekommen hat.

— O, wie viel Güte, welche Gefälligkeit erzeigen Sie mir! — sprach Adrienne. — Wahrhaftig, wenn es sich nicht um so ernste Rücksichten handelte, so würde ich mich schämen, Ihre so kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen, mein theuerster Herr Baleinier... aber ich kenne Ihr Herz...

— Ihnen meine völlige Hingebung, meine aufrichtige Anhänglichkeit zu beweisen, ist mein einziger Wunsch, — antwortete der Arzt und nahm eine Prise.

Zugleich aber warf er einen unruhigen Blick durch das Wagenfenster hinaus, denn sie fuhren gerade über den Platz am Odeon, und ungeachtet des dichten Schneegestöbers sah man deutlich die hellerleuchteten Fenster des Theaters. Adrienne, welche in diesem Augenblick ihr Gesicht nach jener Seite wandte, konnte sehr leicht über den sonderbaren Weg, den man sie führte, in Erstaunen gerathen.

Um ihre Aufmerksamkeit durch eine geschickte Diversion von diesem Gebäude abzulenken, rief der Doktor plötzlich aus:

— Großer Gott!... beinah' hätt' ich's vergessen...

— Was haben Sie denn, Herr Baleinier? — fragte Adrienne und wandte sich hastig nach ihm um.

— Ich war nahe daran, etwas sehr Wichtiges in Bezug auf das Gelingen unseres Gesuches zu vergessen...

— Und worin besteht das?... fragte das junge Mädchen voll Unruhe.

Herr Baleinier lächelte listig.

— Alle Menschen haben ihre Schwächen, — sagte er, — und ein Minister hat deren mehr als jeder Andre. Derjenige, zu welchem wir uns begeben, hat die Eitelkeit, mehr als gebührlich auf seinen Titel zu halten, und der erste Eindruck, den wir auf ihn machen, würde kein günstiger sein, wenn Sie ihn nicht sogleich mit einem sehr klangvollen: Herr Minister begrüßten.

— Daran soll es nicht fehlen... theuerster Herr Baleinier, — erwiederte Adrienne und lächelte ebenfalls, — ich werde sogar die Excellenz nicht schonen, was ja wohl auch ein üblicher Titel ist.

— Heut zu Tage wohl nicht... Das ist aber ein Grund mehr, und wenn Sie noch als Zugabe einen oder zwei Monseigneurs vom Stapel laufen ließen, so hätten wir unser Spiel mit dem ersten Wurfe gewonnen.

— Seien Sie außer Sorgen. Da es bürgerliche Minister, wie bürgerliche Edelleute gibt, so werde

ich mich des Herrn Jourdain *) erinnern und die heißhungrige Eitelkeit Ihres Staatsmannes zu sättigen streben.

— Ich lege ihn ganz in Ihre Hände; in keinen besseren kann er sich wohl befinden, — sagte der Arzt. Zugleich bemerkte er mit Freude, daß der Wagen in die düstern Gassen, welche vom Odeon-Platze nach dem Stadttheile des Pantheon führen, eingebogen war. — In dem gegenwärtigen Falle würde ich es mir zur Sünde rechnen, wenn ich meinem Freunde, dem Minister, seinen Hochmuth zum Vorwurf machen wollte, da dieser sein Hochmuth uns so trefflich zu Statten kommen kann.

— Dieser kleine Kunstgriff ist übrigens ziemlich unschuldig, — fügte Fräulein von Cardoville hinzu, — ich mache mir auch gar kein Gewissen daraus, denselben in Anwendung zu bringen, ich gestehe es Ihnen... — Darauf beugte sie sich nach dem Wagenschlage und sprach:

— Gott! was sind das für finstere und unheimliche Gassen... Welches Unwetter!... Welches Schneegestöber! ... In welchem Stadttheile befinden wir uns?...

— Wie! Sie undankbare und entartete Landsmännin ... Erkennen Sie denn an diesem gänzlichen Nichtvorhandensein von Kaufmannsläden Ihr geliebtes Viertel, die Vorstadt Saint-Germain nicht?

— Ich glaubte, wir hätten sie schon längst verlassen.

— Auch ich glaubte es, — antwortete der Arzt, und legte sich zum Kutschenschlage hinaus, als suche er sich zurecht

*) In dem Moliere'schen Lustspiel: Le Bourgeois gentilhomme. Anm. d. Uebersetzers.

zu finden; — aber wir befinden uns noch in derselben!... Mein Tropf von Kutscher, den der Schnee in's Gesicht peitscht, wird sich geirrt haben. Aber jetzt sind wir auf dem rechten Wege... ich finde mich zurecht; wir sind jetzt in der Rue Saint-Guillaume, die, beiläufig gesagt, eine von den anmuthigsten ist. Uebrigens werden wir in zehn Minuten vor der geheimen Pforte des Ministerhôtels halten, denn Vertraute, wie ich, genießen den Vorzug, daß sie der Empfangsfeierlichkeiten am Hauptthore enthoben sind.

Fräulein von Cardoville kannte, wie alle Personen, welche gewöhnlich nur zu Wagen die Stadt besuchen, einer Seits die Straßen von Paris zu wenig, und war andrer Seits mit den ministeriellen Gebräuchen und Förmlichkeiten zu wenig vertraut, als daß sie einen Augenblick an der Wahrheit Dessen zweifelte, was Herr Baleinier sagte, zumal da sie in denselben das unbedingteste Vertrauen setzte.

Seitdem sie das Saint-Dizier'sche Palais verlassen, schwebte dem Doktor eine Frage auf den Lippen, welche er so gern an das Fräulein gerichtet hätte, wenn er nicht besorgt gewesen wäre, ihren Argwohn zu erregen.

Als diese nämlich von den sehr wichtigen Interessen gesprochen hatte, deren Dasein man ihr verhehlt habe, hatte der sehr scharf und tief blickende Doktor die Verlegenheit und die Aengstlichkeit der Fürstin und des Herrn von Aigrigny wohl bemerkt.

Er bezweifelte nicht, daß die gegen Adrienne gerichtete Verschwörung, (eine Verschwörung, welche er aus allen Kräften in blindem Gehorsam gegen den Orden unterstützte) Bezug auf diese ihm nicht bekannt gewordenen Interessen

habe, die er, eben weil man ihm dieselben verschwiegen hatte, kennen zu lernen um so begieriger war. Denn da bei ihm wie bei den übrigen Mitgliedern jener lichtscheuen Brüderschaft die Angeberei zur zweiten Natur geworden, so mußten sich nothwendig in ihm auch jene abscheulichen Laster entwickeln, welche eine Folge verbrecherischer Mitwissenschaft sind, nämlich: Neid, Mißtrauen und eifersüchtige Neugierde.

Man wird also leicht begreifen, daß der Doktor Baleinier, trotz seines festen Entschlusses, die Absichten des Herrn von Aigrigny zu unterstützen und aus allen Kräften zu fördern, dennoch vor Begierde brannte, das ihm verborgen gehaltene Geheimniß kennen zu lernen. Darum bezwang er, da ihm die Gelegenheit günstig, besonders aber dringend erschien, seine Bedenklichkeiten, und sprach nach einer kurzen Pause zu Adrienne:

— Ich stehe im Begriff, eine sehr unbescheidene Frage an Sie zu richten. Sollte sie Ihnen in eben diesem Lichte erscheinen... so beantworten Sie dieselbe nicht...

— Sprechen Sie nur... ich bitte.

— Heut Nachmittag... einige Minuten, bevor man Ihrer gnädigen Frau Tante die Ankunft des Polizeikommissars meldete, sprachen Sie, wenn ich nicht irre, von wichtigen Interessen, welche man Ihnen bisher verschwiegen habe...

— Ja, allerdings...

— Diese Aeußerungen, — fuhr der Doktor fort, und betonte langsam jedes seiner Worte, — schienen einen tiefen Eindruck auf die Fürstin zu machen...

— Und zwar einen so tiefen Eindruck, — entgegnete Adrienne — daß gewisse Verdachtsgründe, die ich hegte, sich in Gewißheit umgewandelt haben.

— Ich habe wohl nicht nöthig zu bemerken, meine reizende Freundin — sprach Herr Baleinier in sehr schmeichlerischem Tone weiter — daß, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf diese Sache lenke, dies nur in der Absicht geschieht, Ihnen meine Dienste in dem Falle anzubieten, daß dieselben Ihnen in irgend einer Beziehung von Nutzen sein könnten ... Sollten Sie jedoch ... nur den Schatten einer Unvorsichtigkeit darin erblicken, mir ein Weiteres mitzutheilen ... so thun Sie ganz, als hätte ich Nichts gesagt.

Adrienne verfiel bei diesen Worten in ein ernstes und tiefes Sinnen. Nach einigen Augenblicken aber entgegnete sie:

— In Betreff dieser Angelegenheit gibt es Dinge, welche mir unbekannt sind ... andere, welche ich Ihnen mittheilen darf ... und noch andere, welche ich verschweigen muß; ... Sie sind heut so zutraulich und gütig gegen mich, daß ich mich glücklich fühle, Ihnen einen Beweis meines Vertrauens geben zu können.

— O, wenn dem so ist, — erwiederte der Arzt, anscheinend gekränkt und mit wehmüthiger Stimme und Miene, — dann will ich Nichts wissen. Hätte es nicht den Anschein, als nähme ich dies als eine Art von Entgelt an?... während mir das Vergnügen, welches ich empfinde, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, doch schon Belohnung genug ist.

— Hören Sie ... — sagte Adrienne und schien auf die zarten Skrupel des Herrn Baleinier nicht die ge-

ringste Rücksicht zu nehmen. — Ich habe sehr wichtige Gründe, zu vermuthen, daß in einer mehr oder minder bevorstehenden Zeit eine unermeßliche Erbschaft unter die Mitglieder unserer Familie vertheilt werden soll... Ich kenne zwar nicht alle diese Mitglieder... denn nach der Aufhebung des Edikts von Nantes sind die Vorfahren meiner Familie nach fernen Ländern hin verschlagen worden, und haben sehr verschiedene Schicksale erlitten.

— In der That? — rief der Doktor, dessen Theilnahme auf das Höchste gespannt war. — Aber wo ist diese Erbschaft? von Wem kommt sie? in welchen Händen befindet sie sich?

— Das weiß ich nicht...

— Auf welche Weise aber werden Sie Ihre Rechte geltend machen?

— Das werde ich bald erfahren.

— Aber von Wem denn?

— Das darf ich nicht sagen.

— Von Wem wissen Sie aber, daß diese Erbschaft vorhanden ist?

— Das darf ich Ihnen eben so wenig sagen... — entgegnete Adrienne mit schwermüthiger und sanfter Stimme, welche von der gewöhnlichen Lebendigkeit ihrer Sprachweise höchlich abwich. — Dies ist ein Geheimniß... ein seltsames Geheimniß... und wenn ich in jenen Augenblicken der Aufregung, in denen Sie mich bisweilen antrafen... von gewissen außergewöhnlichen Verhältnissen träumte, die sich an dieses Geheimniß knüpften... dann...

ja dann entstanden in meiner Seele... große... überschwängliche Gedanken.

Adrienne schwieg, und versenkte sich tief in ihre Erinnerungen.

Herr Baleinier versuchte nicht, sie denselben zu entziehen.

Denn erstlich bemerkte Fräulein von Cardoville nicht, welche Richtung der Wagen einschlug; und dann war es dem Doktor nicht unlieb, über Das, was er vernommen hatte, nachdenken zu können. Sein gewohnter Scharfblick ließ ihn einsehen, daß es sich hier für den Abbé von Aigrigny um eine Erbschaftsfrage handle. Auch beschloß er, unverzüglich einen geheimen Bericht über diese Angelegenheit gehörigen Ortes einzureichen. Er schloß nämlich folgendermaßen: entweder handelt der Abbé den ihm vom Orden ertheilten Befehlen gemäß, oder er handelt aus persönlichem Antriebe: im erstern Falle bekräftigte dieser geheime Bericht gehörigen Orts eine Thatsache, in dem anderen offenbarte derselbe eine unbekannte Thatsache.

Während einiger Zeit beobachteten Fräulein von Cardoville und der Doktor Baleinier das tiefste Stillschweigen, welches nicht einmal durch das Gerassel der Räder unterbrochen wurde, denn die Straßen, welche immer öder wurden, waren mit einer dichten Schneedecke belegt.

Trotz seiner teuflischen Geschicklichkeit, trotz seiner Verwegenheit, trotz der Verblendung seines Schlachtopfers, war der Doktor nicht ganz beruhigt über den Ausgang seines verrätherischen Unternehmens. Der entscheidende Augenblick kam immer näher, und der leiseste Zweifel, unvorsichtiger=

weise in Adrienne's Brust erregt, konnte des Arztes Pläne vereiteln.

Adrienne, welche von den Gemüthsbewegungen dieses ermüdenden Tages schon ganz erschöpft war, schauderte von Zeit zu Zeit, denn die Kälte wurde immer empfindlicher, und in ihrer Hast, den Herrn Baleinier zu begleiten, hatte sie vergessen, sich in einen Shawl oder Mantel zu hüllen.

Seit einigen Minuten fuhr der Wagen an einer langen und sehr hohen Mauer dahin, welche sich durch das Schneegestöber hindurch an dem rabenschwarzen Himmel weißlich abzeichnete.

Es herrschte ein tiefes und unheimliches Schweigen.

Der Wagen hielt.

Der Bediente sprang herab, trat an einen großen Thorweg, und pochte auf eine ganz eigenthümliche Art. Zuerst ließ er zweimal rasch hinter einander den Klopfer anschlagen, und dann nach einer kleinen Weile noch einmal.

Adrienne bemerkte diesen Umstand nicht, denn die Schläge ertönten nur schwach, und der Doktor hatte das Wort ergriffen, um mit seiner Stimme diese signalähnlichen Schläge zu verdecken.

— Endlich sind wir am Ziele, — sagte er scherzend zu Adrienne. — Bieten Sie Ihre ganze Verführungskunst auf, das heißt, zeigen Sie Sich ganz, wie Sie sind.

— Seien Sie außer Sorgen, ich werde mein Bestes thun, — entgegnete Adrienne lächelnd. Dann bebte sie unwillkürlich zusammen und sprach: — Welche schaurige Kälte! . . . Ich muß Ihnen gestehen, mein guter Herr Baleinier, daß ich mich, sobald ich meine armen kleinen Ver-

wandten von der Mutter unseres wackeren Handwerkers werde abgeholt haben, recht behaglich in meinem niedlichen, so wohl erwärmten und so hell erleuchteten Salon fühlen werde, denn Sie kennen meine Abneigung gegen Frost und Finsterniß.

— Das versteht sich von selbst, — entgegnete artig der Doktor — denn die lieblichsten Blumen entfalten sich nur im Licht und in der Wärme.

Während der Arzt und Fräulein von Cardoville diese Worte wechselten, hatte ein schwerer Thorwegflügel in seinen Angeln geknarrt, und der Wagen war in den Hof gerollt.

Der Doktor stieg zuerst aus, um Adriennen seinen Arm zu bieten.

Neuntes Kapitel.

Das Kabinet des Ministers.

Der Wagen hatte an einer kleinen, schneebedeckten, einige Stufen hohen Freitreppe gehalten, die zu einem durch eine Lampe erhellten Vorhaus führte.

Adrienne stützte sich, um die etwas schlüpfrigen Stufen hinanzusteigen, auf den Arm des Doktors.

— Mein Gott! Wie zittern Sie ... — sprach dieser zu ihr.

— Ja ... — sagte das junge Mädchen zusammenschauernd, — ich empfinde eine tödtliche Kälte. In der Uebereilung bin ich ohne Shwal weggefahren ... Aber was hat dieses Haus für ein betrübtes Ansehen! — setzte sie hinzu, indem sie die Treppe hinanging.

— Wir befinden uns in dem sogenannten kleinen Hotel des Ministeriums, in dem Sanctus Sanctorum, wohin

sich unser Staatsmann fern vom Lärm der Profanen zurückzieht, — sprach Herr Baleinier schmunzelnd. — Bemühen Sie Sich nur gefälligst herein.

Und dabei drückte er das Thor einer ziemlich großen, ganz öden Vorhalle auf.

— Wohl mit Recht sagt man, — fuhr der Doktor fort, der eine sehr große Gemüthsbewegung unter einem Anschein von Heiterkeit zu verbergen suchte; — die Wohnung eines Ministers ist die Wohnung eines Parvenu... Kein einziger Lakai (kein einziger Bureaudiener, sollte ich eigentlich sagen) im Vorzimmer... Aber glücklicher Weise, — fügte er hinzu, indem er die Thüre eines Zimmers, welches mit der Vorhalle in Verbindung stand, öffnete:

„Erzogen im Serail, kenn' ich darin die Krümmen.“ *)

Fräulein von Cardoville wurde in einen Saal geführt, der grüne Tapeten mit veloutirten Mustern hatte und mit Lehnsesseln und Stühlen aus Akajou, mit braunem holländischen Sammt überzogen, bescheiden möblirt war. Der sorgfältig gebohnte Fußboden glänzte. Eine runde Lampe, welche höchstens ein Drittel ihres Lichtes aussandte, war weit höher angebracht, als man eine solche gewöhnlich aufzuhängen pflegt.

Adrienne, welche dieses Gemach für die Wohnung eines Ministers äußerst dürftig fand, konnte sich, obgleich sie keinerlei Verdacht hegte, doch einer Regung des Erstaunens nicht erwehren, und blieb einen Augenblick auf der Thür-

---

*) Der bekannte Alexandriner: Nourri dans le sérail, j'en connais les détours. Anm. d. Uebers.

schwelle stehen. Herr Baleinier, der sie am Arme führte, errieth die Ursache ihrer Verwunderung, und sprach lächelnd zu ihr:

— Dieses Logis kommt Ihnen für eine Excellenz höchst erbärmlich vor, nichtwahr? Doch wenn Sie wüßten, was konstitutionelle Sparsamkeit ist!... Uebrigens werden Sie sogleich einen Monseigneur sehen, der ein eben so dürftiges Aussehen hat wie sein Möblement... Haben Sie nun die Güte, Sich eine Sekunde zu gedulden: ich werde den Minister benachrichtigen und Sie bei ihm anmelden... Sogleich bin ich wieder hier.

Und indem der Arzt seinen Arm sanft von dem des Mädchens, das sich unwillkürlich an ihn schmiegte, losmachte, öffnete er eine kleine Seitenthüre und entschwand durch dieselbe.

Adrienne von Cardoville blieb allein.

Obwohl das junge Mädchen sich den Grund dieses Eindrucks nicht zu erklären vermochte, so fand sie doch das große, kalte, nackte Zimmer mit Fenstern ohne Vorhänge unheimlich. Und als sie nun gar an den Möbeln nach und nach mancherlei Sonderbarkeiten bemerkte, die sie anfänglich nicht wahrgenommen hatte, fühlte sie sich von einer unerklärbaren Unruhe ergriffen...

So zum Beispiel sah sie, als sie sich dem erloschenen Kamin näherte, mit Erstaunen, daß derselbe mit einem Eisengitter verschlossen war, wodurch es völlig unmöglich wurde, in den Schornstein zu gelangen; und daß die Feuerzange und Schaufel mit eisernen Kettchen festgemacht waren.

Schon über diese bizarre Erscheinung ziemlich betroffen,

wollte sie, durch eine maschinenmäßige Bewegung, einen an der Wand stehenden Lehnstuhl heranrücken.

Der Lehnstuhl blieb fest stehen . . .

Adrienne gewahrte nun, daß die Rücklehne dieses Stuhls wie die aller übrigen Sitze mit zwei kleinen Eisenstangen an das Wandgetäfel befestigt war.

Sie konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, und sprach zu sich selbst:

— Sollte man dem Staatsmanne, bei dem ich mich befinde, so wenig Zutrauen schenken, daß man die Möbel an die Mauern befestigt?

Adrienne hatte diesen etwas erzwungenen Scherz in gewissem Sinne nur gemacht, um gegen ihre peinliche Befangenheit anzukämpfen, welche immer größer wurde, denn das tiefste, dumpfste Schweigen herrschte in dieser Behausung, wo Nichts jene Regsamkeit, jene Thätigkeit verkündete, welche einen großen Geschäftsmittelpunkt gewöhnlich umgeben.

Nur die heftigen Stöße des Windes, der draußen tobte, vernahm das junge Mädchen von Zeit zu Zeit.

Ueber eine Viertelstunde war verflossen — Herr Baleinier kam nicht zurück.

In ihrer Ungeduld und Unruhe, wollte Adrienne Jemanden herbeirufen, um sich nach Herrn Baleinier und dem Minister zu erkundigen. Sie warf die Augen umher, um eine Klingelschnur neben dem Spiegel zu suchen. Sie erblickte keine. Dagegen bemerkte sie, daß das, was sie so eben, bei dem in der Stube herrschenden Halbdunkel, für einen Spiegel gehalten, eine große, sehr leuchtende Platte

von Blech war. Indem sie näher hinzutrat, stieß sie an einen Leuchter von Bronze ... Dieser Leuchter, wie auch die Pendeluhr, war in den Marmor des Schornsteins eingesestet.

Es gibt Gemüthsstimmungen, in denen die allerunbedeutendsten Umstände häufig eine furchtbare Bedeutung erlangen. So machten auch dieser unbewegliche Leuchter, diese an das Getäfel angenagelten Möbel, diese die Stelle eines Spiegels vertretende Blechtafel, diese Grabesstille, das immer länger werdende Wegbleiben des Doktor Baleinier, einen so lebhaften Eindruck auf Adrienne, daß sie eine dumpfe Angst zu empfinden begann.

Und doch war ihr unbedingtes Vertrauen auf den Arzt so groß, daß sie sich sogar ihren Schrecken zum Vorwurf machte, indem sie sich einredete, Alles, was denselben verursache, habe am Ende keinen reellen Grund, und es sei unvernünftig, sich um etwas so Unbedeutendes, vorgefaßten Meinungen zu überlassen.

Was die Abwesenheit des Doktor Baleinier betraf, so dauerte dieselbe ohne Zweifel deßhalb so lange, weil er abwartete, die Beschäftigungen des Ministers möchten ihm Muße gewähren, Besuche annehmen zu können.

Wenn das junge Mädchen sich auch auf diese Weise zu beschwichtigen suchte, so erlaubte sie sich, von ihrer Angst getrieben, dennoch Etwas, was sie in anderer Lage niemals gewagt haben würde: mit langsamen Schritten ging sie auf das Pförtchen zu, durch welches der Doktor verschwunden war, und lehnte ihr Ohr daran.

Sie hielt ihren Athem an, horchte auf ... vernahm aber Nichts ...

Plötzlich hallte ein dumpfes und schweres Geräusch, wie das eines Körpers, der fällt, über ihrem Kopfe wieder; und sie glaubte sogar ein fernes Gestöhne zu vernehmen.

Rasch hob sie die Augen empor, und sah, wie einige Mörtelstückchen von dem bemalten Plafond herniederfielen, die augenscheinlich durch die Erschütterung der Decke losgerissen worden.

Jetzt konnte Adrienne ihre Angst länger nicht mehr bemeistern; sie flog daher auf die Thüre zu, durch welche sie mit dem Arzte hereingekommen war, und wollte Jemanden herbeirufen.

Aber wie erstaunte sie — diese Thüre war von außen verschlossen.

Und doch hatte sie, seit ihrem Eintritt, keinen Schlüssel im Schlosse, das übrigens außerhalb angebracht war, knarren gehört.

Immer mehr von Schrecken ergriffen, stürzte das junge Mädchen nach dem Pförtchen hin, durch welches der Arzt verschwunden war und an dem sie so eben gehorcht hatte...

Auch dieses Seitenpförtchen war von außen zugeschlossen ...

Noch jetzt wollte Adrienne die Angst, von der sie unwiderstehlich überfallen wurde, niederkämpfen, rief deßhalb die Festigkeit ihres Charakters zu Hülfe, und wollte, wie man sprüchwörtlich sagt, sich selbst Etwas weißmachen.

— Ich werde mich getäuscht haben, — sprach sie. — Wahrscheinlich hörte ich nur Etwas fallen; das Stöhnen

existirt nur in meiner Einbildung ... Tausend Gründe sprechen dafür, daß irgend ein Gegenstand, nicht aber ein Mensch niedergefallen sei ... Aber, diese verschlossenen Thüren ... Vielleicht weiß man nicht, daß ich hier bin; man wird geglaubt haben, kein Mensch befinde sich in diesem Zimmer.

Und mit Aengstlichkeit blickte Adrienne, während sie diese Worte zu sich selbst sprach, umher. Dann setzte sie mit fester Stimme hinzu:

Keine Schwäche! Es kann sich jetzt nicht mehr darum handeln, daß ich mir meine Lage verhehle ... und mich selber täuschen will: im Gegentheil, ich muß ihr scharf in's Auge blicken. Augenscheinlich bin ich hier nicht bei einem Minister; ... tausend Gründe beweisen es mir jetzt ... Herr Baleinier hat mich also hintergangen ... Aber zu welchem Zweck denn? Weßhalb hat man mich hierher gebracht, und wo bin ich?

Von beiden Fragen vermochte Adrienne sich die eine so wenig zu lösen als die andere. Das aber stand klar vor ihrem Geist: sie war ein Opfer der Treulosigkeit des Doktor Baleinier.

Für diese wahrhaftige, edle Seele war eine derartige Gewißheit so fürchterlich, daß sie wiederholt den Versuch machte, sie dadurch zurückzuweisen, daß sie der hingebenden Freundschaft gedachte, welche sie stäts diesem Manne erwiesen. Mit Bitterkeit sprach Adrienne deßhalb zu sich:

— Da sieht man, zu welchen falschen, gehässigen Unterstellungen die Menschen durch Furcht verleitet werden! Ja, es ist Sünde, an einen solchen teuflischen Betrug zu glauben, es sei denn im äußersten Nothfall ... und selbst

dann, wenn man durch den Augenschein dazu verleitet wird. Ich will Jemanden herbeirufen; das ist das einzige Mittel, vollständig in's Klare zu kommen.

Da fiel ihr bei, daß keine Klingel da sei.

Was thut's? dachte sie. Ich will klopfen; gewiß wird Jemand kommen.

Und mit ihrem zierlichen Fäustchen schlug Adrienne ein paar Mal an die Thüre.

An dem dumpfen und schwachen Wiederhall, den diese Thüre von sich gab, konnte man entnehmen, daß sie sehr dick sei.

Das junge Mädchen erhielt keine Antwort.

Sie lief zur andern Thüre.

Das nämliche Klopfen ihrer Seits, die nämliche Grabesstille... nur dann und wann draußen durch das Sausen des Windes unterbrochen.

— Ich bin nicht furchtsamer als sonst ein Mädchen, — sprach Adrienne schaudernd; — ich weiß nicht, ob die tödtliche Kälte, die hier herrscht, Schuld daran ist... allein ich bebe wider meinen Willen. Ich thue das Meinige, mich von jeder Schwäche frei zu erhalten; und doch scheint es mir, als ob Jedermann gleich mir Dasjenige, was sich hier zuträgt... sonderbar... entsetzlich finden müßte.

Mit einem Male brach in dem Gemach, welches sich über demjenigen befand, worin Adrienne war, ein wildes, entsetzliches Geschrei oder vielmehr Geheul mit Wuth los, und kurze Zeit darauf wurde die Decke durch ein dumpfes, heftiges, stoßweises Getrampel erschüttert, gleich als ob mehre Personen in einem heftigen Kampfe begriffen wären.

In ihrer Angst stieß Adrienne einen lauten Schrei des Entsetzens aus, wurde leichenblaß, und blieb, vor Schrecken starr, einen Augenblick stehen; dann eilte sie auf eines der mit Läden verschlossenen Fenster zu, und riß es hastig auf.

Ein heftiger, mit geschmolzenem Schnee untermischter Windstoß peitschte das Gesicht Adrienne's, jagte in's Zimmer, und löschte, nachdem er zuvor die qualmige Flamme der Lampe zum Schwanken und Aufflackern gebracht, dieselbe aus.

Nun konnte Fräulein von Cardoville ihre so lange verhaltene Angst nicht mehr bezwingen. Von tiefer Finsterniß umgeben, wollte sie, sich mit den Händen an die Stangen, womit das Fenster vergittert war, fest anklammernd, eben um Hülfe rufen, als ein unerwarteter Auftritt sie einige Minuten lang vor Schreck stumm machte.

Unweit von demjenigen Gebäude, worin sie sich befand, erhob sich mit demselben parallellaufend ein anderes.

Inmitten der schwarzen Finsterniß, die den Zwischenraum füllte, stralte ein hellerleuchtetes Fenster...

Durch seine vorhanglosen Scheiben erblickte Adrienne eine weiße, abgemagerte, zusammengefallene Gestalt, die eine Art Bahrtuch hinter sich schleppte und unaufhörlich vor dem Fenster hastigen Schrittes auf- und abging. Dieses Vorbeihuschen war eben so schnell als unausgesetzt.

Den Blick auf das, durch die Dunkelheit leuchtende Fenster gerichtet, stand Adrienne wie verblendet durch diese jammervolle Erscheinung da. Dann aber rief sie, da dieses Schauspiel ihr Entsetzen auf das Höchste steigerte, aus Lei-

beskräften um Hülfe, ohne die Fensterstangen loszulassen, woran sie sich krampfhaft festhielt.

Einige Sekunden später, und während sie so um Hülfe schrie, traten zwei kräftige Weiber, ohne ein Wort zu reden, in das Gemach, worin sich Fräulein von Cardoville befand, welche, immer noch an das Fenstergitter sich anklammernd, sie nicht bemerken konnte.

Diese beiden Weiber, zwischen vierzig bis fünfzig Jahre alt, kräftig, mannhaft, waren nachlässig und schmutzig angezogen, gleich Mägden niedern Schlags. Ueber ihren Kleidern trugen sie große Schürzen von blauer Leinwand, welche bis an den Hals, wo sie bogenförmig ausgeschnitten waren, hinaufreichten und bis auf ihre Füße herunterfielen.

Die eine, mit einer Lampe in der Hand, hatte ein breites, rothes und leuchtendes Gesicht, eine dicke finnige Nase, kleine grüne Augen, und flachsfarbige Haare, die unter einer Haube von schmutzigem Weiß verzaust lagen.

Die andere, gelb, dürr, knochig, trug eine Trauerhaube, welche ihr abgemagertes, erdfarbiges, pergamentartiges Gesicht, das durch Pockennarben auffallend und durch zwei dicke schwarze Augenbrauen scharf ausgeprägt war, fest umschloß. Einige lange graue Haare umschatteten ihre Oberlippe.

Dieses Weib hielt in der Hand halb auseinandergeschlagen eine Art Kleid von fremdartigem Schnitt aus dikker grauer Leinwand.

Beide waren, wie gesagt, ganz leise durch die kleine Thür in dem Augenblick eingetreten, als Adrienne, in ihrer Todesangst, sich an das Fenstergitter unter dem Schrei: zu Hülfe! anklammerte...

Die Weiber zeigten einander durch ein Zeichen das junge Mädchen, und während die eine die Lampe auf den Kamin stellte, näherte sich die andere (nämlich diejenige, welche die Trauerhaube trug) dem Fenster, und legte ihre große knochige Hand auf die Schulter des Fräuleins von Cardoville.

Diese drehte sich rasch um, und stieß einen neuen Schrei des Entsetzens aus, als sie diese unheimliche Gestalt erblickte.

Als aber diese erste Regung der Bestürzung vorüber, beruhigte Adrienne sich beinah. Wie abstoßend diese Frau auch war, so hatte sie jetzt doch wenigstens Jemanden, mit dem sie sprechen konnte. Lebhaft und mit bebender Stimme frug sie daher:

— Wo ist Herr Baleinier?

Die beiden Weiber blickten einander an, wechselten einen Blick des Einverständnisses, und antworteten nicht.

— Ich frage Sie, Frau, — wiederholte Adrienne, — wo ist Herr Baleinier, der mich hierher gebracht hat... Ich will ihn auf der Stelle sprechen...

— Er ist weg, — antwortete das dicke Weib.

— Weg!... — rief Adrienne; — weg ohne mich... Was soll denn das aber bedeuten? Großer Gott!...

Nach einem Augenblick der Ueberlegung fuhr sie fort:

— Holen Sie mir einen Wagen...

Die beiden Weiber blickten einander an und zuckten die Achseln.

— Frau, ich bitte Sie, — sprach Adrienne in minder aufgeregtem Tone, — holen Sie mir einen Wagen, da

Herr Baleinier sich ohne mich wegbegeben hat. Ich will fort von hier.

— Nur zu, nur zu, Madame, — sprach das dicke Weib (man nannte es die Thomas), welches gar nicht darauf zu hören schien, was Adrienne sprach; — die Zeit ist da... Sie müssen zu Bette gehen...

— Ich zu Bette gehen!! — rief Fräulein von Cardoville sich entsetzend. — Mein Gott, das ist ja, um den Verstand zu verlieren... Dann wandte sie sich an die beiden Weiber und sprach:

— Was für ein Haus ist dies? Wo bin ich? Antworten Sie!

— Sie sind in einem Hause, — sprach die Thomas mit rauher Stimme, — wo man nicht zum Fenster hinaus schreien darf, wie Sie es eben gethan.

— Und wo man eben so wenig die Lampen auslöschen darf, wie Sie es eben gethan... denn sonst... erwiederte das andere Weib, die Gervaise genannt, — sonst werden wir böse...

Jetzt vermochte Adrienne kein Wort mehr hervorzubringen. Vor Entsetzen schaudernd, schaute sie diese fürchterlichen Frauen eine um die andere betäubt an. Vergebens strengte ihr Verstand sich an, zu begreifen, was vorging. Plötzlich glaubte sie es errathen zu haben, und rief:

— Hier waltet ein Irrthum ob, das ist klar... Ich kann mir denselben nicht erklären... allein, ein Irrthum waltet ob... Sie verwechseln mich mit einer Anderen... Wissen Sie, wer ich bin?... Ich heiße Adrienne von Cardoville... Hören Sie?... Adrienne von Cardoville!...

Daher, das sehen Sie... steht es mir frei, mich von hinnen zu begeben. Kein Mensch in der Welt hat das Recht, mich mit Gewalt zurückzuhalten... So befehl' ich Ihnen denn, holen Sie mir auf der Stelle einen Wagen... Gibt es in diesem Stadtviertel keinen, so schaffen Sie mir Jemanden, der mich begleite und nach dem Palais Saint-Dizier in der Babylonstraße führe... Ich werde denselben reichlich belohnen, und auch Sie...

— Nun, ist der Schnickschnack bald zu Ende? — sprach die Thomas. — Wozu uns all' dieses Zeug vorschwatzen?

— Nehmen Sie Sich in Acht, — fuhr Adrienne fort, um kein Mittel unversucht zu lassen, — wenn Sie mich mit Gewalt hier zurückhalten wollten,... das sollte Ihnen theuer zu stehen kommen... Sie wissen nicht, welchen Folgen Sie Sich aussetzen würden!...

— Wollen Sie Sich zur Ruhe begeben, ja oder nein? — fragte die Gervaise ungeduldig und mit gestrenger Miene.

— Hören Sie, Frau, — nahm Adrienne hastig wiederum das Wort, — lassen Sie mich fort... und jedem von Ihnen gebe ich zweitausend Franken... Ist das noch nicht genug? So gebe ich Ihnen zehn-... zwanzigtausend ... so viel Sie wollen... Ich bin reich... Nur lassen Sie mich fort... o Gott!... Lassen Sie mich fort... ich will nicht bleiben... hier fürchte ich mich...

Also rief das unglückliche junge Mädchen mit herzzerreißendem Accent aus.

— Zwanzigtausend Franken... das hört sich an... was sagst du dazu, Thomas?

— Laß mich doch gehen, Gervaise. Aus diesem Tone pfeifen sie Alle . . .

— Wohlan denn! da Vorstellungen, Bitten, Drohungen umsonst sind, — sprach Adrienne, eine große Energie aus ihrer verzweifelten Lage schöpfend, — so wollen wir doch sehen, ob man die Vermessenheit besitzt, Gewalt gegen mich zu gebrauchen! . . .

Und entschlossen ging Adrienne auf die Thüre zu.

Allein in diesem Augenblick erscholl abermals das wilde und heisere Gekreisch, welches dem Kampflärm, worüber Adrienne sich so sehr entsetzt hatte, vorhergegangen war. Dieses Mal jedoch war das gräßliche Geheul nicht von Fußstampfen begleitet.

— Oh! welches Geschrei! — rief Adrienne stillestehend und näherte sich den beiden Weibern wiederum. — Welches Geschrei! . . . hören Sie es denn gar nicht? . . . Doch um Gottes willen, was ist das für ein Haus, wo man so Etwas hört? Und dann — da drüben? — fügte sie fast außer sich hinzu, indem sie auf das andere Gebäude zeigte, worin ein Fenster hell durch die Finsterniß leuchtete, dasjenige nämlich, vor dem die weiße Gestalt in Einem fort auf- und abging. — Da drüben! Sehen Sie? . . . Was ist denn das da?

— Nun! Das — sprach die Thomas, — sind Leute, die, gleich Ihnen, nicht vernünftig gewesen sind . . .

— Was sagen Sie? — rief Fräulein von Cardoville, entsetzt ihre Hände faltend. — Allein . . . mein Gott . . . in welchem Hause befinde ich mich denn? was macht man denn mit ihnen? . . .

— Man macht mit ihnen, was man mit Ihnen machen wird, wenn Sie nicht Folge leisten und Sich weigern, zu Bette zu gehen, — erwiederte die Gervaise.

— Man zieht Ihnen ... dieses ... an, — sprach die Thomas, und zeigte auf den Gegenstand, den sie unter dem Arme hielt, — ja, man zieht Ihnen die Zwangsjacke an. ...

— Ha!! — schrie Adrienne und barg ihr Gesicht mit Entsetzen in ihre Hände.

Ein fürchterliches Licht ging ihr auf...

Endlich begriff sie Alles...

Nach den lebhaften Gemüthsbewegungen, die im Laufe des Tages auf sie eingestürmt, mußte dieser letzte Schlag eine furchtbare Rückwirkung üben. Das junge Mädchen fühlte ihre Kräfte schwinden; ihre Hände sanken herab, ihr Antlitz wurde leichenblaß, sie zitterte am ganzen Körper, und nur mit Mühe vermochte sie, auf ihre Kniee sinkend und mit einem Blick des Entsetzens auf die Zwangsjacke deutend, mit sterbender Stimme die Worte hervorzubringen:

— Oh! Nein, ... seien Sie barmherzig ... nicht das ... Gnade ... Frau ... Ich will ... Alles thun ... was Sie ... von mir verlangen ...

Bei diesen Worten schwand ihre Besinnung, sie knickte zusammen, und wären die Weiber ihr nicht beigesprungen und hätten die Ohnmächtige in ihren Armen aufgefangen, so würde sie auf den Fußboden hingeschlagen sein.

— Eine Ohnmacht ... die ist nicht gefährlich, — sprach die Thomas. — Wir wollen sie auf ihr Bett tra=

gen... dann kleiden wir sie aus, lassen sie schlafen, und die Sache ist zu Ende.

— Trage du sie fort, — sprach die Gervaise. — Ich will die Lampe nehmen.

Und die Thomas, ein großes und starkes Weib, hob Fräulein von Cardoville auf, als hätte sie ein schlummerndes Kind in die Höhe gehoben, und trug sie in ihren Armen davon, ihrer Kameradin in das Zimmer folgend, durch welches der Doktor verschwunden war.

Dieses Zimmer war zwar vollkommen reinlich, aber eisig kahl. Eine grünliche Tapete bedeckte die Wände; ein kleines, ganz niedriges, eisernes Bett, dessen oberer Theil zugleich ein Tischchen bildete, stand in einer Ecke. Ein, im Kamin angebrachter Ofen war mit einem Eisengitter umgeben, der den Zugang zu demselben verwehrte. Ein an die Mauer befestigter Tisch, ein vor diesem Tisch stehender und ebenfalls an den Fußboden angenagelter Stuhl, eine Kommode von Akajou und ein Sessel von Stroh bildeten das ärmliche Ameublement. Das vorhanglose Fenster war inwendig mit einem eisernen Gitter zu dem Zwecke versehen, das Zerschlagen der Scheiben zu verhüten.

In diese düstere Kammer also, die einen so schneidenden Gegensatz zu ihrem kleinen Zauberschloß in der Babylonstraße bildete, wurde Adrienne durch die Thomas getragen, und mit Hülfe der Gervaise besinnungslos auf das Bett gelegt. Die Lampe wurde auf das Tischchen am Kopfende gestellt.

Während eine der Wächterinnen Fräulein von Cardoville stützte, häkelte ihr die andere das Tuchkleid auf und zog es

ihr aus. Das junge Mädchen ließ den Kopf schlaff auf die Brust hängen. Obwohl sie in Ohnmacht versunken lag, entrollten doch ein paar dicke Thränen ihren großen geschlossenen Augen, deren lange schwarze Wimpern ihre durchsichtig bleichen Wangen beschatteten... Die goldseidenen Wellen ihres prächtigen Hauptthaars, das sich bei ihrem Daniedersinken entnestelt hatte, wogten auf ihrem elfenbeinernen Hals und Busen...

Im Augenblick, wo das Korset aus Atlas, minder sanft, minder frisch, minder weiß, als dieser jungfräuliche und liebliche Körper, der sich geschmeidig und schlank unter den Spitzen und dem Battist gleich einer sanft gerötheten Alabasterstatue rundete, losgeschnürt wurde und die abscheuliche Megäre mit ihren dicken, rothen, schwieligen und warzigen Fäusten die nackten Schultern und Arme des jungen Mädchens berührte,... bebte diese, ohne jedoch völlig zu sich zu kommen, bei der rohen und rauhen Berührung unwillkürlich zusammen.

— Was die für kleine Füße hat! — sprach die Wächterin, welche sofort niedergehuscht war und Adriennen die Fußbekleidung auszog. — Alle beide hätten in meiner hohlen Hand Platz.

Und in der That wurde bald ein kleiner Fuß bloß, lichtroth und atlasweich wie ein Kinderfüßchen, und hie und da mit Azur durchadert, und dann auch ein Bein mit rosigem Knöchel und Knie von so feinem, so reinem Umriß, wie das einer antiken Diana.

— Und was das für lange Haare sind! — sagte die Thomas; — wie sind sie lang und weich!... Sie könnte

darauf treten... Es wäre doch schade, sie abzuschneiden, um ihr Eis auf den Kopf zu legen.

Und bei diesen Worten drehte die Thomas das prächtige Haar, so gut sie's eben konnte, an Adrienne's Hinterkopf zusammen.

Ach! Das war nicht mehr die leichte und weiße Hand von Georgette, Florine oder Hebe, die ihrer Herrin mit so viel Liebe und Stolz den Kopfputz ordneten!

Auch erneuerte sich, als das junge Mädchen abermals die rohe Berührung durch die Hände der Wächterin verspürte, das nämliche nervöse Erbeben, das sie schon einmal befallen hatte, jetzt aber häufiger und stärker.

War es, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, eine Art instinktmäßigen Widerwillens, den sie während ihrer Ohnmacht magnetisch empfunden, war es die Kälte der Nacht... bald schauderte Adrienne von Neuem zusammen, und allmählig kam sie zu sich selbst...

Es ist unmöglich, ihr Entsetzen, ihren Abscheu, ihre Empörung und züchtige Aufwallung zu beschreiben, als sie, mit beiden Händen die zahlreichen Locken, welche ihr thränengebadetes Antlitz bedeckten, zur Seite streichend, und nun vollends zur Besinnung kommend, sich halbnackt zwischen diesen zwei abscheulichen Megären erblickte.

Zuerst stieß Adrienne einen Aufschrei des Abscheus, der Schaam und des Entsetzens aus; dann warf sie, um sich den Blicken dieser beiden Frauen zu entziehen, mit einer gedankenschnellen Bewegung plötzlich die Lampe um, welche auf dem Tischchen am Kopfende ihres Bettes stand, und nun am Fußboden zerbrach und erlosch.

Von dichter Nacht umgeben, hüllte sich das unglückliche Kind nun in das Bettlaken, und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus...

Die Wächterinnen hielten das Schreien und heftige Verfahren Adrienne's für einen Anfall von Tobsucht.

— Ha! Sie fangen schon wieder an, die Lampen auszulöschen und zu zerschlagen... Wie es scheint, sind Sie darauf ganz besonders erpicht, — rief die Thomas grimmig und tappte im Finstern umher. — Gut... ich habe Sie gewarnt... Sie sollen heut Nacht in die Zwangsjacke hinein, wie die Tolle da droben.

— Recht so, — sprach die Andere, — halte sie fest... hier, Thomas... ich will Licht holen... Wir Beide wollen schon mit ihr fertig werden.

— Mach' hurtig... denn trotz ihres niedlichen frommen Gesichts... scheint sie mir doch durch und durch toll zu sein... und wir werden wohl diese Nacht nicht von ihrer Seite weichen dürfen. . . . .

Trauriger und schmerzlicher Gegensatz.

Am Morgen war Adrienne frei, lächelnd, glücklich aufgestanden, inmitten aller Wunder des Luxus und der Künste, umgeben von der zärtlichen und zuvorkommenden Pflege der drei allerliebsten jungen Mädchen, welche sie bedienten;... in ihrer edelmüthigen und kecken Laune hatte sie einem jungen indischen Prinzen, ihrem Verwandten, die Ueberraschung einer glänzenden und feenhaften Pracht bereitet; sie hatte den edelsten Entschluß hinsichtlich der beiden, von Dagobert hergebrachten Waisen gefaßt... Während ihrer Unterredung

mit der Fürstin von Saint-Dizier... hatte sie sich abwechselnd stolz und gefühlvoll, schwermüthig und heiter, ironisch und ernst... ergeben und muthvoll gezeigt... Und wenn sie endlich in dieses Haus des Fluches getreten, so war es nur geschehen, um die Begnadigung eines braven und fleißigen Handwerkers zu erlangen...

Und am Abend... fühlte Fräulein von Cardoville, durch einen scheuslichen Verrath den rohen Händen zweier gemeiner Tollhaus-Wächterinnen überliefert, ihre zarten Glieder hart eingezwängt in jenes abscheuliche Narrengewand, Zwangsjacke genannt. . . . .

. . . .

Fräulein von Cardoville verbrachte eine fürchterliche Nacht in Gesellschaft der beiden Megären.

Wie starrte das junge Mädchen am andern Morgen, als sie gegen neun Uhr den Doktor Baleinier in ihre Kammer eintreten sah, immer schmunzelnd, immer wohlwollend, immer väterlich!

— Nun, mein Kind, — sagte er mit zärtlicher und sanfter Stimme zu ihr, — wie haben Sie die Nacht zugebracht?

Zehntes Kapitel.

Der Besuch.

Die Wächterinnen hatten den Bitten des Fräuleins von Cardoville und besonders dem Versprechen derselben, vernünftig sein zu wollen, nachgegeben und ihr nur während eines Theils der Nacht die Zwangsjacke angelassen. Bei Tagesanbruch war sie aufgestanden und hatte sich allein angezogen, ohne daß man sie daran gehindert hätte.

Adrienne saß auf dem Rande ihres Lagers. Ihre entsetzliche Bläße, die völlige Entstellung ihrer Züge, ihre von der düsteren Glut des Fiebers glänzenden Augen, die konvulsivischen Zuckungen, die sich von Zeit zu Zeit bei ihr einstellten, deuteten bereits die traurigen Folgen an, welche diese fürchterliche Nacht für einen so eindrucksfähigen und reizbaren Organismus gehabt hatte.

Beim Anblick des Doktor Baleinier, auf dessen Wink

sich die Gervaise und die Thomas entfernten, blieb Fräulein von Cardoville wie versteinert sitzen.

Sie fühlte eine Anwandlung von Schwindel, indem sie die Vermessenheit dieses Menschen bedachte... Er wagte es, ihr vor das Angesicht zu kommen!...

Als aber der Arzt mit seiner süßlichen Stimme und mit einem, von liebevoller Theilnahme bewegten Tone noch einmal fragte: — Nun! mein armes Kind... wie haben Sie die Nacht zugebracht?... fuhr Adrienne rasch mit den Händen an ihre brennende Stirn, als wolle sie sich fragen, ob sie wache oder ob sie träume. Dann öffnete sie, den Doktor anblickend, ihre Lippen... allein sie zitterten so stark, daß es ihr unmöglich war, ein Wort hervorzubringen...

Zorn, Unwille, Verachtung, und besonders jenes so furchtbare schmerzliche Gefühl, welches in edelmüthigen Herzen ein abscheulicher Verrath am Vertrauen erregt, verwirrten Adriennen dermaßen, daß sie, in ihrer Bestürzung und Beklemmung, wider Willen das Schweigen nicht zu brechen vermochte.

— Ei!... Ei! Ich sehe schon, was Ihnen ist, — sprach der Doktor, indem er traurig den Kopf schüttelte. — Sie sind sehr schlimm auf mich zu sprechen... nicht wahr? Du mein lieber Gott!... Darauf war ich gefaßt, mein theures Kind...

Bei diesen mit heuchlerischer Frechheit ausgesprochenen Worten fuhr Adrienne mit einem Satz in die Höhe; ihre bleichen Wangen glühten auf, ihr großes schwarzes Auge funkelte, stolz hob sie ihr schönes Antlitz empor, ein Lächeln voll verachtungsvoller Bitterkeit warf ihre Oberlippe leicht

auf. Dann schritt das junge Mädchen schweigend und ingrimmig an dem Doktor, der ruhig sitzen blieb, vorbei und mit hastigem, festen Schritt auf die Thür zu.

Diese Thür, woran man ein Fensterchen mit einem Schieber bemerkte, war von Außen verschlossen.

Adrienne wendete sich nach dem Doktor um, deutete mit einer gebieterischen Gebärde auf die Thür, und sprach zu ihm:

— Oeffnen Sie mir diese Thüre!

— Ach, mein liebes Fräulein Adrienne, — antwortete der Arzt, — beruhigen Sie Sich doch ... lassen Sie uns ein vertrauliches Wort mit einander reden ... denn, das wissen Sie ja doch ... ich bin Ihr Freund ...

Und dabei sog er langsam eine Prise Tabak ein.

— Also ... mein Herr, — sprach Adrienne mit vor Zorn bebender Stimme, — auch heute soll ich mich noch nicht von hier wegbegeben können?

— Leider! nein ... bei solchem aufgeregten Wesen ... Wenn Sie nur wüßten, wie Ihr Gesicht glüht ... wie Ihre Augen brennen; ... Ihr Puls muß achtzig Mal in einer Minute schlagen; ... ich beschwöre Sie, mein liebes Kind, machen Sie Ihren Zustand durch eine solche leidige Aufregung nicht noch schlimmer ...

Adrienne blickte den Arzt eine Weile starr an, dann wendete sie sich langsam um und setzte sich wieder auf den Rand ihres Lagers.

— So habe ich's gern, — fuhr Herr Baleinier fort; — nehmen Sie doch Vernunft an ... und ich sage Ihnen nochmals: Lassen Sie uns ein vertrauliches Wort miteinander reden.

— Sie haben Recht, mein Herr, — erwiederte Adrienne kurz und bestimmt und mit vollkommen ruhigem Tone, — lassen Sie uns vertraulich reden... Sie wollen mich für eine Verrückte ausgeben?... Ist dem nicht so?

— Mein liebes Kind, ich will, daß Sie dermaleinst eben so viel Dankbarkeit für mich empfinden sollen, als Sie jetzt Widerwillen gegen mich hegen... Ich wußte im Voraus, daß Sie diesen Abscheu gegen mich empfinden würden: allein, wie schmerzlich gewisse Pflichten auch sind, man muß sich darein ergeben, sie zu erfüllen.

Also sprach der Doktor seufzend, und mit einem so natürlichen Ausdruck der Ueberzeugung, daß Adrienne sich anfänglich einer Regung der Ueberraschung nicht zu erwehren vermochte... dann röthete ein bitteres Lächeln ihre Lippen, und sie sprach:

— Ha!... In der That... Dies Alles geschieht zu meinem Wohle?...

— Reden Sie offen, mein theures Fräulein... Hatte ich jemals eine andere Absicht, als die, Ihnen nützlich zu sein?

— Ich weiß nicht, mein Herr, ob Ihre Unverschämtheit nicht noch gehässiger ist, als Ihr niederträchtiger Verrath!...

— Ein Verrath! — sprach Herr Baleinier, indem er die Achseln zuckte und eine Miene annahm, als fühle er sich gekränkt. — Ein Verrath!... Aber denken Sie doch nur nach, mein armes Kind... Glauben Sie denn, ich würde, wenn ich nicht ehrlich und gewissenhaft in Ihrem Interesse handelte, heute Morgen wiedergekommen sein, um mich den Ausbrüchen Ihres Unwillens auszusetzen, auf die ich gefaßt

sein mußte?... Ich bin Oberarzt in dieser, mir gehörenden Heilanstalt;... allein... es befinden sich hier zwei meiner Zöglinge, die meine Stelle vertreten... ich konnte dieselben mithin beauftragen, Sie in Pflege zu nehmen... doch nein... das wollte ich nicht... ich kenne Ihren Charakter, Ihre Sinnesart, Ihr früheres Leben... und selbst abgesehn von dem Interesse, das ich an Ihnen nehme... bin ich besser als irgend Jemand im Stande, Sie zweckmäßig zu behandeln.

Adrienne hatte Herrn Baleinier angehört, ohne ihn zu unterbrechen. Mit starren Blicken sah sie ihn an, und sprach zu ihm:

— Mein Herr... wie viel zahlt man Ihnen... um mich für eine Verrückte auszugeben?...

— Mein Fräulein... — rief Herr Baleinier, unwillkürlich verletzt, aus.

— Sie wissen... ich bin reich... fuhr Adrienne mit niederschmetternder Verachtung fort, — ich verdopple die Summe... die man Ihnen gibt... Wohlan denn, mein Herr, im Namen der... Freundschaft, wie Sie sagen... gewähren Sie mir wenigstens die Vergünstigung, den Preis zu steigern.

— Ihre Wächterinnen haben mir, in ihrem Bericht über die verflossene Nacht, angezeigt, daß Sie ihnen das nämliche Anerbieten gemacht haben, — sprach Herr Baleinier, der wieder seine ganze Kaltblütigkeit erlangt hatte.

— Verzeihen Sie... mein Herr... ich hatte ihnen angeboten, was man armen Weibern ohne Erziehung anbieten kann, die das Unglück zur Annahme des traurigen

Dienstes zwingt, den sie versehen... Allein, bei Ihnen, mein Herr, einem Weltmann, einem Manne von großer Gelehrtheit... einem Manne von vielem Geist... ist das etwas Anderes: da muß weit mehr bezahlt werden; es gibt ja Verrätherei zu allen Preisen... Begründen Sie demnach Ihre Weigerung... nicht auf die Geringfügigkeit der Anerbietungen, die ich diesen Unglücklichen gemacht... Nun denn: wie viel wollen Sie haben?

Ihre Wächterinnen haben mir, in ihrem Bericht über die verflossene Nacht, ferner angezeigt, daß Sie Drohungen ausgestoßen haben, — fuhr Herr Baleinier mit der bisherigen Kaltblütigkeit fort; — wollen Sie dergleichen nicht auch gegen mich ausstoßen? Ach, mein armes Kind, glauben Sie mir, Sie thun besser, wenn Sie die Bestechungsversuche und die Rache-Androhungen auf der Stelle zu Ende bringen... Wir werden dann auf die wahre Sachlage sogleich wieder zurückkommen.

— Ha! meine Drohungen wären vergebens! — rief Fräulein von Cardoville, und ließ ihrer bisher zurückgehaltenen Heftigkeit freien Lauf. — Sie glauben also, mein Herr, ich werde, wenn ich mich von hier wegbegebe, denn diese Beschlagnahme wird doch einmal ein Ende haben, Ihre schändliche Verrätherei nicht laut verkündigen? Ha! Sie glauben, ich werde Ihr niederträchtiges Komplott mit der Fürstin von Saint-Dizier nicht der Verachtung, dem Entsetzen aller Menschen überantworten? ... Ha! Sie glauben, ich werde die scheusliche Behandlung verschweigen, die ich hier erleiden mußte! Wie verrückt ich auch sein mag, so weiß ich doch, daß es Gesetze gibt, mein Herr, und von

ihnen werde ich glänzende Genugthuung für mich, Schande, Schmach und Züchtigung für Sie und Ihre Helfershelfer fordern ... Denn, zwischen uns ... lassen Sie Sich das gesagt sein ... soll fortan ein Haß ... ein Krieg auf Leben und Tod bestehen ... und ich werde, ihn durchzuführen, Alles aufbieten, was ich besitze an Kraft, Einsicht und an ...

— Mit Vergunst, ich muß Sie unterbrechen, mein theures Fräulein Adrienne, — sprach der Doktor, immer vollkommen ruhig und zärtlich. — Nichts würde Ihrer Heilung nachtheiliger sein, als thörichte Hoffnungen; sie würden Sie in einem Zustand bedauerlicher Ueberspanntheit erhalten. Deßhalb ist es nöthig, die Thatsachen richtig zu stellen, damit Sie Ihre Lage klar durchschauen können. Erstens: Es ist nicht möglich, daß Sie hier herauskommen. Zweitens: Sie können keinerlei Verbindung mit der Außenwelt haben. Drittens: In dieses Haus treten nur solche Leute ein, deren ich vollkommen gewiß bin. Viertens: Gegen Ihre Drohungen und gegen Ihre Rachenahme bin ich ganz sicher gestellt, und zwar, weil alle Umstände, alle Gesetze zu meinen Gunsten sprechen.

— Alle Gesetze!! Und Sie sperren mich hier ein ...

— Man würde sich dazu ohne eine Masse von mehr oder minder gewichtigen Gründen nicht entschlossen haben.

— Ei! Es sind Gründe vorhanden?

— Leider viele.

— Und man wird mich doch wohl vielleicht diese Gründe wissen lassen?

— Ach! sie sind nur allzu reell, und wenn Sie Sich

dermaleinst an die Justiz wenden sollten, womit Sie mir so eben drohten, nun, du mein Gott, so würden wir, zu unserm großen Leidwesen, anzugeben genöthigt sein: die mehr als bizarre Sonderbarkeit Ihrer Lebensart; — Ihre Sucht, die Kammermädchen auffallend zu kostümiren; — Ihre übertriebenen Ausgaben; — die Geschichte mit dem indischen Prinzen, dem Sie eine königliche Aufnahme anbieten; — Ihr unerhörter Entschluß, im Alter von achtzehn Jahren allein wie ein Junggeselle leben zu wollen; — das Abentheuer mit dem jungen Menschen, den man in Ihrem Schlafgemach versteckt gefunden;... kurz und gut, man würde sich auf das Protokoll über Ihr gestriges Verhör berufen, welches von einem, damit beauftragten Manne getreulich aufgenommen worden ist.

— Wie... gestern?... — rief Adrienne eben so empört als erstaunt aus...

— Mein Gott, ja! Um dereinst, wenn Sie das Interesse, das wir an Ihnen nehmen, verkennen sollten, Alles in Ordnung zu haben, ließen wir Ihre Antworten durch einen Mann stenographiren, der sich in einem Seitengemach hinter einem Vorhange verborgen hielt... Und wahrlich, wenn Sie, zu ruhigerer Ueberlegung gelangt, eines Tages jenes Verhör mit kaltem Blute nachlesen... so werden Sie Sich über den Entschluß, zu dem man nothgedrungen greifen mußte, nicht mehr verwundern...

— Mein Herr, fahren Sie fort, — sagte Adrienne verachtungsvoll.

— Da die so eben von mir angeführten Thatsachen somit eingestanden und anerkannt sind, so müssen Sie, mein

theures Fräulein Adrienne, begreifen, daß die Verantwortlichkeit Derjenigen, die Sie lieb haben, vollkommen gedeckt ist. Sie mußten jene Geistesverwirrung zu heilen suchen, die sich bis jetzt, das ist wahr, erst durch bedauerliche Liebhabereien kundgab, inzwischen Ihre Zukunft bedenklich gefährden würde, wenn sie sich mehr entwickeln sollte... Nun läßt sich aber, meiner Ansicht nach, eine radikale Herstellung durch eine ebenwohl moralische als physische Behandlung erhoffen... deren erste Bedingung ist, Sie aus einer bizarren Umgebung zu entfernen, die Ihre Phantasie auf so gefährliche Weise überspannt, während bei Ihrem Verweilen in dieser Zurückgezogenheit die wohlthuende Ruhe eines einfachen und einsiedlerischen Lebens... meine eifrige, und, ich kann wohl sagen, väterliche Fürsorge, Sie nach und nach einer vollständigen Genesung entgegenführen werden.

— Mein Herr, — sprach Adrienne bitter lächelnd, — Vorliebe für eine edle Unabhängigkeit, Hochherzigkeit, Verehrung für das Schöne, Widerwille gegen alles Gehässige und Gemeine, das sind also die Krankheiten, von denen Sie mich heilen wollen? Ich fürchte, unheilbar zu sein, denn es ist schon eine geraume Zeit her, daß meine Tante mit einer solchen honnetten Kur den Versuch machte.

— Gut, wir werden vielleicht nicht zum Ziele gelangen, aber wir werden die Sache doch wenigstens versuchen. Sie sehen mithin selbst: eine Masse von sehr gewichtigen Thatsachen liegt vor, um unsere Entschließung zu motiviren, die im Familienrathe gefaßt wurde, — ein Umstand, der mich vor Ihren Drohungen vollkommen sicher stellt... denn dies ist der Punkt, auf den ich zurückkommen wollte. Ein

Mann in meinem Alter, von meiner Ueberlegung handelt unter solchen Umständen niemals leichtsinnig. Sie werden mithin nunmehr begreifen, was ich Ihnen so eben gesagt. Mit Einem Worte, machen Sie Sich keine Hoffnung, vor Ihrer vollständigen Genesung von hier fortzukommen, und seien Sie fest davon überzeugt, daß ich vor Ihren Drohungen sicher bin und stäts sicher sein werde... Nun dieses gehörig festgestellt... lassen Sie uns von Ihrem gegenwärtigen Zustande mit dem ganzen Interesse sprechen, das Sie mir einflößen.

— Mein Herr, ich finde, Sie sprechen für den Fall, daß ich verrückt bin, höchst vernünftig mit mir!

— Sie, verrückt!!... Gottlob... mein armes Kind ... noch sind Sie es nicht... und ich hoffe, daß Sie, in Folge meiner Behandlung, es nimmer sein werden... Aber, um Sie dagegen zu schützen, muß zu rechter Zeit dazu gethan werden... und, glauben Sie mir, es ist die höchste Zeit... Sie sehen mich mit sehr erstaunter... sehr betroffener Miene an... Doch überlegen Sie... welches Interesse kann ich dabei haben, so zu Ihnen zu sprechen? Begünstige ich vielleicht den Haß Ihrer Tante? Aber zu welchem Zweck denn? Was vermag sie für oder gegen mich? Ich denke von ihr in diesem Augenblick nicht besser und nicht schlimmer als gestern. Rede ich vielleicht zu Ihnen eine andere Sprache als bisher?... Sprach ich nicht gestern mehre Mal in Ihrem Beisein von der bedenklichen Ueberspanntheit Ihres Geistes, von Ihren wunderlichen Liebhabereien? Ich habe List gebraucht, um Sie hierher zu bringen ... Ei, das ist allerdings der Fall gewesen!! Mit Eifer

ergriff ich die Gelegenheit, die Sie mir selbst darboten . . . das ist ganz richtig, mein armes liebes Kind . . . denn nimmermehr würden Sie Sich freiwillig hieher begeben haben. Früher oder später würde man aber doch einen Vorwand gefunden haben, Sie an diesen Ort bringen zu lassen . . . und das sage ich Ihnen auf mein Ehrenwort . . . ich sprach zu mir selbst: Vor Allem ihr Wohl . . . Thue deine Schuldigkeit . . . mag kommen was da wolle.

Je länger Herr Baleinier redete, um so mehr nahmen Adrienne's Gesichtszüge, worauf sich bisher bald Entrüstung, bald Abscheu gemalt hatte, einen eigenthümlichen Ausdruck von Angst und Bangigkeit an. . . .

Indem sie diesen Mann sich auf eine, dem Anscheine nach so natürliche und so aufrichtige, so überzeugte und gewissermaßen so gerechte und so vernünftige Weise ausdrükken hörte, fühlte sie sich von größerem Entsetzen ergriffen als jemals . . .

Eine in derartige Formen gekleidete furchtbare Verrätherei erschreckte sie hundert Mal mehr, als der offen an den Tag gelegte Haß der Fürstin von Saint-Dizier . . . Zuletzt fand sie diese freche Heuchelei so ungeheuer, daß sie dieselbe fast für unmöglich hielt.

Adrienne besaß so wenig die Kunst, ihre Gefühle zu verbergen, daß der Doktor, ein gewandter und gründlicher Physiognomist, den Eindruck, den er machte, wahrnahm.

— Bravo, sprach er zu sich, — das ist ja ein bedeutender Schritt vorwärts . . . der Haß und der Zorn haben dem Schrecken Platz gemacht . . . Ich werde von hier nicht

weggehen, bis sie zärtlich zu mir gesagt haben soll: — Kommen Sie bald wieder, mein guter Doktor Baleinier.

Mit betrübter und gerührter Stimme, die aus den tiefsten Tiefen seines Herzens zu kommen schien, nahm der Arzt daher das Gespräch wieder auf:

— Ich sehe... Sie hegen noch immer Mißtrauen gegen mich... was ich zu Ihnen spreche, ist Nichts als Lug und Trug, Heuchelei und Haß, nicht wahr?... Ich Sie hassen... und weßhalb? Du lieber Gott, was haben Sie mir denn gethan? oder vielmehr... denn bei einem Manne meines Schlags — setzte Herr Baleinier mit Bitterkeit hinzu — werden Sie diesen Grund vielleicht als entscheidender gelten lassen... oder vielmehr, welches Interesse habe ich dabei, Sie zu hassen? Wie?... Sie... Sie, die Sie in dem Zustande, worin Sie Sich befinden, nur in Folge einer übertriebenen Anspannung der herrlichsten Anlagen sind ... Sie, der Sie so zu sagen nur an einem krankhaften Zustande Ihrer Vorzüge leiden... Sie sind im Stande, einen Ehrenmann, der Ihnen bisher nur Beweise von Zuneigung gegeben... mit kaltem Blute und mit Entschlossenheit des niederträchtigsten, schwärzesten, verabscheuungswürdigsten Verbrechens zu bezüchtigen, womit ein Mensch sich zu besudeln vermöchte?... Ja, ich sage: eines Verbrechens... denn die abscheuliche Verrätherei, deren Sie mich beschuldigen, verdient keinen andern Namen. Hören Sie, mein armes Kind... das ist nicht wohl gethan... durchaus nicht wohl gethan, und ich sehe, daß ein unabhängiger Geist eben so viel Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit an Tag legen kann als der beschränkteste. So Etwas reizt mich nicht

auf... nein... allein, es macht mich betrübt... Ja, ich versichere es Ihnen... es macht mich sehr betrübt.

Und bei diesen Worten fuhr der Doktor mit der Hand über seine feuchten Augen.

Wir müssen darauf verzichten, die Betonung, die Physiognomie, die Gebärde wiederzugeben, deren sich Herr Baleinier bei diesen Worten bediente.

Der geschliffenste und bewandertste Advokat, der größte Komödiant von der Welt hätte diese Scene nicht besser gespielt als der Doktor... und noch mehr, kein Mensch hätte sie gleich gut spielen können... denn Herr Baleinier, wider Willen durch die Situation, worin er sich befand, fortgerissen, war halbweg von Dem überzeugt, was er sprach.

Mit Einem Wort, er fühlte ganz das Entsetzliche seiner Treulosigkeit; allein er wußte auch, daß Adrienne daran nicht zu glauben vermochte: denn es gibt so fürchterliche Kombinationen, daß ehrliche und reine Gemüther dieselben niemals für möglich erachten können. Wenn ein erhabener Geist wider Willen den Blick in die Abgründe der Schlechtigkeit wirft, so wird er in einer gewissen Tiefe vom Schwindel ergriffen, und von nun an vermag er Nichts mehr zu unterscheiden.

Und dann haben am Ende auch die größten Bösewichte einen Tag, eine Stunde, einen Augenblick, wo das Gute, was Gott in das Herz eines jeden Geschöpfes gelegt, unwillkürlich zu Tage tritt.

Adrienne war zu interessant, sie befand sich in einer zu grausamen Lage, als daß der Doktor im Grunde seines Herzens nicht einiges Mitleid für diese Unglückliche hätte

empfinden sollen. Die von ihm seit längerer Zeit übernommene Verpflichtung, den Schein anzunehmen, als hege er Sympathie für sie, das herzliche Vertrauen, welches das junge Mädchen zu ihm hatte, waren für diesen Mann süße und liebe Gewohnheiten geworden... allein, Sympathie und Gewohnheiten mußten vor einer unerbittlichen Nothwendigkeit in den Hintergrund treten.

Gleicherweise betete der Marquis von Aigrigny seine Mutter an; auf ihrem Sterbebette beschied sie ihn zu sich ... und er war abgereist trotz dieses letzten Wunsches einer mit dem Tode ringenden Mutter...

Wenn dergleichen geschehen konnte, wie hätte da nicht Herr Baleinier Adriennen opfern können? Die Mitglieder des Ordens, dem er angehörte, standen ihm zu Dienst... allein, vielleicht stand er ihnen noch mehr zu Dienst, als sie ihm, denn eine lange Komplizität im Bösen schafft unauflösliche und fürchterliche Bande.

In dem Augenblick, wo der Doktor aufhörte, so eindringlich mit Fräulein von Cardoville zu sprechen, rollte der Schieber, welcher das in der Thüre angebrachte Sprachfenster äußerlich verschloß, leise auf seinen Angeln, und zwei Augen blickten aufmerksam in das Zimmer.

Herr Baleinier gewahrte es nicht.

Adrienne vermochte ihren Blick von dem des Doktors, der eine bezaubernde Wirkung auf sie auszuüben schien, nicht abzuwenden. Stumm, überwältigt, von einem unerklärbaren Schrecken ergriffen, unfähig, in die finstern Tiefen der Seele dieses Mannes einzudringen, unwillkürlich gerührt durch die halb vorgespiegelte, halb wahre Aufrichtigkeit sei-

nes rührenden und schmerzlichen Ausdrucks... hatte das junge Mädchen einen Moment des Zweifelns.

Zum ersten Male kam ihr in den Sinn, Herr Baleinier begehe einen entsetzlichen Irrthum... allein er begehe ihn vielleicht im Treuglauben...

Zudem trugen die während der verflossenen Nacht ausgestandenen Beängstigungen, die Gefahren ihrer Lage, ihre fieberhafte Aufregung, das Ihrige dazu bei, um den Geist des jungen Mädchens mit Unruhe und Unentschlossenheit zu erfüllen. Sie betrachtete den Arzt mit zunehmendem Erstaunen; dann aber nahm sie einen gewaltigen Anlauf gegen sich selber, um nicht einer Schwäche nachzugeben, deren entsetzliche Folgen sie nur dunkel ahnte, und rief aus:

— Nein... nein, mein Herr... ich will nicht... Ich kann Ihnen nicht glauben... Sie haben zu viele Kenntnisse, zu viel Erfahrung, um in einen solchen Irrthum zu verfallen...

— Ein Irrthum... — sprach Herr Baleinier mit ernster und kummervoller Betonung, — ein Irrthum... Lassen Sie mich im Namen jener Kenntnisse, jener Erfahrung reden, die Sie mir zugestehen. Hören Sie mich einige Augenblicke an, mein theures Kind... und dann... werde ich mich auf Nichts weiter berufen — als auf Sie selbst!...

— Auf mich selbst... — erwiederte das junge Mädchen überrascht, — Sie wollen mir einreden, daß ich... Bei diesen Worten stockte sie, und setzte dann mit einem konvulsivischen Lächeln hinzu: — In der That, es würde zu Ihrem Triumph Nichts weiter fehlen, als daß Sie mich

zu dem Geständniß brächten, ich sei verrückt... ich gehöre an diesen Ort... ich sei Ihnen...

— Dankbarkeit schuldig... ja, das sind Sie mir, wie ich es Ihnen beim Anfang dieser Unterredung bereits sagte... Hören Sie nur. Meine Worte werden verletzend sein; allein, es gibt Wunden, die man nur mit Stahl und Feuer heilt. Ich beschwöre Sie daher, mein theures Kind... denken Sie einmal nach... Werfen Sie einen unparteiischen Blick auf Ihr bisheriges Leben zurück... Lauschen Sie auf Ihre Gedanken... und Sie werden Furcht bekommen... Erinnern Sie Sich an die Augenblicke sonderbarer Ueberspanntheit, während welcher Sie, Ihrem eigenen Ausdruck zufolge, nicht mehr der Erde angehörten... Dann aber beschwöre ich Sie insbesonders, jetzt, wo es noch Zeit ist, in dieser Stunde, wo Ihr Geist noch so viel Klarheit bewahrt hat, um eine Vergleichung anstellen zu können... vergleichen Sie Ihr Leben mit dem anderer junger Mädchen von Ihrem Alter. Gibt es unter diesen Eine, die so lebt, wie Sie leben? die so denkt, wie Sie denken? Es müßte denn sein, daß Sie Sich anderen Frauen so unbeschränkt überlegen wähnen, um anzunehmen, Sie könnten, kraft dieser Ueberlegenheit, ein Leben führen und Gewohnheiten annehmen, welche einzig in der Welt sind....

— Diesen thörichten Hochmuth, mein Herr, habe ich niemals gehabt... wie Sie wohl wissen... — sprach Adrienne, und blickte dabei den Doktor mit zunehmender Angst an.

— Wenn dem so ist, mein armes Kind, wie soll man sich da Ihre so auffallende, so unbegreifliche Lebensweise

erklären? Können Sie Sich selbst je einreden, daß sie vernünftig ist? Ach! mein Kind, seien Sie auf Ihrer Hut... Noch handelt es sich bei Ihnen um allerliebste Originalitäten... um poetische Ueberspanntheiten... um süße und unbestimmte Träumereien... allein der Fall ist unvermeidlich, verhängnißvoll... Seien Sie auf Ihrer Hut!... Seien Sie auf Ihrer Hut!... Noch hat der gesunde, anmuthige und geistreiche Theil Ihres Verstandes das Uebergewicht... und drückt noch sein Siegel auf Ihre Exzentrizitäten... Allein, lassen Sie Sich das gesagt sein, Sie wissen nicht... mit welcher entsetzlichen Heftigkeit der unvernünftige Theil sich entwickelt und den gesunden... wenn der Moment eingetreten ist... erstickt. Dann sind es nicht mehr anmuthige Bizarrerien, gleich den Ihrigen... es sind lächerliche, schmutzige, abscheuliche Verrücktheiten.

— Ha!... ich habe Furcht... — sprach das unglückliche Kind, und drückte ihre zitternden Hände wider ihre brennende Stirn.

— Dann — fuhr Herr Baleinier mit Nachdruck fort, — dann erlischt der letzte Funke des Verstandes; dann gewinnt... der Wahnsinn... das entsetzliche Wort muß über die Lippen... die Oberhand, und bald steigert er sich zu wilden Ausbrüchen der Wuth.

— Wie bei der Frau... dort oben..., — murmelte Adrienne.

Und mit glühendem, stieren Blick wies sie langsam mit ihrem Finger nach der Zimmerdecke.

— Bald — fuhr der Arzt fort, über die furchtbare Wirkung seiner Worte selbst erschrocken, aber der unerbitt-

lichen Fatalität seiner Lage Folge gebend — bald wird der Wahnsinn dumpf, thierisch. Das davon ergriffene unglückselige Geschöpf behält vom Menschen nichts weiter, als die Gestalt... es hat nur noch die Instinkte der Thiere;... gleich ihnen ißt es mit Gefräßigkeit, uud gleich ihnen geht es in die Zelle und aus der Zelle, worin man es einzusperren genöthigt ist... Darin besteht sein ganzes... sein ganzes Leben....

— Wie bei der Frau... dort unten...

Und mit immer verwirrterem Blick streckte Adrienne langsam ihren Arm nach dem Fenster des Gebäudes hin, welches man aus dem Fenster ihrer Kammer gewahrte.

— Leider ist es so!... rief Herr Baleinier. — Gleich Ihnen, unglückliches Kind... waren diese Frauen jung, schön, geistreich; allein, gleich Ihnen, trugen sie, ach! jenen verhängnißvollen Keim des Wahnsinns in sich, der, weil er nicht zur rechten Zeit zerstört wurde... anwuchs... anwuchs... und zuletzt ihren Verstand auf ewig vernichtete.

— Oh! Schonung...— schrie Fräulein von Cardoville, vor Schrecken den Kopf verlierend, — Schonung.... Sprechen Sie mir nicht von dergleichen Dingen... Noch einmal... Ich fürchte mich... Hören Sie, führen Sie mich weg von hier... Ich sage Ihnen, führen Sie mich weg von hier, — rief sie mit herzzerreißendem Accent, — denn hier werde ich am Ende zu Dem, wovon sie sprechen, zu einer Wahnsinnigen....

Ankämpfend gegen die fürchterliche Angst, von der sie sich unwiderstehlich ergriffen fühlte, fuhr Adrienne nach einer Weile fort:

— Nein, o nein ... hoffen Sie darauf nicht! Ich werde nicht wahnsinnig, ich bin vollkommen bei Verstand! Wie könnte ich so verblendet sein, Das zu glauben, was Sie mir da sagen!! Allerdings lebe ich nicht, wie jeder Andere; ich denke nicht, wie jeder Andere; mir sind Dinge zuwider, woran kein Anderer Anstoß nimmt; allein, was beweist das, daß ich den Anderen nicht gleiche? ... Habe ich ein schlechtes Herz? Bin ich neidisch, egoistisch? Mein Gott, ich gebe zu, daß meine Ideen bizarr sind; allein ihr Endzweck ... das wissen grade Sie, Herr Baleinier, recht sehr gut ... ist edel, erhaben ... — Und dabei wurde Adrienne's Stimme rührend, flehend; ihre Thränen flossen reichlich. — Mein Lebenlang habe ich keine schlechte Handlung verübt; beging ich kleine Fehler, so geschah es aus Edelmuth. Wenn man gerne Jedermann um sich herum vollkommen glücklich wissen möchte, so ist man deßhalb noch keine Närrin. Und dann fühlt man auch wohl selbst recht gut, ob man wahnsinnig sei, und ich bin es nicht ... Und dann ... doch was weiß ich.... Sie erzählen mir da so entsetzliche Dinge über jene beiden Weiber von der verflossenen Nacht ... Das müssen Sie besser verstehen als ich.... Jetzt aber, — fuhr Fräulein von Cardoville mit dem Ausdruck herzbrechender Verzweiflung fort, — muß in dieser Angelegenheit Etwas geschehen. Wenn Sie mich lieb haben, warum haben Sie denn so lange gezaudert? Konnten Sie nicht früher Mitleid für mich fühlen? Und was das Entsetzliche ist ... ich weiß nicht einmal, ob ich Ihnen glauben darf ... denn, dies ist vielleicht eine Falle ... doch

nein... nein... Sie weinen... So ist es denn wahr... denn, Sie weinen....

Bei diesen Worten blickte sie Herrn Baleinier an, der in der That, trotz seines Cynismus und seiner Härte, beim Anblick dieser namenlosen Marter sich nicht der Thränen zu erwehren vermochte.

— Sie weinen um mich... So ist es denn wahr... Allein, mein Gott, dann muß ja Etwas in dieser Angelegenheit gethan werden, nicht wahr? O, ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen,... ach! Alles... um nicht zu werden, wie jene Frauen... wie jene Frauen der vorigen Nacht... Doch, wenn es zu spät wäre? Ach nein... es ist nicht zu spät... nichtwahr, mein guter Herr Baleinier?... Oh! jetzt bitte ich Sie um Verzeihung wegen der Worte, die ich bei Ihrem Eintreten gegen Sie ausgestoßen ... Damals, Sie begreifen... damals wußte ich nicht...

Auf diese abgerissenen, von Schluchzen unterbrochenen und in einer Art fieberhafter Aufregung gesprochenen Worte folgten einige Minuten des Verstummens, während deren der Arzt, tief gerührt, seine Augen trocknete.

Seine Kräfte waren erschöpft.

Adrienne hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Mit einem Male richtete sie das Haupt empor; ihre Züge waren ruhiger, wenn auch durch ein nervöses Zittern bewegt.

— Herr Baleinier, — sprach sie mit rührender Würde, — ich weiß nicht, was ich so eben zu Ihnen gesprochen habe. Die Angst ließ mich, glaube ich, irre reden; jetzt bin ich wieder gefaßt. Hören Sie mich an. Ich weiß, daß ich in Ihrer Gewalt bin; Nichts kann mich ihr entreißen...

ich weiß das. Sind Sie ein für mich unversöhnlicher Feind?... Sind Sie ein Freund? ich weiß es nicht. Befürchten Sie wirklich, wie Sie mir versichern, daß Das, was bei mir bis zu dieser Stunde nur noch Bizarrerie ist, später Wahnsinn werden möchte, oder aber, sind Sie Mitschuldiger an einem höllischen Anschlag?... Sie allein wissen das... Trotz meines Muthes erkläre ich mich für besiegt. Was es auch sei, das man von mir verlangt... hören Sie?... was es auch sei... ich genehmige es im Voraus... Darauf gebe ich mein Wort, und das ist, wie Sie wissen, zuverlässig... Sie können mithin kein Interesse mehr dabei haben, mich hier zurückzuhalten... Wenn Sie dagegen aufrichtig der Meinung sind, daß mein Verstand Gefahr laufe, — und ich gestehe, Sie haben in meinem Geist unbestimmte, aber entsetzliche Zweifel aufgeregt —... dann sagen Sie mir's, und ich werde Ihnen glauben... Ich bin allein, in Ihrer Hand, ohne Freunde, ohne Rathgeber... Nun denn, blind vertraue ich mich Ihnen an... Flehe ich zu meinem Retter oder zu meinem Henker?... ich weiß es nicht... allein, ich spreche zu ihm:... meine Zukunft liegt vor Ihnen... mein Leben liegt vor Ihnen... nehmen Sie Beides... ich habe nicht mehr die Kraft, es Ihnen streitig zu machen.

Diese rührenden Worte einer herzzerreißenden Resignation, eines verzweiflungsvollen Vertrauens brachten der Unentschlossenheit des Herrn Baleinier den letzten Stoß bei.

Schon wehmüthig ergriffen von diesem Auftritt, wollte er, ohne die Folgen zu bedenken, welche sein Vorhaben nach sich ziehen könnte, wenigstens Adriennen über die entsetzlichen

und aus der Luft gegriffenen Besorgnisse beruhigen, die er in ihr zu erwecken gewußt hatte. Die Gefühle der Reue und des Wohlwollens, welche Herrn Baleinier beseelten, spiegelten sich auf seinen Gesichtszügen ab.

Sie spiegelten sich allzusehr darauf ab.

In dem Augenblick, wo er sich dem Fräulein von Cardoville näherte, um ihre Hand zu ergreifen, ließ sich hinter dem Sprachfenster eine schneidende und scharfe Stimme hören, und gab blos die Worte von sich:

— Herr Baleinier . . .

— Rodin . . . — murmelte der Doktor erschreckt, — er hat mich belauert!!

— Wer ruft Sie? . . . fragte das junge Mädchen Herrn Baleinier.

— Jemand, mit dem ich heute Morgen hier eine Zusammenkunft verabredet habe . . . um in das, nebenan gelegene Sankt Marienkloster zu gehen, — sprach der Doktor niedergeschlagen.

— Was haben Sie mir jetzt zu erwiedern? — fragte Adrienne mit Todesangst.

Nach einem Augenblick feierlichen Schweigens, während dessen der Doktor den Kopf nach dem Thürfenster wandte, antwortete derselbe mit tiefgerührter Stimme:

— Ich bin . . . was ich stäts gewesen . . . ein Freund . . . der unfähig ist, Sie zu täuschen.

Adrienne wurde leichenblaß.

Dann reichte sie Herrn Baleinier die Hand, und sprach zu ihm in erzwungen ruhigem Tone:

— Dank... Ich werde Muth haben... Und wird es lange dauern?

— Vielleicht einen Monat... die Einsamkeit... das Nachdenken... eine angemessene Diät... meine sorgsame Behandlung... Beruhigen Sie Sich... Alles soll Ihnen erlaubt sein, was sich mit Ihrem Zustande verträgt; man wird jede Art von Rücksicht gegen Sie nehmen... Wenn Ihnen dieses Zimmer mißfällt, so wird man Ihnen ein anderes geben...

— Nein... dieses oder ein anderes... darauf kommt wenig an, — antwortete Adrienne in dumpfer und tiefer Betrübniß.

— Auf! Nur Muth... Noch ist Nichts verloren...

— Vielleicht schmeicheln Sie mir, — sprach Adrienne mit unheimlichem Lächeln. — Dann setzte sie hinzu: — Auf baldiges Wiedersehen denn... mein theurer Herr Baleinier! Meine einzige Hoffnung beruht jetzt auf Ihnen...

Und ihr Kopf sank auf die Brust, ihre Hände fielen auf die Kniee herab, und sie blieb auf ihrem Bettrande sitzen, bleich, regungslos... vernichtet...

— Eine Wahnsinnige, — rief sie aus, als Herr Baleinier verschwunden war, — vielleicht eine Wahnsinnige!

. . . .

. . . .

Wir haben uns auf eine ausführliche Darlegung dieser Episode eingelassen, die weniger romanhaft ist, als man wohl glauben möchte.

Mehr als einmal haben Habgier, Rachsucht und tückische Ränke die unverständige Leichtigkeit gemißbraucht, womit

man in einigen Privatkrankenhäusern, welche für Irren bestimmt sind, aus den Händen ihrer Familien oder ihrer Freunde Pensionäre aufnimmt.

Späterhin werden wir unsere Ansichten über die Bildung einer Art von Beaufsichtigung aussprechen, die von der bürgerlichen Behörde oder von der Magistratur ausginge und zum Zweck hätte, die zur Aufnahme der Irren bestimmten Anstalten periodisch zu überwachen ... imgleichen andere, nicht minder wichtige, aber noch mehr jeder Beaufsichtigung ermangelnden Anstalten ... von denen wir bald reden werden.

Eilftes Kapitel.

Ahnungen.

Während sich die eben erzählten Vorgänge in der Heilanstalt des Doktor Baleinier zutrugen, fanden andere Auftritte ungefähr um die nämliche Stunde in der Straße Brise-Miche bei Franziska Baudoin Statt.

Vom Thurm der Kirche Saint-Merry hatte die Glocke die siebente Morgenstunde verkündet, das Wetter war trübe und traurig, Rauhreif und Eisblumen funkelten an den Fenstern der kleinen Kammer von Dagobert's Frau.

Franziska, die noch nicht um die Verhaftung ihres Sohnes wußte, hatte Tags vorher den ganzen Abend, und dann einen Theil der Nacht hindurch, in großen Aengsten auf ihn gewartet, und sich endlich, als sie der Müdigkeit und dem Schlaf nicht länger mehr zu widerstehn vermochte, gegen drei Uhr Morgens auf eine Matratze neben Rosa's und Bianka's Bett geworfen.

Als der Tag graute, was erst jetzt der Fall war, stand Franziska auf und stieg zum Dachstübchen Agrikol's hinauf, indem sie, freilich nur sehr schwach, hoffte, er werde seit einigen Stunden heimgekehrt sein.

Rosa und Bianka hatten sich vom Lager erhoben und angekleidet. Sie befanden sich in dieser trübseligen und kalten Stube allein.

Rabat-Joie, welchen Dagobert zu Paris gelassen, hatte sich in der Nähe des kalten Ofens ausgestreckt, und ließ, seine lange Schnauze zwischen seinen beiden Vorderpfoten, die beiden Schwestern nicht aus den Augen.

Letztere, welche die Nacht über nur wenig geschlafen, hatten die Aufregung und die Angst von Dagobert's Frau bemerkt. Sie hatten gesehn, wie dieselbe bald mit sich selbst sprechend auf- und abgegangen, bald bei dem geringsten von der Treppe her kommenden Geräusch aufgehorcht, und wie sie sich bisweilen vor dem, in einer Ecke der Kammer aufgestellten Kruzifix niedergekniet.

Die Waisen ahnten nicht, daß die treffliche Frau, indem sie inbrünstig für ihren Sohn betete, auch für sie bete. Denn ihr Seelenzustand erschreckte sie.

Tags vorher, nach Dagobert's schleuniger Abreise nach Chartres, hatte Franziska, welche Rosa und Bianka beim Anziehen Hülfe geleistet, dieselben aufgefordert, ihr Morgengebet zu sprechen. Sie erwiederten ihr offenherzig, sie könnten keins und beteten nie anders, als indem sie ihre Mutter anriefen, die im Himmel sei.

Als Franziska, von schmerzlichem Erstaunen bewegt, ihnen von Katechismus, Konfirmation und Kommunion

sprach, machten die beiden Schwestern vor Verwunderung große Augen, da sie die Bedeutung dieser Worte gar nicht verstanden.

In ihrer Glaubensreinheit dachte Dagobert's Frau, entsetzt über die Unwissenheit der beiden jungen Mädchen in religiösen Dingen, die Seelen derselben schwebten in um so größerer, in um so drohenderer Gefahr, als die Waisen auf ihre Frage, ob sie wenigstens die Taufe empfangen hätten (und sie erklärte ihnen die Bedeutung dieses Sakraments), ihr erwiederten, sie glaubten nicht, daß dies geschehn sei, indem es in dem Weiler, worin sie während der Verbannung ihrer Mutter in Sibirien zur Welt gekommen, weder Kirche noch Priester gegeben habe.

Wenn man sich auf Franziska's Standpunkt stellt, so wird man ihre furchtbare Beängstigung begreifen. Denn in ihren Augen waren diese jungen Mädchen, welche sie bereits zärtlich liebte, so viel Reiz und Sanftmuth besaßen dieselben, gewissermaßen bedauerliche Heiden und unschuldiger Weise der ewigen Verdammniß verfallen. Sie hatte dieselben daher, unvermögend, ihre Thränen zurückzuhalten und ihr Entsetzen zu verbergen, in ihre Arme geschlossen und ihnen versprochen, sich ehestens mit ihrem Seelenheil zu befassen, untröstlich darüber, daß Dagobert nicht daran gedacht, sie unterwegs taufen zu lassen. Dieser Gedanke war nun allerdings unserm Exgrenadier zu Pferde durchaus nicht in den Sinn gekommen.

Als Franziska am vorigen Tage Rosa und Bianka verlassen, um sich in das sonntägliche Hochamt zu begeben, hatte sie nicht gewagt, dieselben mit sich zu nehmen, da ihre

gänzliche Unbekanntschaft mit allen kirchlichen Gebräuchen ihre Anwesenheit in der Kirche, wenn auch nicht Aergerniß gebend, doch nutzlos machte. Allein, in ihren inständigen Gebeten rief Franziska die himmlische Barmherzigkeit inbrünstig für die Waisen an, die nicht wußten, in welch' einem trostlosen Zustande sich ihre Seelen befanden.

Rosa und Bianka blieben also, in der Abwesenheit von Dagobert's Frau, in der Stube allein. Noch immer trugen sie Trauerkleider; ihre allerliebsten Gesichter sahen eher nachdenkend als betrübt aus. Obwohl an ein höchst armseliges Leben gewöhnt, hatten sie sich dennoch, seit ihrer Ankunft in der Straße Brise-Miche, ziemlich betroffen gefühlt durch den Kontrast, der zwischen der dürftigen Wohnung, in die sie eingezogen, und zwischen den Wundern bestand, die ihre jugendliche Einbildungskraft ihnen vorgespiegelt, wenn sie an Paris gedacht, diese Goldstadt ihrer Träume.

Dieses leicht begreifliche Erstaunen machte bald Gedanken Platz, die für ihr Alter von auffallendem Ernst waren. Die Wahrnehmung dieser mit Würde getragenen und durch Fleiß gemilderten Armuth bestimmte die Waisen, Betrachtungen anzustellen, und zwar nicht mehr als Kinder, sondern als anwachsende Mädchen. Wunderbar unterstützt durch ihren geraden und für das Gute empfänglichen Sinn, durch ihr edles Herz, durch ihren eben so zarten als muthigen Charakter, hatten sie seit vierundzwanzig Stunden viele Beobachtungen gemacht, viele Betrachtungen angestellt.

— Liebe Schwester, — sagte Rosa zu Bianka, nachdem Franziska die Stube verlassen, — die arme Frau von Dagobert schwebt in großer Unruhe. Hast Du verflossene

Nacht ihre Aufregung bemerkt?... Wie weinte sie! wie betete sie!

— Ihr Kummer rührte mich, wie Dich, liebe Schwester, und ich fragte mich, was wohl der Grund davon sein könne.

— Ich fürchte, ihn zu ahnen. Ja, vielleicht sind wir die Ursache ihrer Unruhe.

— Weßhalb, liebe Schwester? weil wir keine Gebete auswendig können, und weil wir nicht wissen, ob wir getauft worden sind?

— In der That scheint ihr dies große Betrübniß verursacht zu haben. Ich bin dadurch sehr gerührt geworden, weil es beweist, daß sie uns zärtlich liebt... Allein, ich habe nicht eingesehen, wie wir deßhalb so schreckliche Gefahr laufen sollten, wie sie behauptete....

— Ich eben so wenig, liebe Schwester. Unser Streben ist, Nichts zu thun, was unserer Mutter mißfallen könnte, die uns sieht und uns hört....

— Wir lieben Diejenigen, die uns lieben; wir hassen keinen Menschen; wir ergeben uns in Alles, was uns begegnet... welche Schlechtigkeit kann man uns zum Vorwurf machen?

— Keine. Doch siehst Du, Schwester, wir könnten unwillkürlich etwas Schlechtes begehen!...

— Wir?

— Ja... und deßhalb sagte ich Dir: Ich fürchte, wir sind die Ursache der Unruhe von Dagobert's Frau.

— Wie so denn?

— Höre, liebe Schwester... Gestern wollte Madame

Franziska an den groben Leinwandsäcken nähen ... die da auf dem Tische liegen ...

— So ist's ... und nach Verlauf einer halben Stunde ... sagte sie höchst betrübt zu uns, sie könne nicht fortarbeiten ... sie sehe dazu nicht mehr scharf genug ... sie habe ihr Gesicht verloren ...

— Mithin kann sie nicht mehr arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen ...

— Nein, ihr Sohn Agrikol unterhält sie ... er sieht so gut, so heiter, so frei und so glücklich drein, daß er sich für seine Mutter aufopfern kann ... Ach! er ist ein würdiger Bruder unsers Engels Gabriel! ...

— Du wirst gleich erfahren, warum ich von der Arbeit des Herrn Agrikol spreche ... Unser guter alter Dagobert hat uns gesagt, bei unserer Ankunft in Paris würde er nur noch ein paar Geldstücke übrig haben.

— Das ist wahr ...

— Gleich seiner Frau ist er außer Stande, sein Brod zu verdienen; ein armer alter Soldat, wie er, was soll der anfangen?

— Du hast Recht, er versteht Nichts weiter als uns zu lieben und uns wie seine Kinder zu pflegen.

— Mithin wird es nöthig, daß Herr Agrikol auch seinen Vater ernährt ... denn Gabriel ist ein armer Priester, der Nichts besitzt und also auch Nichts für Diejenigen zu thun vermag, die ihn erzogen haben ... Du siehst also, Agrikol ist Derjenige, der ganz allein die gesammte Familie unterhält.

— Allerdings ... doch es betrifft seine Mutter ...

seinen Vater... da ist es seine Pflicht, und die erfüllt er mit treuem Herzen...

— Ja, liebe Schwester... allein gegen uns... gegen uns hat er doch keine Verbindlichkeit...

— Was sagst Du, Bianka?

— Er wird also auch genöthigt sein, für uns arbeiten zu müssen, weil wir ja nicht das Mindeste besitzen.

— Daran hatte ich nicht gedacht... Freilich, so ist es.

— Nimm nur an, liebe Schwester; unser Vater hat gut Herzog und Marschall von Frankreich sein, wie Dagobert sagt... wir haben gut unsere Hoffnung auf diese Medaille setzen: so lange unser Vater nicht hier ist, so lange unsere Hoffnungen nicht verwirklicht sind, werden wir immer arme Waisen und genöthigt sein, dieser braven Familie zur Last zu fallen, der wir so viel verdanken, und die am Ende so dürftig ist... daß...

— Weßhalb unterbrichst Du Dich, liebe Schwester?

— Was ich Dir jetzt sagen will, würde andere Leute lachen machen, allein Du wirst es schon verstehen. Als gestern Dagobert's Frau unsern armen Rabat-Joie fressen sah, sprach sie betrübt: Ach mein Gott, er ißt für eine Person!... Die Art und Weise, wie sie das sagte, stimmte mich zum Weinen... Urtheile nun, ob sie arm sind... und doch sind wir noch dazugekommen, ihre Noth zu vermehren....

Und bekümmert blickten die beiden Schwestern einander an, während Rabat-Joie sich anstellte, als höre er nicht, was man von seiner Gefräßigkeit gesprochen.

— Liebe Schwester, ich verstehe dich... sagte Rosa

nach einer kurzen Pause. — Wohlan! man soll keinem Menschen zur Last fallen... Wir sind jung, wir haben tüchtig Muth. Bis unser Loos sich entscheidet, wollen wir uns als Arbeiterinnen betrachten... Und ist denn am Ende nicht unser Großvater auch ein Handwerker? Laßt uns also Arbeit suchen und unser Brod selbst verdienen... Sein Brod verdienen... Wie stolz... wie glücklich muß das machen!...

— Gutes Schwesterchen! — rief Bianka aus und schloß Rosa in ihre Arme, — wie glücklich bin ich!... Du bist mir zuvorgekommen... küsse mich!

— Wie?

— Dein Plan... war auch der meinige... Ja, als ich Dagobert's Frau gestern so kläglich ausrufen hörte, sie habe ihr Gesicht verloren... betrachtete ich Deine gesunden großen Augen, und dabei fielen mir auch die meinigen bei, und ich dachte: Ei, wenn die arme Frau unsers alten Dagobert auch ihr Gesicht verloren hat, so scheint es mir doch, daß die Fräulein Rosa und Bianka Simon dafür recht scharf sehen... und damit gleicht sich die Sache aus, — setzte Bianka lächelnd hinzu.

— Und zu guter Letzt sind auch die Fräulein Simon nicht so linkisch, — antwortete Rosa, auch ihrer Seits lächelnd, — um nicht grobe Säcke von grauer Leinwand nähen zu können, die ihnen freilich die Haut an den Fingern ein wenig abreiben werden; doch, das hat Nichts zu sagen.

— Du siehst, daß wir Beide zur nämlichen Zeit einen und denselben Gedanken hegten, wie immer. Nur wollte

ich Dir eine Ueberraschung bereiten und warten, bis wir allein wären, um Dir meine Idee mitzutheilen.

— Ja, aber Etwas quält mich.

— Was denn?

— Erstens werden Dagobert und seine Frau nicht verfehlen, uns zu sagen: Fräulein, zu so Etwas seid Ihr nicht da. Grobe stachliche Leinwandsäcke nähen? Pfui doch!... Ihr, Töchter eines Marschalls von Frankreich? Und dann, wenn wir darauf bestehen, wird man zu uns sprechen: Nun wohlan! Es ist aber keine Arbeit für Sie da... Wenn Sie Beschäftigung haben wollen... so suchen Sie welche nach, mein Fräulein. Und dann! Wer wird dann in Verlegenheit sein? Die Fräulein Simon; denn wo werden wir Arbeit finden?

— Wahr ist's, daß, wenn Dagobert sich Etwas in den Kopf gesetzt hat...

— Nun! was das betrifft... wenn wir ihm recht freundlich zureden...

— Ja, in gewissen Dingen... in anderen aber ist ihm nicht beizukommen. Zum Beispiel, wenn wir ihn während der Reise abhalten wollten, sich so große Mühe um uns zu machen...

— Liebe Schwester, da kommt mir ein Gedanke, — rief Rosa aus, — ein trefflicher Gedanke.

— Nun was? schnell...

— Du kennst doch die junge Handwerkerin, welche man die Mayeux nennt, und welche so dienstwillig, so ausdauernd zu sein scheint.

— Ja ja, und dabei so schüchtern und vorsichtig.

Man sollte meinen, sie fürchte sich stäts, lästig zu fallen, selbst wenn sie Einen nur anblickt. Höre, gestern — sie bemerkte nicht, daß ich sie ansah — betrachtete sie Dich mit so guter, so sanfter Miene, sie schien so glücklich, daß mir die Thränen in die Augen traten, so sehr fühlte ich mich gerührt. . . .

— Gut, dann wollen wir die Mayeux fragen, wie sie es anfängt, um Beschäftigung zu erhalten, denn gewiß lebt sie von ihrer Arbeit.

— Recht so; sie wird es uns sagen, und wenn wir es wissen, so mag Dagobert immerhin zanken und seinen Kopf gegen uns aufsetzen, wir wollen eben so eigensinnig sein, wie er.

— So ist's, laßt uns Charakter zeigen, und ihm beweisen, daß, wie er selbst zu sagen pflegt, Soldatenblut in unseren Adern fließt.

— Du behauptest, wir würden vielleicht eines Tages reiche Mädchen werden, guter Dagobert? — wollen wir zu ihm sagen, — mag sein! . . . um so besser; wir werden uns dann mit um so größerer Freude an die jetzige Zeit erinnern.

— Also, das ist abgemacht, nicht wahr, Rosa? Das erste Mal, daß wir uns mit der Mayeux allein befinden, wollen wir sie um unser Vorhaben wissen und uns Auskunft von ihr geben lassen: sie ist ein so gutes Geschöpf, daß sie uns das gewiß nicht abschlägt.

— Auch bin ich überzeugt, daß unser Vater, wenn er zurückkehrt, es uns Dank wissen wird, daß wir Muth gezeigt haben.

— Und er wird uns Beifall zollen, daß wir es unternommen, uns selbst durchzuschlagen, als wenn wir in der Welt allein da ständen.

Bei diesen Worten ihrer Schwester fuhr Rosa zusammen.

Eine Wolke der Traurigkeit, ja fast des Schreckens, flog über ihr holdseliges Antlitz, und sie rief aus:

— Mein Gott! Schwester, welch ein fürchterlicher Gedanke!...

— Was hast Du denn? Du machst mich bange...

— In dem Augenblick, als ich zu Dir sprach, unser Vater würde uns Beifall zollen, daß wir uns selbst durchgeschlagen, als wenn wir in der Welt allein da ständen... drängte sich mir ein fürchterlicher Gedanke auf... Ich weiß nicht weßhalb... und doch... da, fühle, wie mein Herz schlägt; man sollte glauben, ein Unglück stände uns bevor.

— Das ist wahr, Dein armes Herz klopft so heftig... Aber woran hast du denn gedacht? Du erschreckst mich.

— Als wir im Gefängnisse saßen, hat man uns doch wenigstens nicht von einander getrennt, und dann war der Kerker am Ende ein Zufluchtsort für uns...

Ja, doch ein recht trauriger, obwohl mit dir getheilt...

— Wenn uns nun aber, bei unserer Ankunft dahier, ein Zufall... ein Unglücksfall... von Dagobert getrennt hätte; wenn wir uns allein... verlassen... ohne Hülfsmittel in dieser großen Stadt befunden hätten?

— Ach! meine Schwester... sprich nicht aus... Du hast Recht. Es ist entsetzlich... Ach Gott! was sollte aus uns werden?

Bei diesem qualvollen Gedanken blieben die jungen Mädchen einen Augenblick schweigsam und niedergeschlagen.

Ihre hübschen Gesichter, bis jetzt von einer edlen Hoffnung belebt, wurden bleich und betrübt.

Nach einer ziemlich langen Pause hob Rosa den Kopf wieder empor; ihre Augen waren thränennaß.

— O Gott! — sprach sie mit zitternder Stimme, — warum betrübt uns denn nur dieser Gedanke so sehr, liebe Schwester?... Mein Herz blutet, als ob uns dieses Unglück dereinst zustoßen würde...

— Ich fühle, gleich Dir... große Angst... Wehe... Alle Beide in dieser ungeheuren Stadt verloren... Was würden wir wohl anfangen?

— Weißt du was... Bianka... laß derartige Gedanken in uns nicht aufkommen... Sind wir nicht hier bei Dagobert... mitten unter recht braven Leuten?...

— Sieh mal, liebe Schwester, — antwortete Rosa mit nachdenklicher Miene, — vielleicht ist es ein Glück... daß dieser Gedanke uns eingefallen ist.

— Warum denn?

— Jetzt werden wir diese armselige Wohnung um so behaglicher finden, weil wir darin alle solche Dinge gar nicht zu befürchten haben.... Und wenn wir es durch unserer Hände Arbeit dahin gebracht haben werden, daß wir keinem Menschen zu Last fallen... was geht uns dann bis zur Ankunft unseres Vaters ab?

— Nichts wird uns abgehen... Du hast Recht... Allein, weßhalb mag uns doch nur dieser Gedanke in den

Sinn gekommen sein? weßhalb ergreift er uns so schmerzlich?...

— Auch ich frage... weßhalb? Sind wir denn hier nicht im Kreise von Freunden, die uns lieben? Wie läßt sich da annehmen, daß wir jemals allein und verlassen in Paris dastehn könnten? Es ist nicht möglich, daß ein solches Unglück uns begegne... nicht wahr, liebe Schwester?

— Nicht möglich? — fragte Rosa erbebend. — Und wenn am Abende vor dem Tage, an dem wir in jenem deutschen Dorfe angekommen sind, wo unser armer Jovial getödtet wurde, Jemand zu uns gesagt hätte: — Morgen werdet Ihr im Gefängniß sein... so würden wir geantwortet haben, wie heute... Das ist nicht möglich, ist Dagobert nicht da, um uns zu schützen? was haben wir zu befürchten?... Und dennoch... erinnere Dich nur, liebe Schwester... saßen wir zwei Tage später im Kerker zu Leipzig....

— Oh... sprich nicht so, liebe Schwester... das macht bange.

Und in sympathetischem Drange faßten die Waisen sich bei der Hand, schmiegten sich an einander, und blickten in unwillkürlicher Angst umher.

Die Gemüthsbewegung, welche sie empfanden, war in der That tief, seltsam, unerklärlich... und doch unbestimmt andräuend, wie jene schwarzen Ahnungen, welche uns wider Willen erschrecken... wie jene unglückseligen Vorhersehungen, welche oft über die geheimnißvollen Tiefen der Zukunft unheimlich wetterleuchten.

Wunderbare, unbegreifliche Wahrsagungen, die biswei-

len eben so rasch vergessen als vernommen werden, allein später, wenn sie durch die Wirklichkeit bewahrheitet sind, in ihrer ganzen entsetzlichen Verhängnißmacht wiederum in unserer Erinnerung auftauchen. . . . .

. . . .

Die Töchter des Marschalls Simon waren noch versenkt in die Betrübniß, welche diese sonderbaren Gedanken in ihnen geweckt hatte, als Dagobert's Frau, aus der Kammer ihres Sohnes herunterkommend, mit schmerzlich verstörten Zügen in die Stube trat.

Zwölftes Kapitel.

Der Brief.

Als Franziska in das Zimmer eintrat, waren ihre Züge so furchtbar entstellt, daß Rosa sich des Ausrufs nicht erwehren konnte:

— Ach Gott! Madame ... was fehlt Ihnen?

— Oh! meine theuren Fräulein, — antwortete Franziska und brach in Thränen aus — länger kann ich es Ihnen nicht mehr verheimlichen, — seit gestern bin ich noch nicht zur Besinnung gekommen ... Wie gewöhnlich erwartete ich meinen Sohn zum Abendbrode ... er ist nicht gekommen. Ich wollte Sie nicht merken lassen, wie großen Kummer mir das schon machte ... ich erwartete ihn von Minute zu Minute ... denn seit zehn Jahren ist er nicht zu Bett gegangen, ohne mir vorher zur Guten Nacht einen Kuß gegeben zu haben ... Einen Theil der Nacht habe ich

dort verbracht, dicht an der Thüre, um zu lauschen, ob ich seine Schritte höre... Nichts regte sich... Endlich, um drei Uhr diesen Morgen, habe ich mich auf eine Matratze geworfen... So eben bin ich hinaufgestiegen, um nachzusehen, ob mein Sohn, wie ich, freilich nur schwach, hoffte, etwa gegen Morgen nach Haus gekommen sei.

— Und?...

— Er ist nicht heimgekehrt!... sprach die arme Mutter und trocknete ihre Augen.

Rosa und Bianka blickten sich tiefbewegt an. Ein und derselbe Gedanke tauchte in ihnen auf: Wenn Agrikol nicht wiederkäme, wovon sollte diese Familie dann leben? würden sie unter diesen Umständen nicht eine doppelt peinliche Last für dieselbe sein?

— Aber, Madame, — sprach Bianka, — vielleicht wird Agrikol allzuspät bei der Arbeit geblieben sein, um noch gestern Abend nach Haus gehn zu können.

— Oh! nein, nein, er würde mitten in der Nacht heimgekehrt sein, da er wußte, welche Unruhe er mir verursachen würde... Ach!... es wird ihn ein Unglück betroffen haben... vielleicht in seiner Schmiede verwundet; er ist beim Arbeiten so feurig, so muthvoll!... Ach! mein armer Sohn!!! Und als ob ich noch nicht Angst genug seinetwegen ausstände, bin ich jetzt auch in der größten Verlegenheit um die arme junge Handwerkerin, die da droben wohnt.

— Wie so, Madame?

— Als ich aus der Schlafkammer meines Sohnes trat, bin ich bei ihr eingetreten, um ihr meinen Kummer mitzu-

theilen ... denn sie steht mir fast so nah wie eine Tochter ... Auch sie habe ich in dem kleinen Gemach, das sie bewohnt ... nicht gefunden; der Tag graute eben; ihr Bett war noch nicht einmal aufgedeckt ... Wohin hat sie sich so rasch begeben? sie, die niemals vor die Thüre geht ...

Rosa und Bianka blickten sich mit neuer Unruhe an, denn sie zählten sehr darauf, daß die Mayeux ihnen in Ausführung des Entschlusses, den sie so eben gefaßt, Beistand leisten werde. Glücklicher Weise wurden sowohl sie als auch Franziska fast in dem nämlichen Augenblick beruhigt, denn, nachdem zwei Mal leise angeklopft worden, hörte man die Stimme der Mayeux.

— Darf man eintreten, Madame Baudoin?

Im Fluge eilten Rosa und Bianka auf die Thüre und machten dem jungen Mädchen auf.

Seit dem vorigen Tage fielen Reif und Regen unaufhörlich: deßhalb waren auch der Zitzrock der jugendlichen Arbeiterin, ihr kleines katunleinenes Umschlagtuch und ihre schwarze Tüllhaube, welche, indem sie die beiden dicken Flechten ihrer kastanienbraunen Haare unbedeckt ließ, ihr bleiches und interessantes Gesicht umschloß, von Nässe triefend. Ihre weißen und mageren Hände waren vor Frost erstarrt. Nur aus dem Leuchten ihrer blauen Augen, die gewöhnlich nur sanft und schüchtern umherblickten, konnte man entnehmen, daß dieses arme, so schwache und furchtsame Geschöpf aus der Wichtigkeit der Umstände eine außerordentliche Energie geschöpft hatte.

— Mein Gott ... wo kommst Du her, gute Mayeux? — fragte Franziska. — Noch so eben, als ich nachsah, ob

mein Sohn vielleicht heimgekommen sei... habe ich Deine Thüre geöffnet und bin ganz erstaunt gewesen... Dich nicht zu finden... Du bist also wohl recht früh ausgegangen?

— Ich bringe Ihnen Nachrichten von Agrikol...

— Von meinem Sohne! — rief Franziska zitternd aus; — was ist ihm begegnet? hast Du ihn gesehen? Hast Du mit ihm gesprochen? wo ist er?

— Ich habe ihn nicht gesehen... allein ich weiß, wo er ist.

Dann setzte die Mayeux, als sie gewahrte, daß Franziska erbleichte, hinzu:

— Beruhigen Sie Sich... er befindet sich wohl, und läuft keinerlei Gefahr.

— Gebenedeit seist Du, mein Gott!... Du wirst nicht müde, Mitleid mit einer armen Sünderin zu fühlen... Vorgestern hast Du mir meinen Mann wiedergegeben; heute, nach einer so schrecklichen Nacht, beruhigst Du mich über das Leben meines armen Kindes!

Und bei diesen Worten warf sich Franziska am Boden auf die Kniee und machte andächtig das Zeichen des Kreuzes.

Während der, durch Franziska's Andachtsverrichtungen verursachten Pause gingen Rosa und Bianka auf die Mayeux zu und sagten mit dem Ausdruck rührender Theilnahme ganz leise zu ihr:

— Wie sind Sie durchnäßt!... Es wird Sie gewiß recht frieren... Machen Sie nur, daß Sie nicht krank werden.

— Wir haben Madame Franziska noch nicht daran zu

erinnern gewagt, den Ofen anzumachen . . . jetzt aber wollen wir es ihr sagen.

Eben so erstaunt wie gerührt über das Wohlwollen, welches ihr die Töchter des Marschalls Simon bezeigten, gab ihnen die Mayeur, welche für den geringsten Beweis von Güte weit empfänglicher war, als sonst irgend Jemand, mit einem Blick unaussprechlicher Dankbarkeit zur Antwort:

— Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Rücksichtnahme, meine Fräulein. Seien Sie unbekümmert: ich bin an Kälte gewöhnt, und durch andere Dinge so beunruhigt, daß ich sie gar nicht spüre.

— Und mein Sohn? — sprach Franziska aufstehend, nachdem sie einige Augenblicke auf ihren Knieen gelegen, — weßhalb hat er die Nacht außerhalb zugebracht? Du wußtest also, meine gute Mayeur, wo er zu finden sei? . . . . Wird er bald zurückkommen? . . . warum zögert er?

— Madame Baudoin, ich versichere Ihnen, daß Agrikol sich wohl befindet; allein, ich muß Ihnen sagen, daß er von heut ab eine kurze Zeit . . .

— Nun? . . .

— Madame, seien Sie gefaßt.

— Ach! mein Gott! . . . Ich habe keinen Blutstropfen mehr in den Adern . . . Was hat sich denn zugetragen? . . . weßhalb soll ich ihn nicht sehen?

— Ach! Madame . . . er ist arretirt.

— Arretirt! — riefen Rosa und Bianka entsetzt aus.

— Dein Wille geschehe immerdar, o Gott! — sprach Franziska, — allein, dies ist ein großes Unglück . . . Arretirt . . . er . . . das gute . . . das brave Kind . . . Und weß-

halb hat man ihn verhaftet? ... da ist gewiß ein Versehen vorgefallen.

— Vorgestern, — nahm die Mayeux das Wort, — habe ich einen anonymen Brief erhalten; man machte mir die Anzeige, Agrikol könne, wegen seines Gesangs der Arbeiter, jeden Augenblick verhaftet werden. Wir sind übereingekommen, er solle sich zu jener reichen Dame in der Babylonstraße begeben, die ihm ihre Dienste angeboten; Agrikol sollte an sie die Bitte stellen, Kaution für ihn zu leisten, um ihn vor der Einsperrung zu schützen... Gestern Morgen ist er fortgegangen, um das Fräulein zu besuchen.

— Das Alles wußtest Du, und hast mir kein Wort davon gesagt... und er ebenso wenig... warum habt Ihr es vor mir geheim gehalten?

— Weil wir Sie, Madame Franziska, nicht umsonst ängstigen wollten; denn, auf die Großmuth jenes Fräuleins fest bauend, erwartete ich Agrikol jeden Augenblick zurück. Als er bis gestern Abend noch nicht heimgekehrt war, dachte ich bei mir: Vielleicht wird er durch die bei einer Kautionsleistung zu erfüllenden Förmlichkeiten so lange aufgehalten.... Allein eine Stunde nach der andern verging, und er kam nicht... So blieb ich denn die ganze vorige Nacht auf, um ihn zu erwarten.

— Das ist wahr, meine gute Mayeux, Du hast Dich nicht zu Bett gelegt...

— Ich war zu sehr in Angst... da ich meiner Besorgnisse nicht Meister zu werden vermochte, bin ich heute Morgen, vor Tagesanbruch, ausgegangen. Ich wußte um

die Adresse des Fräuleins in der Babylonstraße... dort eilte ich hin.

— Ach! recht so! recht so! — sprach Franziska voll Bangigkeit, — daran hast Du wohl gethan. Und doch hatte es, nach Dem, was mein Sohn mir erzählt, den Anschein, als wäre diese Dame so gut, so edelmüthig....

Die Mayeux schüttelte traurig den Kopf; eine Thräne glänzte in ihren Augen, und sie fuhr fort:

— Als ich in der Babylonstraße ankam, war es noch Nacht; ich wartete, bis es heller Tag wurde.

— Armes Kind... Du, die Furchtsame, die Kränkliche, — sagte Franziska tief gerührt, — gehst so weit, und noch dazu in diesem schrecklichen Wetter... Ach! Du bist eine wahre Tochter zu mir...

— Ist Agrikol nicht auch ein Bruder zu mir? — sprach die Mayeux sanft und leicht erröthend. Dann fuhr sie fort:

— Als es heller Tag geworden, faßte ich mir ein Herz und klopfte an dem Thore des kleinen Pavillons an. Ein hübsches junges Mädchen, das aber bleich und verstört aussah, machte mir auf... — Mein Fräulein, ich komme im Namen einer unglücklichen und verzweifelnden Mutter, — so redete ich sie sofort an, um ihr Interesse zu gewinnen, denn ich war so ärmlich gekleidet, daß ich befürchtete, wie eine Bettlerin fortgeschickt zu werden. Als ich aber im Gegentheil wahrnahm, daß das junge Mädchen mich freundlich anhörte, habe ich sie gefragt, ob nicht Tags vorher ein junger Handwerker zu ihrer Herrin gekommen sei, um dieselbe zu bitten, ihm einen großen Gefallen zu erweisen. —

Ach! ja . . . — erwiederte mir das junge Mädchen, — meine Herrin wollte sich eben mit der Erledigung seiner Bitte befassen, da erfuhr sie, daß man ihn aufsuche, um ihn zu verhaften: sie wies ihm daher ein Versteck an. Doch leider ist letzteres entdeckt worden, und gestern Nachmittag um vier Uhr wurde er verhaftet . . . und in's Gefängniß abgeführt . . .

Obwohl die Waisen an dieser traurigen Unterhaltung keinen Theil nahmen, las man doch in ihren betrübten Mienen, in ihren unruhigen Blicken, wie nah ihnen der Kummer von Dagobert's Frau gehe.

— Allein, jenes Fräulein? . . . rief Franziska aus. — Du hättest suchen sollen, sie zu sprechen, meine gute Mayeur, und sie zu bitten, meinen Sohn nicht im Stich zu lassen.... Sie ist ja so reich . . . daß sie gewiß Einfluß hat . . . Ihr Schutz kann uns vor einem entsetzlichen Unglück bewahren!

— Ach! — seufzte die Mayeux mit schmerzlicher Bitterkeit, — auch dieser letzten Hoffnung müssen wir entsagen.

— Weßhalb? . . . Da jenes Fräulein so sehr gut ist, — sprach Franziska, — so wird sie Erbarmen fühlen, wenn sie erfährt, daß mein Sohn die einzige Stütze einer ganzen Familie ist . . . und daß das Gefängniß für ihn . . . weit schrecklicher ist, als für jeden Andern, weil wir dadurch in das tiefste Elend gerathen. . . .

— Jenes Fräulein . . . — fuhr die Mayeux fort, — ist, wie mir das junge Mädchen unter Thränen erzählte . . . jenes Fräulein ist gestern Abend in eine Heilanstalt abgeführt worden. . . . Es scheint . . . daß sie verrückt ist. . . .

— Verrückt. . . . Ach! das ist fürchterlich . . . für sie. . .

und, wehe! auch für uns!... Denn was soll jetzt, wo jede Hoffnung verschwunden ist, aus uns werden?... ohne meinen Sohn?... O mein Gott... mein Gott...

Und die unglückliche Frau verbarg ihr Gesicht in ihre Hände.

Dem schmerzlichen Aufschrei Franziska's folgte tiefe Stille.

Rosa und Bianka wechselten Blicke der Trostlosigkeit, die ihre tiefe Betrübniß ausdrückten, denn sie wurden inne, daß ihre Gegenwart die fürchterliche Verlegenheit dieser Familie mehr und mehr erhöhe.

Die Mayeux, von Anstrengungen erschöpft, so vielen schmerzlichen Gemüthsbewegungen zum Raube, und in ihren nassen Kleidern zusammenschaudernd, setzte sich niedergeschlagen auf einen Stuhl, und dachte über die verzweiflungsvolle Lage dieser Familie nach.

Diese Lage war in der That eine schreckliche....

Nun aber sind in den Zeiten politischer Wirren oder Aufregungen, wie sie unter den arbeitenden Klassen durch ein nothgedrungenes Feiern oder durch die rechtswidrige Herabsetzung des Lohns, welche durch die vielvermögende Koalisirung der Kapitalisten ungestraft über sie verhängt wird, eintreten, sehr oft ganze Familien von Handwerkern in Folge der Präventivhaft in einer eben so mißlichen Lage, wie die Familie Dagobert's durch die Verhaftung Agrikol's es jetzt war, — eine Verhaftung, die übrigens, wie wir später sehen werden, durch die Umtriebe Rodin's und seines Anhangs veranlaßt worden.

Und in Betreff der Präventivhaft, welche häufig ehr=

bare und fleißige Arbeiter trifft, die in Folge der Nicht-Organisation der Arbeit und wegen der Unzulänglichkeit des Lohns fast immer zu dem bedenklichen Aeußersten der Koalitionen getrieben werden, ist es, unserer Ansicht nach, schmerzlich, zu sehen, daß das Gesetz, welches für Alle gleich sein soll, den Einen verweigert, was es den Anderen gewährt... und zwar aus dem Grunde, weil diese über eine bestimmte Geldsumme verfügen können.

Unter gewissen Umständen kann der Reiche, mittels einer Kaution, der Langeweile, den Unannehmlichkeiten einer Untersuchungshaft entgehen. Er deponirt eine Summe Geldes, er gibt sein Wort, sich an einem bestimmten Tage zu stellen, und er kehrt zu seinen Vergnügungen, zu seinen Beschäftigungen und zu den süßen Familienfreuden zurück.

Das ist ganz in der Ordnung. Von jedem Angeklagten wird präsumirt, daß er unschuldig sei. Diese nachsichtige Maxime kann man sich nicht genug einprägen.

Um so besser für den Reichen, weil er von der Wohlthat des Gesetzes Gebrauch machen kann.

Allein der Arme?...

Nicht nur kann derselbe keine Kaution stellen, denn er hat kein anderes Kapital als seine tägliche Arbeit, sondern grade für ihn, den Armen, ist die Strenge einer Präventivhaft verhängnißvoll, ist schrecklich....

Für den Reichen ist das Gefängniß... Entbehrung von Behaglichkeit und Wohlleben... es ist Langeweile, es ist Verdruß über die Trennung von den Angehörigen. Gewiß verdient dieses Theilnahme, jegliche Pein ist bedauernswerth, und die Thränen des Reichen, der von seinen Kindern

getrennt ist, sind eben so bitter, als die Thränen des Armen, den man von seiner Familie entfernt hat...

Allein, die Abwesenheit des Reichen verdammt seine Angehörigen weder zum Fasten noch zum Frieren, noch zu gewissen unheilbaren Krankheiten, die aus der Erschöpfung und aus dem Elend entstehen...

Im Gegentheil... für den Handwerker... hat das Gefängniß Noth, es hat Elend, es hat bisweilen den Tod der Seinigen im Gefolge...

Da er Nichts besitzt, so ist er unfähig, eine Bürgschaft zu leisten. Man sperrt ihn also ein...

Wenn er nun aber, wie das so häufig der Fall ist, einen alten Vater oder eine alte Mutter, eine kranke Frau oder Kinder in der Wiege hat?

Was soll aus dieser unglücklichen Familie werden? Der Lohn des Mannes half eben aus, um von Tag zu Tag zu leben, und noch dazu reichte er hierzu kaum hin.... und nun fehlt diese alleinige Stütze plötzlich drei bis vier Monate hindurch.

Was wird diese Familie anfangen?

Zu wem soll sie ihre Zuflucht nehmen?

Was soll aus den schwachen Greisen, den hinfälligen Frauen, den kleinen Kindern werden, die außer Stande sind, sich ihr tägliches Brod verdienen zu können? Wenn zufällig etwas Leinwand und einige Kleidungsstücke im Hause sind, so wird man dieselben in's Pfandhaus tragen. Mit dieser Unterstützung schleppt man sich eine Woche durch.... Aber wie dann?

Und wenn nun der Winter hereinbricht und dieses ent-

setzliche und unvermeidliche Elend durch seine Strenge noch vermehrt?

Dann wird der eingesperrte Handwerker, während seiner langen schlaflosen Nächte, in Gedanken Diejenigen, die ihm theuer sind, bleich, abgemagert, durch Entbehrungen erschöpft, fast nackt auf faulem Stroh liegen und sich, indem sie sich dicht an einander schmiegen, die erstarrten Glieder wärmen sehen....

Wenn dann der Handwerker losgelassen wird, so findet er, bei der Heimkehr in seine arme Behausung, Ruin und Trauer vor.

Endlich aber sind, nach einer so langen Unterbrechung, seine Arbeitsverbindungen abgeschnitten. Wie viele Tage muß er verlieren, um wiederum Arbeit zu finden; — ein Tag ohne Arbeit ist indessen ein Tag ohne Brod....

Nochmals: wenn das Gesetz unter gewissen Verhältnissen Denjenigen, die reich sind, nicht die Wohlthat der Kaution böte, so könnte man nur das Privat- und unvermeidliche Unglück beklagen. Da aber das Gesetz annimmt, daß Diejenigen provisorisch in Freiheit gesetzt werden können, welche eine gewisse Geldsumme besitzen, weßhalb beraubt es denn gerade Diejenigen dieses Vortheils, denen die Freiheit unentbehrlich ist, weil für sie die Freiheit das Leben, die Existenz ihrer Familie ist?

Gibt es ein Mittel, diesem beklagenswerthen Zustand der Dinge ein Ende zu machen? Wir glauben es.

Das Minimum der vom Gesetz verlangten Kaution beträgt fünfhundert Franken.

Nun aber repräsentiren fünfhundert Franken im Durchschnitt sechs Arbeitsmonate eines fleißigen Handwerkers.

Wenn er eine Frau und zwei Kinder hat (und durchschnittlich fallen ihm auch diese zur Last), so liegt am Tage, daß es ihm materiell unmöglich ist, eine derartige Summe jedesmal zusammengespart zu haben.

Folglich: fünfhundert Franken von ihm verlangen, um ihm die Freiheit zu gewähren, seine Familie zu unterhalten, heißt ihn thatsächlich der Wohlthat des Gesetzes berauben, ihn, der, mehr als sonst Jemand, dasselbe zu beanspruchen ein Recht hätte, und zwar in Betracht der unglückseligen Folgen, welche seine Präventivhaft für seine Angehörigen hat.

Wäre es mithin nicht billig, menschlich, und würde es nicht ein edles, heilsames Beispiel sein, in allen Fällen, wo die Kaution zugelassen ist, und wenn die Ehrlichkeit des Angeklagten auf verlässige Weise konstatirt ist, die moralischen Garantieen Derjenigen gelten zu lassen, denen ihre Dürftigkeit nicht gestattet, materielle Garantieen zu bieten, und die kein anderes Kapital besitzen, als ihre Arbeit und ihre Rechtschaffenheit? und ihr Ehrenwort, daß sie sich am Gerichtstage stellen werden, als Kaution anzunehmen?

Wäre es nicht sittlich und groß, besonders in der jetzigen Zeit, den Werth eines eidlichen Gelöbnisses auf solche Weise zu erhöhen, und den Menschen dadurch, daß sein Eid als hinlängliche Garantie angesehen wird, in seinen eigenen Augen hoch zu stellen?

Wird man die Menschenwürde so sehr verkennen, um hierbei über utopische Ansichten, über Unausführbarkeit zu

schreien? Wir fragen: hat man denn wohl viele auf Ehrenwort freigegebene Kriegsgefangene meineidig werden sehen, und waren solche Soldaten und solche Offiziere nicht fast immer Kinder des Volkes?

Ohne die bindende Kraft des Eides bei den arbeitsamen, braven und armen Volksklassen im Mindesten überschätzen zu wollen, sind wir doch überzeugt, daß die von einem Angeklagten übernommene Verpflichtung, sich am Sizzungstage vor Gericht zu stellen, stäts erfüllt werden dürfte, und zwar nicht nur mit Treue, mit Redlichkeit, sondern auch noch mit tiefer Dankbarkeit, weil seine Familie in Folge der Nachsicht des Gesetzes durch seine Abwesenheit keinerlei Schaden gelitten hat.

Außerdem, und darauf darf Frankreich stolz sein, ist es Thatsache: daß sein Richterstand, der eben so erbärmlich besoldet ist als die Armee, gelehrt, tugendhaft, menschlich und unabhängig ist. Derselbe ist sich seines nützlichen und imposanten Priesterthums bewußt. Mehr als jeder andere Körper vermag und weiß er die unermeßlichen Gebrechen und Leiden der arbeitenden Klassen der Gesellschaft, mit denen er so oft in Berührung kommt, liebevoll zu würdigen.*)

---

*) In einem andern Werke haben wir das schöne Buch des königlichen Staatsprokurators Herrn Prosper Tarbé erwähnt und gedenken desselben immer mit eben so großer Achtung als tiefer Sympathie. „Arbeit und Lohn" ist eines der tüchtigsten, der durchdachtesten Werke, zu denen aufgeklärter Humanitätssinn jemals ein edelmüthiges Herz, eine hohe Einsicht und einen positiven und praktischen Geist begeistert hat.

Eugen Sue.

Man sollte also den Richtern so viel Freiheit als irgend möglich bei Würdigung der Fälle einräumen, in denen die moralische Kaution, die einzige, welche ein rechtschaffener aber bedürftiger Mann zu stellen vermag, zulässig wäre.

Wenn indessen Diejenigen, welche die Gesetze machen, und Diejenigen, welche uns regieren, eine so schmähliche Meinung vom Volke haben sollten, daß sie die Ideen, welche wir hier kundgeben, mit beleidigender Geringschätzung zurückwiesen, könnte man dann nicht wenigstens verlangen, das Minimum der Kaution möge dermaßen herabgesetzt werden, daß es auch von Denjenigen erschwungen werden könnte, die es so sehr nöthig haben, der nutzlosen Strenge einer Präventivhaft zu entgehen?

Könnte man nicht, als äußerste Begränzung, den durchschnittlichen Verdienst eines Handwerkers während eines Monats annehmen?

Zum Beispiel: achtzig Franken.

Diese Summe wäre auch noch übermäßig, allein, mit Hülfe von Freunden, mit Hülfe des Pfandhauses, mit Hülfe einiger Vorschüsse, würden achtzig Franken sich doch auftreiben lassen, freilich nur selten, aber doch bisweilen, und dann wären doch immer mehre Familien einem scheuslichen Elend entrissen. —

Nach dieser Abschweifung wollen wir fortfahren und uns zu Dagobert's Familie wenden, die sich, in Folge der Präventivhaft Agrikol's, in einer so verzweiflungsvollen Lage befand. . . . .

Die Angst von Dagobert's Frau nahm in dem Maße zu, je länger sie Betrachtungen anstellte. Denn, wenn man die Töchter des Generals Simon dazu rechnet, so sahen sich vier Personen jetzt ohne allen Unterhalt. Indessen, das muß wahr sein, dachte die treffliche Mutter weniger an sich, als an den Kummer, den ihr Sohn empfinden müßte, wenn er sich die beklagenswerthe Lage, worin sie sich befand, zu Herzen nähme.

In diesem Augenblick klopfte es an der Thüre.

— Wer ist da? — fragte Franziska.

— Ich bin's, Madame Franziska .... ich ... Vater Loriot.

— Treten Sie ein, — sprach Dagobert's Frau.

Der Färber, welcher das Amt eines Portiers versah, erschien auf der Thürschwelle.... Seine Arme und Hände waren heute nicht glänzend apfelgrün, sondern prachtvoll violett.

— Madame Franziska, — sprach Vater Loriot, — hier ist ein Brief, den der Weihwasserspender in Saint-Merry so eben vom Herrn Abbé Dubois gebracht hat. Er hat mir anbefohlen, ihn sogleich in Ihre Hände zu befördern, unter dem Vermerk, er sei sehr dringend....

— Ein Brief von meinem Beichtvater? — fragte Franziska erstaunt. Dann nahm sie ihn, und sprach: Schönen Dank, Vater Loriot!

— Haben Sie Nichts nöthig, Madame Franziska?

— Nein, Vater Loriot.

— Ich empfehle mich der Gesellschaft.

Und der Färber ging fort.

— Mayeur, willst Du mir diesen Brief vorlesen? — sprach Franziska, höchst unruhig über diese Zusendung.

— Ja, Madame.

Und das junge Mädchen las wie folgt:

„Meine werthe Madame Baudoin!

„Ich pflege an den Dienstagen und Sonnabenden Beichte zu hören: allein ich werde weder morgen noch nächsten Sonnabend frei sein. Kommen Sie daher heute Morgen, sobald als nur irgend möglich, es sei denn, daß Sie es vorzögen, eine ganze Woche lang zu verharren, ohne vor dem Richterstuhl der Buße zu erscheinen.“

— Eine Woche . . . gerechter Himmel . . . — rief Dagobert's Frau aus; — ach! nur zu sehr fühle ich das Bedürfniß, mich ihm heute zu nahen, trotz der Verwirrung und des Kummers, worin ich bin.

Dann wandte sie sich zu den Waisen:

— Der liebe Gott hat die Gebete erhört, welche ich für Sie, meine lieben Fräulein, zu ihm emporgesendet . . . denn noch heute werde ich einen würdigen und heiligen Mann in Betreff der großen Gefahren, die Sie, ohne es zu wissen, laufen, um Rath befragen können . . . Arme, liebe Seelen, so schuldlos und doch so strafbar, obwohl es Eure Schuld nicht ist! . . . Ach! der Herr ist mein Zeuge, daß mein Herz eben so sehr um sie blutet als um meinen eigenen Sohn . . .

Rosa und Bianka blickten sich bestürzt an, denn sie begriffen nicht, wie der Zustand ihrer Seele der Frau Dagobert's Angst einflößen könne.

Diese fuhr fort, indem sie sich an die junge Arbeiterin wendete:

— Meine gute Mayeux, Du mußt mir noch einen Dienst erweisen.

— Reden Sie, Madame Franziska.

— Mein Mann hat den Wochenlohn Agrikol's auf seine Reise nach Chartres mitgenommen. Es war alles Geld, was wir im Hause hatten. Ich bin überzeugt, daß mein armes Kind nicht einen Stüber in der Tasche hat . . . und im Gefängniß hat er vielleicht Manches nöthig . . Nimm hier meinen Becher und mein silbernes Besteck . . . die zwei Paar Betttücher, welche noch vorhanden sind, und das seidene Umschlagtuch, welches mir Agrikol zu meinem Namensfest geschenkt. Trage Alles in's Pfandhaus . . . Ich werde suchen, zu erfahren, in welchem Gefängnisse mein Sohn sitzt . . . und ihm die Hälfte der kleinen Summe schicken, welche Du mitbringen wirst . . . Mit dem Uebrigen . . . müssen wir uns durchschlagen . . . bis mein Mann zurückkehrt . . . Doch, wenn er nun wiederkommt . . . was sollen wir anfangen? . . . Welch ein Schlag für ihn! . . . und nebst diesem Schlage der Jammer . . . weil mein Sohn im Gefängniß sitzt . . . und weil mein Gesicht dahin ist . . . Gott, mein Herr . . . — rief die unglückliche Mutter mit einem Ausdruck eines ungeduldigen und bittern Schmerzes aus, — weßhalb schmetterst Du mich so zu Boden? . . . Alles, was ich vermochte, habe ich ja doch gethan, um deine Barmherzigkeit zu verdienen . . . wenn auch nicht für mich, doch wenigstens für die Meinigen.

Doch bald nachher machte sie sich diesen Ausruf zum Vorwurf und fuhr fort:

— Nein, nein, mein Gott! Ich will Alles hinnehmen, was Du über mich verhängst. Vergib mir diese Klage und strafe nur mich allein.

— Muth, Madame Franziska, — sprach die Mayeux. — Agrikol ist unschuldig; er kann nicht lange im Gefängniß bleiben.

— Doch da fällt mir ein, — nahm Dagobert's Frau wieder das Wort, — es wird Dir, meine arme Mayeux, viele Zeit rauben, nach dem Pfandhause zu gehen.

— Das Versäumte hole ich über Nacht wieder ein, Madame Franziska . . . Könnte ich wohl schlafen, wenn ich Sie so sehr beängstet weiß? Die Arbeit wird mich zerstreuen.

— Aber Du wirst dabei zusetzen . . .

— Seien Sie unbesorgt, Madame Franziska, ich bin ein wenig im Vorsprung, — sagte das arme Mädchen, und that eine Lüge.

— Umarme mich wenigstens, — sprach Dagobert's Frau mit thränenfeuchten Blicken, — denn Du bist das beste Geschöpf auf der weiten Welt.

Und Franziska ging hastig hinaus.

Rosa und Bianka blieben mit der Mayeux allein. Endlich war für sie der Augenblick gekommen, auf den sie mit so großer Ungeduld warteten.

Dagobert's Frau gelangte bald zur Kirche Saint-Merry, wo ihr Beichtvater sie erwartete.*)

---

*) Bei Veröffentlichung dieses Kapitels im Constitutionnel

hat Eugen Sue an den Redakteur desselben das nachfolgende, aus Paris vom 12. September 1844 datirte Schreiben mit Bezug auf die früheren Kapitel des dritten Bandes seines Romans gerichtet:

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich mich des Constitutionnel bediene, um denjenigen Personen meinen Dank abzustatten, welche mir unverwerfliche Aktenstücke und Thatsachen in Betreff der beklagenswerthen Mißbräuche mitgetheilt haben, deren Schauplatz einige zur Behandlung der Irren bestimmte Privathäuser gewesen sind.“

„Andere Personen sind in wohlwollender Uebereinstimmung, wofür Ihnen hiermit meinen Dank aussprechen zu können ich so glücklich bin, in einige Details über die Gesetze und Ordonnanzen eingegangen, welche auf die Irrenhäuser Bezug haben, namentlich über das Gesetz vom verflossenen Mai.“

„Ich war mit den neuen Bestimmungen nicht unvertraut, deren Strenge selbst übrigens für die Wichtigkeit der Frage spricht, welche ich anzuregen gesucht habe. Allein das Gesetz, wie es jetzt ist, scheint mir noch immer unzulänglich, und ich werde, wie schon gesagt, nächstens den Versuch machen, einige Ansichten über eine spezielle, und mithin umfassende Organisirung der Beaufsichtigung zur Prüfung vorzulegen.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Beichtstuhl.

Nichts Traurigeres, als der Anblick der Pfarrkirche von Saint-Merry an diesem trüben und schneeigen Wintertage. Einen Augenblick wurde Franziska in der Vorhalle durch ein betrübtes Schauspiel aufgehalten.

Während ein Priester mit leiser Stimme einige Worte murmelte, psalmodirten zwei oder drei kothige Kirchensänger, mit schmutzigen Chorhemden bekleidet, mit zerstreuter und mürrischer Miene, die Todtengesänge um einen ärmlichen Sarg aus Tannenholz, dem nur ein Greis und ein Kind in armseliger Kleidung schluchzend das Geleit gaben.

Der Herr Schweizer und der Herr Küster, höchst ärgerlich, eines so ärmlichen Begräbnisses wegen gestört zu werden, hatten es verschmäht, ihre Livree anzuziehen, und warteten vor Ungeduld gähnend auf den Schluß dieser, für

den Opferstock so gleichgültigen Ceremonie. Endlich fielen einige Tropfen Weihwasser auf den Sarg, der Priester stellte dem Küster den Wedel wieder zu, und entfernte sich.

Nun trug sich einer jener schmachvollen Auftritte zu, welche die nothwendige Folge eines ruchlosen, den Tempel entheiligenden Schachers sind, einer von jenen unwürdigen Auftritten, welche sich so häufig ereignen, wenn es sich um die Beerdigung eines Armen handelt, der weder Wachskerzen, noch Hochamt, noch Geiger bezahlen kann, denn jetzt gibt es auch Geiger für die Todten.*)

Der Greis streckte seine Hand nach dem Küster aus, um von ihm den Wedel zu erhalten.

— Da . . . und macht's schnell, — sprach der Sakristan und blies dabei in seine Hände.

Die Rührung des alten Mannes war tief, seine Schwäche sehr groß. Einen Augenblick blieb er, ohne sich zu rühren, stehen, und hielt den Wedel mit zitternder Hand umklammert. In diesem Sarge lag seine Tochter . . . die Mutter des lumpenbedeckten Kindes, das neben ihm weinte . . . Das Herz des Mannes brach beim Gedanken an dieses letzte Lebewohl . . . Er blieb regungslos . . . krampfhaftes Schluchzen hob seine Brust empor.

— Ei was! macht dem Ding ein Ende, — sprach der Küster grob. — Glaubt Ihr denn, wir sollten hier bis zur Nacht stehen?**)

---

*) In der Kirche Sankt Thomas von Aquin.

Eug. Sue.

**) Wahre Begebenheit Eug. Sue.

Der Greis beeilte sich.

Er machte das Zeichen des Kreuzes über den Sarg, und bückte sich dann, um den Wedel auch seinem Enkel zu reichen. Allein der Sakristan, welcher der Meinung war, das Ding habe lange genug gedauert, riß den Weihwedel aus den Händen des Kindes, und gab den Trägern ein Zeichen, die Bahre sofort wegzuschaffen: was auch geschah.

— War das ein langsamer Patron, dieser Alte! — sprach der Schweizer leise zum Küster, als sie wiederum zur Sakristei zurückgingen. — Kaum werden wir noch Zeit haben, um zu frühstücken und uns zu dem geschniegelten Leichenbegängniß des heutigen Morgens umzukleiden ... So ist mir's Recht, das ist doch noch ein Todter, der der Mühe werth ist ... Hellebarde vorauf! ..

— Und die Obristen-Epaulettes, um der Stuhlvermiethérin in's Auge zu fallen, Bösewicht! ... sagte der Küster mit abgefeimter Miene.

— Was willst Du, Catillard? Man ist ein hübscher Kerl, und so Etwas wird bemerkt, — antwortete der Schweizer mit siegreichem Blick. — Auch kann ich die Weiber ja nicht blind machen, daß sie ihre Ruhe ja nicht verlieren möchten.

Und die beiden Männer traten in die Sakristei ein.

Der Anblick des Begräbnisses hatte Franziska's Betrübniß nur noch vermehrt.

Als sie in der Kirche ankam, waren sieben bis acht Personen, auf Stühlen zerstreut umhersitzend, allein in diesem feuchten und eisigkalten Gebäude.

Einer der Weihwasserspender, ein alter drolliger Kauz

mit einem kupfrigen, lustigen und vertrunkenen Gesicht, sprach, als er Franziska sich dem Weihwasserkessel nähern sah, leise zu derselben:

— Der Herr Abbé Dubois ist noch nicht trinkbar geworden; eilen Sie Sich, so können Sie ihn zuerst anzapfen.

Verdrießlich über diese Spötterei, dankte Franziska dem unehrerbietigen Sakristan, segnete sich voll Andacht, ging etwas tiefer in die Kirche hinein, und kniete sich dann an die Erde nieder, um ihr Gebet zu verrichten, wie sie es immer zu thun pflegte, bevor sie sich dem Richtstuhl der Buße nahte.

Nachdem sie ihr Gebet gesprochen, ging sie auf eine dunkle Vertiefung zu, wo man im Schatten einen Beichtstuhl aus Eichenholz sah, in dessen Thür sich ein Gitter befand, das inwendig mit einem schwarzen Tuch verhängt war. Die beiden Plätze zur Rechten und zur Linken waren leer. Franziska kniete sich auf die rechte Seite, und verweilte so eine Zeitlang, in die herbsten Betrachtungen versunken.

Nach einigen Minuten kam ein Geistlicher von hohem Wuchs mit grauem Haar, und einer ernsten und strengen Physiognomie, mit einem langen Priesterrock bekleidet, langsamen Schritts aus der Tiefe einer der Seitengänge der Kirche.

Ein alter, kleiner, gebückter, schlecht gekleideter Mann, sich auf seinen Regenschirm stützend, begleitete ihn und sagte ihm von Zeit zu Zeit leise Etwas in's Ohr. Dann blieb der Geistliche stehen und hörte ihm mit tiefer und achtungsvoller Unterwürfigkeit zu.

Als sie bei dem Beichtstuhl angelangt und der alte kleine Mann daselbst Franziska auf ihren Knieen sah, warf er dem Geistlichen einen fragenden Blick zu.

— Das ist sie . . ., — sprach der Letztere.

— Also, in zwei bis drei Stunden wird man die beiden jungen Mädchen im Sankt Marienkloster erwarten . . .
— Ich zähle darauf, — sprach der alte kleine Mann.

— Ich hoffe es im Interesse ihres Seelenheils, — erwiederte der Geistliche ernst und verbeugte sich. Dann trat er in den Beichtstuhl.

Der alte kleine Mann verließ die Kirche.

Dieser alte kleine Mann war Rodin. Nach seinem Weggehen aus der Kirche Saint-Merry hatte er sich nach der Heilanstalt begeben, um sich zu vergewissern, ob Doktor Baleinier seine Vorschriften in Betreff Adrienne's von Cardoville getreulich vollziehe.

Franziska lag im Innern des Beichtstuhls noch immer auf ihren Knieen. Einer der Seitenschieber wurde geöffnet, und eine Stimme sprach.

Diese Stimme war die des Geistlichen, der seit zwanzig Jahren der Frau Dagobert's die Beichte abnahm und auf sie einen unwiderstehlichen und allmächtigen Einfluß ausübte.

— Haben Sie meinen Brief erhalten? — fragte die Stimme.

— Ja, hochwürdiger Herr.

— Wohl . . . Ich höre Sie . . .

— Geben Sie mir den Segen, Hochwürdiger, denn ich habe gesündigt, — sprach Franziska.

Die Stimme sprach die Formel der Segnung.

Dagobert's Frau sagte, wie sich's gehört, ihr Amen dazu, sprach ihr „Ich bekenne vor Gott dem Allmächtigen“ bis zu der Stelle „Ich klage mich an“, legte Rechenschaft ab, in welcher Weise sie die ihr zuletzt auferlegte Buße vollzogen, und begann sodann die Aufzählung der neuen Sünden, welche sie seit der zujüngst empfangenen Absolution begangen.

Denn diese treffliche Frau, dieser glorreiche Märtyrer der Arbeit und Mutterliebe, wähnte immer zu sündigen. Unaufhörlich war ihr Gewissen durch die Angst gefoltert, diese und jene läßliche Sünde begangen zu lassen. Dies sanfte und muthvolle Geschöpf, das, nach einem nur unter Aufopferungen vorübergeschwundenen Leben, in dem Frieden und der Heiterkeit ihrer Seele hätte Beruhigung finden sollen, betrachtete sich als eine große Sünderin, und lebte in immerwährender Beängstigung, denn sie zweifelte stark, ob sie selig werden könne.

— Ehrwürdiger Vater, — sagte Franziska mit bewegter Stimme, — ich klage mich an, vorgestern mein Abendgebet nicht verrichtet zu haben . . . Mein Mann, von dem ich seit einer langen Reihe von Jahren getrennt war, ist wiedergekehrt . . . Da verleiteten mich denn das Durcheinander, die Erschütterung, die Freude über seine Wiederkehr . . . diese große Sünde zu begehen, deren ich mich anklage.

— Was weiter? — fragte die Stimme mit nachdrücklicher Strenge, welche Franziska unruhig machte.

— Ehrwürdiger Vater . . . ich klage mich an, diese

ganze Woche hindurch meinen Sohn belogen zu haben, indem ich ihm gesagt, ich hätte, seinen Vorstellungen in Bezug auf die Schwäche meines Körpers willfahrend, bei meiner Mahlzeit ein Schlückchen Wein zu mir genommen . . . Ich wollte ihm lieber den Wein lassen; er bedarf sein mehr als ich; . . . er arbeitet so stark!

— Fahren Sie fort, — sprach die Stimme.

— Ehrwürdiger Vater . . . ich klage mich an, es heute Morgen einen Augenblick an Ergebung mangeln gelassen zu haben, als ich erfuhr, daß mein armer Sohn verhaftet worden sei . . . Statt mich in Ehrfurcht und Dankbarkeit der neuen Prüfung zu unterwerfen . . . welche der Herr mir sandte . . . habe ich mich, ach! in meinem Schmerze aufgelehnt, . . . und dessen klage ich mich an.

— Eine böse Woche, — sprach die Stimme, immer strenger werdend, — eine böse Woche . . . Immer haben Sie das Geschöpf dem Schöpfer vorgezogen . . . doch . . ., fahren Sie fort.

— Ach! ehrwürdiger Vater, — sagte Franziska zerknirscht, — wohl weiß ich es, daß ich eine große Sünderin bin, — . . . und ich befürchte, daß ich auf dem Wege bin, noch weit schwerere Sünden zu begehen.

— Reden Sie.

— Mein Mann hat tief aus Sibirien zwei junge Waisen mitgebracht . . . Töchter des Herrn Marschall Simon . . . Gestern Morgen habe ich dieselben aufgefordert, ihr Gebet zu sprechen, und aus ihrem Munde mit eben so großem Entsetzen als Leidwesen vernommen, daß sie noch gar Nichts von den Glaubensgeheimnissen wissen, obgleich

sie schon fünfzehn Jahre alt sind. Sie haben noch niemals ein Sakrament empfangen, ja, sie sind noch nicht einmal getauft, ehrwürdiger Vater . . . nicht einmal getauft! . . .

— So sind es ja Heiden! — rief die Stimme mit dem Ausdruck zornigen Erstaunens.

— Das ist es, was mich trostlos macht, ehrwürdiger Vater, denn ich und mein Mann versehen Aelternstelle bei diesen jungen Waisen, und würden also für die Sünden, welche sie begehen könnten, einstehen müssen, nicht wahr, ehrwürdiger Vater?

— Gewiß und wahrhaftig . . . denn Ihr vertretet Diejenigen, welche über ihre Seele wachen müssen. Der Hirt ist für seine Schafe verantwortlich, — sprach die Stimme.

— In dem Fall, daß dieselben eine Todsünde begingen, befänden ich und mein Mann uns also ebenfalls in einer Todsünde, ehrwürdiger Vater?

— Ja, — sagte die Stimme: — Ihr ersetzt ihnen Vater und Mutter, und Vater und Mutter sind aller Sünden schuldig, welche ihre Kinder begehen, wenn letztere sündigen, weil sie keine christliche Erziehung genossen haben.

— Ach! ehrwürdiger Vater . . . was soll ich machen? Ich wende mich an Sie, wie an Gott . . . Jeder Tag, jede Stunde, welche diese armen jungen Mädchen im Heidenthum verbringen, kann ihre ewige Verdammniß befördern, nicht wahr, ehrwürdiger Vater? . . . — sprach Franziska mit tiefbewegter Stimme.

— Ja . . . — antwortete die Stimme, — und diese

fürchterliche Verantwortung lastet jetzt auf Ihnen und auf Ihrem Mann ... Diese Seelen kommen über Euch ...

— Ach! ewiger Gott ... hab' Erbarmen mit mir, — rief Franziska weinend.

— Sie müssen nicht so den Muth sinken lassen, — fuhr die Stimme in milderem Tone fort. — Zum Glück für diese Unglückseligen sind sie auf ihrem Lebenswege Ihnen begegnet ... Sie werden an Ihnen und an Ihrem Manne gute und heilige Muster haben ... denn Ihr Mann, der früher gottlos war, liegt doch jetzt, wie ich voraussetze, seinen religiösen Verpflichtungen ob?

— Man muß für ihn beten, ehrwürdiger Vater ... — sprach Franziska traurig ... — Die Gnade hat ihn noch nicht berührt ... Das Nämliche ist bei meinem armen Sohne der Fall ... auch er ist noch nicht davon berührt worden ... Ach! ehrwürdiger Vater, — sprach Franziska und trocknete ihre Thränen, — diese Gedanken sind mein schwerstes Kreuz.

— Also weder Ihr Mann noch Ihr Sohn sind gläubig ... — sprach die Stimme nachdenklich, — das ist sehr bedenklich ... sehr bedenklich ... die religiöse Erziehung der zwei unglücklichen jungen Mädchen muß von Grund auf vorgenommen werden ... In Ihrem Hause werden sie jeden Augenblick beklagenswerthe Beispiele vor Augen haben ... Nehmen Sie Sich in Acht ... ich habe es Ihnen schon gesagt ... Ihre Seelen kommen über Sie ... Ihre Verantwortlichkeit ist ungeheuer ...

— Mein Gott! ehrwürdiger Vater ... das macht mich ja eben trostlos ... ich weiß aber nicht, was ich da machen

soll. Kommen Sie mir zu Hülfe, ertheilen Sie mir Rath: seit zwanzig Jahren ist Ihre Stimme für mich die Stimme des Herrn.

— Wohlan! Sie müssen Sich mit Ihrem Manne verständigen und diese Unglücklichen in eine religiöse Anstalt thun ... wo man denselben Unterricht ertheilen wird.

— Wir sind zu arm, ehrwürdiger Vater, um ihre Pension bezahlen zu können, und unglücklicher Weise ist auch noch mein Sohn in's Gefängniß gesetzt worden, wegen gewisser Lieder, die er gemacht hat.

— Da sieht man ... wohin die Gottlosigkeit führt... sprach die Stimme mit Strenge. — Sehen Sie dagegen Gabriel an... Er hat meine Rathschläge befolgt ... und gegenwärtig ... ist er ein Musterbild aller christlichen Tugenden ...

— Mein Sohn Agrikol hat auch viele gute Eigenschaften, ehrwürdiger Vater ... er ist so gut, so treu ...

— Ohne Religion, — erwiederte die Stimme mit verdoppelter Strenge. — Was Sie gute Eigenschaften nennen, ist nur hohler Schein. Beim geringsten Anhauch des Satans sind sie verschwunden... denn der Satan wohnt in der Tiefe einer jeden Seele, die keine Religion hat.

— Ach! mein armer Sohn! — sprach Franziska schluchzend, — und doch bete ich jeden Tag, daß der Glaube ihn erleuchten möge....

— Ich habe es Ihnen, — fuhr die Stimme fort, — immer gesagt: Sie sind allzu nachsichtig gegen ihn gewesen. Gegenwärtig straft Gott Sie dafür. Sie sollten Sich von diesem irreligiösen Sohne trennen, nicht aber denselben in

seiner Gottlosigkeit dadurch bestärken, indem sie ihn so verhätscheln, wie Sie es thun. In der Schrift heißt es: Wenn man ein brandiges Glied hat, so schneidet man es ab....

— Ach! hochwürdigster Vater... dies ist der einzige Fall, worin ich Ihnen ungehorsam gewesen bin... Niemals habe ich mich zu entschließen vermocht, mich von meinem Sohne zu trennen....

— Deßhalb... ist Ihre Seligkeit auch ungewiß; allein Gott ist barmherzig... Nur verfallen Sie nicht in den nämlichen Fehler hinsichtlich jener zwei jungen Mädchen, welche die Vorsicht in Ihre Hände gespielt hat, damit Sie dieselben erretten von der ewigen Verdammniß.... Lassen Sie wenigstens diese nicht hineingestürzt werden durch Ihre strafbare Gleichgültigkeit.

— Ach! ehrwürdiger Vater... ich habe viel geweint um sie, viel gebetet für sie...

— Das ist nicht genug... Diese Unglücklichen müssen ja noch gar keinen Begriff haben, was gut und was bös ist. Ihre Seele muß ein Abgrund von Aergerniß und Unlauterkeit sein... Erzogen von einer gottlosen Mutter und einem ungläubigen Soldaten!

— Was das betrifft, hochwürdiger Vater, — sprach Franziska unbefangen, — so dürfen Sie Sich beruhigen, sie sind so sanft wie die Engel, und mein Mann, der seit ihrer Geburt nicht von ihrer Seite gewichen ist, sagt, es gebe keine besseren Herzen.

— Ihr Mann ist all sein Leben lang in der Todsünde befangen gewesen, — erwiederte die Stimme mit Härte. — Sein Charakter macht ihn ganz ungeeignet, einen Seelen-

zustand zu beurtheilen, und ich sage es Ihnen noch einmal: Weil sie Aelternstelle bei diesen Unglücklichen einnehmen, so müssen Sie nicht morgen, nein, noch heute, noch in dieser Stunde für deren Seelenheil thätig werden, sonst setzen Sie Sich einer fürchterlichen Verantwortung aus.

— Lieber Gott, das ist wahr, — ich weiß es wohl, hochwürdiger Vater ... und diese Furcht ist für mich mindestens eben so schrecklich, als der Schmerz, meinen Sohn im Gefängniß zu wissen. ... Allein, was beginnen? .... Die jungen Mädchen zu Haus zu unterrichten, wäre ich nicht im Stande ... hierzu fehlen mir die Kenntnisse .... ich habe nur den Glauben. ... Und dann macht sich auch mein armer Mann, in seiner Verblendung, über heilige Dinge lustig, denen mein Sohn in meinem Beisein aus Rücksicht vor mir Achtung erweist. ... Noch einmal, hochwürdiger Vater ... beschwöre ich Sie, kommen Sie mir zu Hülfe. ... Was soll ich thun? Rathen Sie mir.

— Man kann diese beiden jugendlichen Seelen doch nicht einem entsetzlichen Verderbniß preisgeben, — sprach die Stimme nach einer kurzen Pause. — Zwei Heilmittel gibt es nicht ... es gibt deren nur ein einziges: ... sie in einem Kloster unterzubringen, wo sie nur von heiligen und andächtigen Vorbildern umgeben wären.

— Ach! hochwürdiger Vater, wären wir nicht so sehr arm, oder könnte ich zum wenigsten noch arbeiten, so würde ich mir so viel zu verdienen suchen, um ihre Pension zu bezahlen, und so zu handeln, wie ich für Gabriel gehandelt. ... Unglücklicher Weise habe ich aber mein Gesicht ganz verloren. Doch wenn ich überlege, hochwürdiger Vater ...

Sie kennen ja so viele mildthätige Menschen.... Wenn Sie die Theilnahme derselben zu Gunsten dieser zwei armen Waisen gewinnen könnten.

— Wo ist denn aber ihr Vater?

— Er war in Indien. Mein Mann hat mir gesagt, er müsse mit Nächstem in Frankreich eintreffen... Doch ist das noch nicht ganz gewiß... Und dann noch Eins. Hochwürdiger Herr, mir würde das Herz bluten, müßte ich diese armen Kinder unser Elend theilen sehen... Und das wird bald groß werden... denn wir leben blos von der Arbeit unsres Sohnes.

— Habeu denn diese jungen Mädchen keinen einzigen Verwandten hier? — fragte die Stimme.

— Ich glaube: keinen, hochwürdiger Vater.

— Und die Mutter derselben war es, die sie Ihrem Manne anvertraut hat, um sie nach Frankreich zu geleiten?

— Ja, hochwürdiger Vater. Und er ist genöthigt gewesen, gestern nach Chartres in einer, wie er mir sagte, sehr dringenden Angelegenheit abzureisen.

(Man wird sich erinnern, daß Dagobert es nicht für zweckmäßig gehalten hatte, seine Frau von den Hoffnungen in Kenntniß zu setzen, welche die Töchter des Marschalls Simon auf die Medaille gründen mußten, und daß denselben von dem Soldaten ausdrücklich anempfohlen worden war, darüber nicht mit Franziska zu reden.)

— Mithin, — fuhr die Stimme nach einer Pause von einigen Minuten fort, — ist Ihr Mann nicht zu Paris?

— So ist es, hochwürdiger Vater... er wird zuverlässig heut Abend, oder morgen früh zurückkehren....

— Hören Sie mich an, — sprach die Stimme nach einer neuen Pause. — Jede, für das Seelenheil dieser beiden jungen Mädchen verlorene Minute ist ein neuer Schritt, den sie auf dem Wege des Verderbens weiter thun..... Jeden Augenblick kann die Hand des Herrn auf Ihnen lasten, denn Er allein weiß um die Stunde unseres Todes; wenn sie aber in dem Zustande stürben, worin sie sich gegenwärtig befinden, so würden sie vielleicht auf ewig verdammt werden. Wir müssen ihnen mithin vom heutigen Tage an die Augen für das göttliche Licht erschließen.... und sie in einem Kloster unterbringen... Dieses ist Ihre Pflicht; wäre es auch Ihr Wunsch?

— Oh ja... hochwürdiger Vater!... Doch leider bin ich zu arm, wie ich Ihnen schon gesagt.

— Ich weiß, daß es Ihnen weder an Eifer noch an Glauben gebricht. Allein, wenn Sie auch im Stande wären, die jungen Mädchen zu leiten, so würden die gottlosen Beispiele Ihres Mannes und Ihres Sohnes Ihr Werk tagtäglich zerstören... Deßhalb müssen Andere aus christlicher Nächstenliebe für diese Waisen thun, was Sie nicht zu thun vermögen... Sie, die Sie doch für dieselben einstehen müssen... vor Gott.

— Ach! hochwürdiger Vater... wenn dieses gute Werk durch Sie zu Stande käme, wie dankbar würde ich Ihnen sein!

— Das ist nicht unmöglich... Ich kenne die Priorin eines Klosters, worin die jungen Mädchen unterrichtet werden würden, wie sie's nöthig haben.... Der Betrag ihres Unterhalts würde aus Rücksicht auf ihre Armuth verringert

werden. Wie winzig er aber auch wäre, so müßte er baar erlegt werden.... Auch müssen gewisse Einrichtungsgegenstände sofort beigeschafft werden.... Dies würde für Sie ebenfalls zu kostspielig sein.

— Ach ja... hochwürdiger Vater!

— Wenn ich meinen Almosenfonds ein wenig in Anspruch nehme, und mich an einige hochherzige Personen wende, so könnte ich die erforderliche Summe wohl zusammenbringen... und so den jungen Mädchen die Aufnahme im Kloster bereiten.

— Ach, hochwürdiger Vater... Sie sind mein Retter ... und der Retter dieser Kinder...

— Das wünsche ich... Allein im Interesse ihres Seelenheils, und damit diese Maßregeln wirksam seien, muß ich an die Unterstützung, die ich Ihnen anbiete, mehre Bedingungen knüpfen.

— Ach! nennen Sie dieselben nur, sie sind schon im Voraus angenommen. Ihre Befehle gelten Alles bei mir.

— Erstens werden sie noch diesen Morgen durch meine Haushälterin... zu der Sie dieselben sofort geleiten.... in das Kloster gebracht.

— Ach! hochwürdiger Vater... das ist unmöglich! — rief Franziska aus.

— Unmöglich? und weßhalb?

— In Abwesenheit meines Mannes...

— Nun?

— Wage ich nicht, eine solche Entschließung zu fassen, ohne mich mit ihm zu besprechen.

— Sie dürfen Sich nicht nur nicht mit ihm bespre-

chen, sondern die Sache muß während seiner Abwesenheit vollführt werden...

— Wie, hochwürdiger Vater, ich dürfte seine Rückkehr nicht abwarten?

— Aus zwei Gründen, — antwortete die Stimme mit Ernst, — müssen Sie Sich davor hüten: erstens, weil er, in seiner eingefleischten Gottlosigkeit, sich Ihrem weisen und frommen Entschlusse sicherlich zu widersetzen suchen würde; ferner ist es unerläßlich, daß die jungen Mädchen jede Verbindung mit Ihrem Manne abbrechen, und hierzu ist erforderlich, daß er um den Ort ihrer Zurückgezogenheit nicht wisse.

— Aber, hochwürdiger Vater, — sprach Franziska, von großer Bedenklichkeit und Verwirrung ergriffen, — diese Kinder sind doch meinem Manne anvertraut worden; und wenn ich ohne seine Einwilligung über dieselben verfügen wollte ... so wäre das ja ...

Die Stimme unterbrach Franziska:

— Können Sie diesen jungen Mädchen in Ihrem Hause Unterricht ertheilen oder nicht?

— Nein, hochwürdiger Vater, das kann ich nicht.

— Sind dieselben, wenn Sie bei Ihnen verbleiben, der Gefahr ausgesetzt, in Unbußfertigkeit zu sterben, oder sind sie es nicht?

— Ja wohl, hochwürdiger Vater, dem sind sie ausgesetzt.

— Sind Sie, der Sie bei denselben Mutterstelle vertreten, für die Todsünden, welche sie begehen können, verantwortlich, oder sind Sie es nicht?

— Ach! ja wohl, hochwürdiger Vater, dafür bin ich vor Gott verantwortlich.

— Geschieht es im Interesse ihres ewigen Heiles, daß ich Ihnen anempfehle, dieselben noch heute in's Kloster zu thun, oder geschieht solches nicht?

— Es geschieht zu ihrem Heil, hochwürdiger Vater.

— Nun denn ... so wählen Sie ...

— Ich beschwöre Sie, hochwürdiger Vater, mir zu sagen, ob ich das Recht habe, über die Kinder ohne Wissen meines Mannes zu verfügen.

— Das Recht! Aber es handelt sich nicht blos um ein Recht, es handelt sich für Sie um eine heilige Pflicht. Es würde doch, nicht wahr? Ihre Pflicht sein, diese Unglücklichen dem Feuer zu entreißen, wenn Ihr Mann es Ihnen auch verboten hätte, oder wenn derselbe abwesend wäre. Wohlan! Sie müssen dieselben nicht blos einem Feuer entreißen, welches nur den Leib verzehrt ... sondern einem Feuer, worin ihre Seele in alle Ewigkeit brennen würde.

— Nehmen Sie mir, ich bitte inständigst, meine Beharrlichkeit nicht übel, hochwürdiger Herr, — sprach die arme Frau, deren Unentschlossenheit und Angst mit jeder Minute wuchs; — geben Sie mir Aufschluß über meinen Zweifel ... Darf ich so handeln, nachdem ich meinem Manne Gehorsam geschworen?

— Gehorsam im Guten ... allerdings, ... im Bösen ... nimmerdar! Uebrigens gestehen Sie ja selbst, daß in seiner Nähe das Seelenheil dieser Waisen gefährdet, vielleicht unmöglich wäre.

— Allein, hochwürdiger Vater, — sagte Franziska zitternd, — wenn mein Mann zurückkehrt, so wird er mich fragen, wo die Kinder sind ... Da würde ich ihn ja belügen müssen?

— Stillschweigen ist keine Lüge. Sagen Sie ihm, Sie könnten auf seine Frage keine Antwort geben.

— Mein Mann ... ist der beste Mensch von der Welt; allein eine solche Antwort würde ihn außer sich bringen ... Er ist Soldat gewesen ... und sein Zorn würde fürchterlich sein ... hochwürdiger Vater, — sprach Franziska, bei diesem Gedanken zusammenfahrend.

— Und wäre sein Zorn auch noch hundert Mal schrecklicher, so müßten Sie ihm Trotz bieten und Ihren Ruhm darin finden, ihn für eine so heilige Sache zu ertragen! — rief die Stimme mit Unwillen aus. — Glauben Sie denn, man erlange auf dieser Welt die Seligkeit so leicht? ... Und seit wann denkt der Sünder, welcher dem Herrn aufrichtig dienen will, an die Klippen und an die Dornen, an denen er sich stoßen oder ritzen könnte?

— Verzeihung, hochwürdiger Vater ... Verzeihung, — entgegnete Franziska mit schmerzlicher Resignation. — Erlauben Sie mir noch eine Frage, nur eine einzige noch! Ach, wenn Sie mich nicht leiten ... Wer soll mich dann leiten?

— Reden Sie.

— Wenn der Herr Marschall Simon eintrifft, wird so er seine Kinder meinem Manne abfordern ... Was wird er seiner Seits dem Vater derselben erwiedern können?

— Wenn der Herr Marschall Simon eingetroffen sein

wird, so lassen Sie mich's auf der Stelle erfahren ... und dann ... werde ich schon Auskunft wissen; denn die Rechte eines Vaters sind nur insofern heilig, als er davon zum Seelenheil seiner Kinder Gebrauch macht. Vor dem Vater, über dem Vater steht der Herr, dem man zuerst dienen muß. Ueberlegen Sie Sich also die Sache wohl. Wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, so sind diese jungen Mädchen gerettet, — sie fallen Ihnen nicht mehr zur Last, — sie theilen Ihr Elend nicht, — sie werden in einer frommen Anstalt so erzogen, wie es am Ende die Töchter eines Marschalls von Frankreich doch müssen. — Auf diese Weise wird ihr Vater, wenn er nach Paris zurückkehrt, und wenn er würdig ist sie wiederzusehen ... in ihnen, statt armer, halbwilder Heiden, zwei gottesfürchtige, unterrichtete, bescheidene, wohlerzogene Mädchen finden, die, weil sie Gott angenehm sind, dessen Barmherzigkeit für ihren Vater anrufen können, welcher derselben sehr bedarf, denn er ist ein Mann der Gewaltthaten, des Kriegs und der Schlacht. Jetzt entscheiden Sie Sich. Wollen Sie, zum Nachtheil Ihrer Seele, die Zukunft der jungen Mädchen in dieser und jener Welt der gottlosen Furcht vor dem Zorne Ihres Mannes zum Opfer bringen?

Die Sprache des Geistlichen, wenn auch hart und von verderblicher Unduldsamkeit, war dennoch (von seinem Standpunkt aus betrachtet) vernünftig und richtig, indem dieser brave und aufrichtige Priester von Dem, was er sprach, überzeugt war. Ein blindes Werkzeug Rodin's, nicht wissend, zu welchem Zweck man ihn handeln ließ, glaubte er

fest, eine fromme Pflicht zu erfüllen, indem er Franziska gewissermaßen zwang, die Mädchen in's Kloster zu thun.

Das war, das ist übrigens eine der wirksamsten Triebfedern des Odens, dem Rodin angehörte: zu Helfershelfern rechtschaffene und aufrichtige Leute zu haben, welche um die Machinationen nicht wissen, bei denen sie doch die wichtigste Rolle spielen.

Franziska, seit langer Zeit gewohnt, sich dem Willen ihres Beichtvaters zu fügen, wußte auf seine letzten Worte Nichts zu erwiedern.

Sie ergab sich also in Alles. Allein sie schauderte von Entsetzen, wenn sie an den verzweiflungsvollen Zorn dachte, in den Dagobert verfallen würde, wenn er bei ihr nicht mehr die Kinder fände, die eine sterbende Mutter ihm anvertraut hatte.

Nun aber mußte Franziska, nach dem Ausspruch ihres Beichtvaters, diesen Zorn, je mehr sie von ihm und dem Aufbrausen ihres Mannes zu befürchten hatte, mit um so frommerer Demüthigung über sich ergehen lassen.

Sie gab ihrem Beichtvater zur Antwort:

— Gottes Wille geschehe, hochwürdiger Vater; und was mir auch immer begegnen möge ... ich werde meine Pflicht als Christin erfüllen ... ganz so wie Sie mir es vorschreiben.

— Und Gott wird Ihnen lohnen, was Sie vielleicht zu dulden haben werden, um diese verdienstliche Pflicht zu erfüllen ... Sie übernehmen also vor Gott die Verpflichtung, auf keine Frage Ihres Mannes zu antworten, wenn

derselbe aus Ihnen herausbringen will, wo sich die Töchter des Herrn Marschalls Simon befinden?

— Ja, hochwürdiger Vater, ich verspreche es Ihnen, — antwortete Franziska zusammenschaudernd.

— Und Sie werden das nämliche Stillschweigen gegen den Herrn Marschall Simon für den Fall beobachten, daß derselbe hier einträfe und ich etwa der Meinung wäre, seine Töchter hätten sich auf dem wahren Wege noch nicht so weit zurechtgefunden, um ihm zurückgegeben werden zu können?

— Ja, hochwürdiger Vater, — antwortete Franziska mit immer matter werdender Stimme.

— Uebrigens kommen Sie zu mir, um mir Rechenschaft von dem Auftritt abzulegen, der etwa zwischen Ihrem Manne und Ihnen bei dessen Rückkehr vorfällt.

— Ja, hochwürdiger Vater. Wann muß ich die Waisen zu Ihnen bringen, hochwürdiger Vater?

— In einer Stunde. Ich gehe nach Hause und schreibe an die Priorin. Diesen Brief werde ich meiner Haushälterin zurücklassen; sie ist ein zuverlässiges Frauenzimmer. Sie soll die jungen Mädchen in eigener Person nach dem Kloster bringen . . . .

. . . .

Nachdem Dagobert's Frau die Ermahnungen des Beichtvaters in Betreff ihrer Beichte vernommen und die Absolution von ihren neuen Sünden unter Auferlegung einer Buße erhalten hatte, trat sie aus dem Beichtstuhl.

Die Kirche war jetzt nicht mehr leer. Eine ungeheure Volksmenge drängte sich in derselben, angelockt von dem

Pomp des Begräbnisses, dessen der Schweizer vor zwei Stunden gegen den Küster gedacht hatte.

Nur mit der größten Mühe konnte Franziska zu der, kostbar verhangenen Kirchenthür gelangen.

Welch ein Gegensatz zu dem bescheidenen Leichenzuge des Armen, der am Morgen so scheu in der Vorhalle erschienen war?

Der zahlreiche Klerus der Pfarre schritt nun in feierlichem Zuge und majestätisch daher, und nahm den mit Sammt ausgeschlagenen Sarg entgegen. Der Sammt und die Seide der schwarzen Kaseln und Stolen, ihre reichen Silberstickereien, funkelten im Licht von tausend Kerzen.

Der Schweizer warf sich in seiner blendenden Livree mit Epauletten in die Brust. Ihm gegenüber stand mit schulmeisterlicher Miene und seinen Bambusstock lustig in der Hand schwingend der Küster. Die Stimme der Chorsänger in frischen weißen Chorhemden ertönte mit furchtbarer Kraft. Die Fensterscheiben klirrten von dem Schnarren der Serpenten. Kurz, auf den Gesichtern aller Derjenigen, welche von dieser reichen Leiche, von dieser vortrefflichen Leiche, von dieser Leiche erster Klasse mitgenießen sollten, las man eine ebenwohl jubelvolle als zugleich zurückgehaltene Freude, welche noch erhöht schien durch die Haltung und die Physiognomie der beiden Erben, zweier stämmigen Bursche mit blühendem Gesicht, die, zwar ohne die Gesetze jener artigen Bescheidenheit zu verletzen, die die Schamhaftigkeit des Glücks ist, sich dennoch in ihrem trübseligen symbolischen Trauermantel zu gefallen, zu wiegen, behaglich zu fühlen schienen.

Trotz der Reinheit und Unbefangenheit ihres Glaubens fühlte sich Dagobert's Frau dennoch schmerzlich betroffen über diesen empörenden Unterschied zwischen dem Empfange, der dem Sarge des Reichen, und zwischen dem Empfange, der dem des Armen an der Thüre des Gotteshauses zu Theil ward, denn wenn es wirklich eine Gleichheit gibt, so ist es doch wohl vor dem Tode und vor der Ewigkeit.

Diese zwei unangenehmen Schauspiele vermehrten noch die Betrübniß Franziska's, welche, nachdem sie sich mit großer Mühe aus der Kirche herausgedrängt, sich beeilte, wiederum die Straße Brise-Miche zu erreichen, um die Waisen dort abzuholen und zur Haushälterin ihres Beichtvaters zu geleiten, welche sie in das Sankt Marienkloster bringen sollte, das, wie man weiß, dicht neben der Heilanstalt des Doktor Baleinier lag, worin Adrienne von Cardoville eingesperrt war.

Vierzehntes Kapitel.

Monsieur und Rabat-Joie.

Dagobert's Frau hatte, bei ihrer Rückkehr aus der Kirche, eben den Eingang der Straße Brise-Miche erreicht, als der Weihwasserspender ihr den Weg vertrat. Er war ihr athemlos nachgelaufen, und ersuchte sie, sie möge auf der Stelle noch einmal zur Kirche Saint-Merry kommen, der Abbé Dubois habe ihr sofort eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen.

Im Augenblick, als Franziska mit ihm umwendete, hielt ein Fiaker vor der Thüre des Hauses stille, worin sie wohnte.

Der Kutscher stieg vom Bock und öffnete den Schlag.

— Kutscher, — sprach eine ziemlich starke, schwarz gekleidete Frau zu ihm, welche in diesem Wagen saß und auf ihren Knieen eine kleine Dogge hielt, — fragen Sie nach, ob hier Madame Franziska Baudoin wohnt....

— Ja, Frau, — sprach der Kutscher.

Die Leser haben ohne Zweifel bereits Madame Grivois erkannt, erste Kammerfrau der Fürstin von Saint-Dizier, begleitet von Monsieur, der über seine Herrin eine wahre Tyrannei ausübte.

Der Färber, den wir bereits Portierdienste verrichten gesehen haben, kam, als er von dem Kutscher nach der Wohnung von Franziska gefragt wurde, aus seiner Werkstätte, und trat zuvorkommend an den Kutschenschlag, um Madame Grivois zu antworten, Franziska Baudoin wohne wirklich in diesem Hause, sei aber in diesem Augenblick ausgegangen.

Vater Loriot's Arme, Hände und ein Theil des Gesichts waren jetzt von einem herrlichen Goldgelb. Der Anblick dieser okerfarbigen Personnage fiel unserm Monsieur auf und reizte ihn ganz besonders, denn im Augenblick, als der Färber seine Hand auf den Rand des Schlags legte, stieß der Hund ein abscheuliches Gekreisch aus und biß ihn in die Faust.

— Ach! großer Gott! — rief Madame Grivois ängstlich aus, während Vater Loriot seine Hand rasch zurückzog, — wenn nur nichts Giftiges in der Farbe enthalten ist, die Sie an Ihrer Hand haben... mein Hund ist so delikat...

Und sorgfältig wischte sie die glatte, hie und da gelbgetüpfelte Schnauze Monsieur's ab.

Vater Loriot, mit den Entschuldigungen, die er jetzt aus dem Munde der Madame Grivois in Betreff der schlechten Aufführung ihres Köters vernahm, sehr wenig zu-

frieden, konnte seinen Zorn kaum zurückhalten, und sagte zu ihr:

— Madame, gehörten Sie nicht zum schönen Geschlecht, weßhalb ich Sie in der Person dieses niederträchtigen Viehs respektire, so hätte ich große Lust, den Hund beim Schwanz zu nehmen, ihn in meinen Farbkessel, der auf dem Heerde steht, zu tauchen, und auf der Stelle goldgelb zu färben.

— Meinen Hund gelb färben! — rief Madame Grivois, stieg, höchlich aufgebracht und Monsieur zärtlich an ihre Brust drückend, aus dem Wagen, und maß den Vater Loriot mit zornigen Blicken.

— Aber, Madame, ich habe Ihnen ja gesagt, daß Madame Franziska nicht zu Haus ist, — sprach der Färber, als er die Herrin des Hundes auf die dunkle Treppe zugehen sah.

— Gut, so werde ich sie erwarten, — antwortete Madame Grivois trocken. — In welchem Stock wohnt sie?

— Im vierten, — rief Vater Loriot und ging brummend in seine Boutike zurück.

Dort sprach er, wohlgefällig über diesen boshaften Einfall lächelnd, zu sich selbst:

— Ich hoffe, der große Hund von Vater Dagobert wird übler Laune sein, diesen verfluchten Köter bei der Kehle fassen und Quadrille tanzen lehren.

Mühsam stieg Madame Grivois die holprichte Treppe hinauf; auf jedem Absatz rastete sie, um Athem zu schöpfen, und blickte mit tiefem Abscheu um sich. Endlich erreichte sie den vierten Stock; an der Thüre des kleinen Gemaches,

worin sich jetzt die beiden Schwestern und die Mayeux befanden, blieb sie einen Augenblick stehen.

Die junge Arbeiterin war damit beschäftigt, die verschiedenen Gegenstände zusammen zu packen, welche sie nach dem Pfandhause tragen sollte.

Rosa und Bianka schienen recht glücklich und ein wenig über die Zukunft beruhigt. Sie hatten durch die Mayeux in Erfahrung gebracht, daß sie, wenn sie fleißig arbeiteten, und da sie das Nähen verständen, beide zusammen wöchentlich acht Franken verdienen könnten, eine zwar kleine Summe, die aber doch der Familie wenigstens einige Beihülfe gewähren würde.

Der Besuch der Madame Grivois bei Franziska Baudoin war durch eine neue Entschließung des Abbé d'Aigrigny und der Fürstin von Saint-Dizier veranlaßt. Sie hatten es für gerathener erachtet, Madame Grivois, auf die sie unbedingt zählen konnten, abzuschicken, um die jungen Fräulein bei Franziska abzuholen, nachdem dieser durch ihren Beichtvater die Weisung geworden, nicht seiner Haushälterin, sondern einer Dame, die mit einem Briefchen von ihm erscheinen würde, die jungen Mädchen zu übergeben, um dieselben in ein Kloster zu bringen.

Nachdem die Vertraute der Fürstin von Saint-Dizier angeklopft, trat sie ein und fragte nach Franziska Baudoin.

— Sie ist nicht zu Hause, Madame, — sprach schüchtern die Mayeux, ziemlich erstaunt über diesen Besuch und die Augen vor dem Blick dieser Frau zu Boden schlagend.

— So werde ich auf sie warten, denn ich habe über höchst wichtige Dinge mit ihr zu sprechen, — antwortete

Madame Grivois, und prüfte dabei mit eben so viel Neugier als Aufmerksamkeit die Gesichter der beiden Waisen, welche, sehr befangen, ebenfalls die Augen niederschlugen.

Bei diesen Worten setzte sich Madame Grivois, nicht ohne einigen Widerwillen, auf den alten Lehnsessel von Dagobert's Frau. Da sie glaubte, Monsieur jetzt frei herumlaufen lassen zu können, setzte sie ihn höchst vorsichtig auf den Boden.

Doch alsbald erscholl hinter dem Lehnsessel ein dumpfes, tiefes, hohles Knurren. Madame Grivois sprang auf, und ihr Hund stieß ein Geheul des Entsetzens aus; am ganzen Dickwanst bebend, flüchtete er sich zu seiner Herrin mit allen Merkmalen von Ingrimm und Angst.

— Wie! Ist noch ein Hund hier? — schrie Madame Grivois und bückte sich hastig, um Monsieur aufzufangen.

Jetzt hob sich Rabat-Joie, als hätte er selbst auf diese Frage antworten wollen, hinter dem Lehnsessel, wo er geschlafen, langsam in die Höhe, und erschien plötzlich gähnend und sich reckend.

Beim Anblick dieses starken Thieres und der beiden Reihen furchtbar scharfer Zähne, die er beim Aufreißen seines breiten Rachens wohlgefällig zur Schau zu stellen schien, konnte Madame Grivois einen Aufschrei des Schreckens nicht unterdrücken. Ihr bissiger Schooshund hatte anfänglich an allen Gliedern gezittert, als er sich Rabat-Joie gegenüber sah. Als er sich nun aber auf dem Schoose seiner Herrin in Sicherheit wußte, fing er unverschämt zu bellen an und warf dem sibirischen Hunde die herausforderndsten Blicke zu. Allein der würdige Gefährte des seligen Jovial antwortete

verachtungsvoll durch ein abermaliges Gähnen, schnupperte mit einer Art von Unruhe an den Kleidern der Madame Grivois herum, wendete Monsieur den Rücken, und streckte sich dann Rosa und Bianka zu Füßen, von denen er von nun an seine großen klugen Augen nicht mehr abwandte, als hätte er geahnt, daß ihnen eine Gefahr drohe.

— Jagen Sie diesen Hund hinaus, — sprach Madame Grivois gebieterisch. — Er macht den meinigen zornig und könnte ihm Leides zufügen.

— Seien Sie ruhig, Madame, — sprach Rosa lächelnd, — Rabat-Joie ist nicht böse, wenn man ihn nicht angreift.

— Das ist einerlei! — rief Madame Grivois; — ein Unglück ist bald geschehen. Man braucht diesen ungeheuren Hund mit seinem Wolfskopf... und mit seinem fürchterlichen Gebiß ja nur anzusehen, und man muß schon zittern, was für ein Unglück er anrichten könnte... Ich sage Ihnen, jagen Sie ihn hinaus....

Madame Grivois hatte diese letzten Worte in gereiztem Tone ausgesprochen, der in den Ohren Rabat-Joie's unangenehm wiederhallen mußte, denn er knurrte abermals, und wandte den Kopf zähnefletschend nach der ihm unbekannten Frau hin.

— Ruhig, Rabat-Joie, — sagte Bianka strenge.

Eine neue Person, welche jetzt in die Kammer eintrat, machte dieser, für die jungen Mädchen ziemlich unangenehmen Lage ein Ende.

Der Eintretende war ein Kommissionär. Er hielt einen Brief in der Hand.

— Mein Herr, was wollen Sie? — fragte ihn die Mayeur.

— Ich habe hier einen sehr dringenden Brief von einem braven Manne, dem Gatten der hier wohnenden Bürgersfrau. Der Färber unten hat mir gesagt, ich möge nur hinaufgehen, wenn sie auch nicht zu Hause sei.

— Ein Schreiben von Dagobert! — riefen Rosa und Bianka mit lebhaftem Ausdruck der Freude und des Entzückens. — Er ist also zurückgekehrt? und wo ist er?

— Ich weiß nicht, ob dieser brave Mann Dagobert heißt, — sprach der Kommissionär, — allein, es ist ein alter dekorirter Soldat mit grauem Schnurrbart. Er befindet sich ein paar Schritte von hier, im Bureau der Postexpedition nach Chartres.

— Ja, er ist's!... rief Bianka. — Geben Sie den Brief her.

Der Kommissionär reichte ihn her und das junge Fräulein erbrach ihn hastig.

Madame Grivois war zerschmettert. Sie wußte, daß man Dagobert entfernt hatte, um den Abbé Dubois ungestört auf Franziska einwirken lassen zu können. Alles war gelungen. Letztere hatte ihre Zustimmung gegeben, die beiden jungen Mädchen den Händen von Nonnen anzuvertrauen; und in dem nämlichen Augenblick kam der Soldat an, er, den man auf zwei bis drei Tage von Paris entfernt glaubte. Seine schnelle Rückkehr zerstörte dieses mühsame Komplott in dem Augenblick, wo man nur noch die Früchte desselben ärndten sollte.

— Ach! mein Gott! — sprach Rosa, nachdem sie den Brief gelesen . . . — welch ein Unglück . . .

— Was ist geschehn, liebe Schwester? — rief Bianka.

— Halbwegs Chartres hat Dagobert gestern bemerkt, daß er seine Börse verloren. Er konnte seine Reise nicht fortsetzen, hat einen Platz zur Rückfahrt auf Kredit genommen, und bittet nun seine Frau, ihm auf das Postbureau, wo er wartet, Geld zu senden.

— So ist's, — sprach der Kommissionär, — denn der wackere Mann sagte zu mir: — Eile Dich, mein Bursche, denn wie ich leibe und lebe bin ich hier gepfändet.

— Und Nichts! . . . Nichts . . . im Hause, — sprach Bianka. — Gott, was sollen wir nun anfangen?

Bei diesen Worten wollte Madame Grivois schon einige Hoffnung schöpfen, als dieselbe sofort durch die Mayeux vernichtet wurde, welche, auf das Bündel, das sie packte, deutend, plötzlich ausrief:

— Beruhigen Sie Sich, meine Fräulein . . . Hier ist eine Aushülfe . . . Das Bureau des Leihhauses, wohin ich diese Sachen tragen will, ist nicht weit . . . Ich erhebe das Geld und werde es Herrn Dagobert auf der Stelle bringen. In Zeit von höchstens einer halben Stunde wird er hier sein.

— Ach! meine liebe Mayeux, Sie haben Recht, — sprach Rosa. — Wie gut sind Sie! Sie denken an Alles . . .

— Ja, — sagte Bianka, — seine Adresse steht in dem vom Kommissionair mitgebrachten Briefe. Nehmen Sie den mit.

— Ich danke, Fräulein, — antwortete die Mayeur. Dann sprach sie zum Kommissionair: — Kehren Sie zu dem Manne, der Sie gesendet hat, zurück, und sagen Sie ihm, ich würde auf der Stelle im Postbureau sein.

— Höllischer Buckel! — dachte Madame Grivois mit verhaltener Bosheit. — Sie denkt an Alles. — Ohne sie entginge man der unerwarteten Heimkehr dieses verfluchten Menschen ... Was nun machen? ... Diese jungen Mädchen werden mir vor der Zurückkunft der Frau des Soldaten nicht folgen wollen; ... Ihnen den Vorschlag machen, daß ich Sie vorher mitnehmen wolle, hieße mich einer Weigerung aus- und Alles auf das Spiel setzen. Noch einmal, mein Gott, was nun machen?

— Seien Sie außer Sorgen, Fräulein, — sprach der Kommissionär im Weggehen, — ich werde jenen Ehrenmann beruhigen und ihn benachrichtigen, daß er nicht lange mehr auf dem Bureau plattliegen soll.

Während die Mayeur damit beschäftigt war, den silbernen Becher und das silberne Besteck in das Bündel zu legen und dasselbe zusammenzubinden, dachte Madame Grivois ernstlichst nach. Plötzlich fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf. Ihre seit einigen Augenblicken finsteren, unruhigen und gereizten Züge hellten sich mit einem Mal auf. Sie erhob sich, und sprach, Monsieur noch immer unter dem Arm haltend, zu den jungen Fräulein:

— Da Madame Franziska nicht nach Haus kehrt, so will ich in der Nachbarschaft einen Besuch machen; im Au-

genblick bin ich wieder da. Seien Sie so gefällig, ihr das zu sagen.

Mit diesen Worten ging Madame Grivois einige Minuten vor der Mayeux hinaus.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Anschein.

Nachdem die Mayeux den beiden Waisen noch einmal Muth zugesprochen, stieg sie ebenfalls die Treppe hinab, nicht ohne Anstrengung, denn sie war nach ihrer Stube hinaufgegangen und hatte zu dem bereits schweren Bündel noch eine wollene Decke gethan, die einzige, welche sie besaß und durch die sie noch in etwas vor dem Frost in ihrer eiskalten Bodenkammer geschützt wurde.

Tags vorher hatte das junge Mädchen, in ihrer Todesangst um das Schicksal Agrikol's, nicht zu arbeiten vermocht; die qualvollen Eindrücke der Erwartung, Hoffnung und Unruhe hatten sie daran gehindert. Auch heute war der Tag wiederum verloren für sie, und doch mußte sie leben.

Der niederschmetternde Kummer, welcher bei dem Armen sogar das Vermögen zu arbeiten bricht, ist doppelt

schrecklich: er lähmt seine Kräfte, und im Gefolge der ihm vom Schmerz auferlegten Arbeitsruhe stellen sich Noth und Elend ein.

Allein für die Mayeux, dieses vollendete und rührende Muster von evangelischer Pflicht, war noch immer Anlaß da, sich zu opfern, nützlich zu werden, und hierin fand sie ihre Kraft. Die schwächlichsten, die verkommensten Geschöpfe sind häufig mit einer außerordentlichen Seelenstärke begabt. Man möchte glauben, bei diesen physisch zarten und hinfälligen Organisationen beherrsche der Geist den Körper so, daß er ihm eine künstliche Energie einflößt.

So hatte auch die Mayeux seit vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch geschlafen, während der eiskalten Nacht Frost ausgestanden, am Morgen heftige Anstrengungen gemacht, indem sie im Schnee und Regen Paris zweimal durchwanderte, um nach der Babylonstraße zu gehen: und dennoch waren ihre Kräfte nicht erschöpft! So unermeßlich ist die Gewalt des Herzens.

Eben gelangte die Mayeux an die Ecke der Straße Saint-Merry.

Seit dem neulichen Komplott in der Rue des Prouvaires hatte man in diesem bevölkerten Viertel eine größere Anzahl von Polizeiagenten und Stadtsoldaten, als in der Regel der Fall ist, auf Spähe vertheilt.

Obwohl die junge Arbeiterin unter der Schwere ihres Bündels fast zusammenbrach, so lief sie doch beinah das Trottoir entlang. Im Augenblick, wo sie bei einem Stadtsergeanten vorbeikam, fielen hinter ihr zwei Fünffrankenstücke

nieder, die eine dicke schwarzgekleidete Frau, welche ihr folgte, zur Erde warf.

Alsobald machte diese dicke Frau den Stadtsergeanten auf die beiden Geldstücke, welche gefallen waren, aufmerksam, und sprach, auf die Mayeux deutend, lebhaft einige Worte zu ihm.

Dann verschwand die Frau eiligen Schritts in der Richtung der Straße Brise-Miche.

Der Stadtsergeant, betroffen über Das, was Madame Grivois (denn sie war es) ihm eben zugeraunt, hob das Geld auf, lief der Mayeux nach, und rief ihr zu:

— Heda! . . . auf ein Wort . . . Du da . . . haltet das Weibsbild fest . . . haltet fest! . . .

Auf diesen Ruf wendeten sich mehre Leute schnell um. In diesen Vierteln wächst ein Häuflein von fünf bis sechs Personen in Zeit einer Sekunde an, und bald entsteht ein bedeutender Zusammenlauf.

Die Mayeux, welche nicht wußte, daß die Befehle des Stadtsergeanten an sie gerichtet waren, beschleunigte ihre Schritte, dachte an Nichts als nur baldmöglichst im Pfandhause zu sein, und suchte sich zwischen den Fußgängern durchzuwinden, ohne mit Jemanden in Berührung zu kommen, so sehr fürchtete sie die groben oder grausamen Späße, welche ihr verwachsener Körper so oft hervorrief.

Plötzlich hörte sie mehre Personen hinter sich herlaufen, und in dem nämlichen Augenblick legte sich eine Hand auch auf ihre Schulter.

Es war der Stadtsergeant in Begleitung eines, auf den Lärm herbeigeeilten Polizeiagenten.

Die Mayeux, eben so erstaunt als erschrocken, wendete sich um.

Sie befand sich bereits inmitten eines Trupps, der vornämlich aus jenem müßigen und zerlumpten, schlechten und schamlosen, durch Unwissenheit, durch Elend zum Thier herabgesunkenen Pöbel bestand, der sich beständig auf den Straßen umhertreibt. In einem solchen Schwarm trifft man fast nie Handwerker, denn die fleißigen Ouvriers sind in ihrer Werkstatt oder bei ihrer Arbeit.

— Da haben wir Dich... Du hörst also nicht... Du machst es wie der Hund in der Fabel, — sprach der Polizeiagent, und faßte die Mayeux heftig beim Arm, daß sie ihr Bündel zu Boden fallen ließ.

Als das unglückliche Kind, die Augen furchtsam um sich werfend, wahrnahm, daß sie die Zielscheibe all dieser frechen, höhnischen oder boshaften Blicke war, als sie all diese gemeinen, abgelebten, von Cynismus und Rohheit verzerrten Gesichter sah, schauderte sie am ganzen Körper und wurde furchtbar bleich.

Der Polizeiagent redete sie allerdings grob an: allein wie sollte er anders zu einem verwachsenen, blassen, bestürzten Mädchen mit durch den Kummer entstellten Zügen reden, mit einem Geschöpf, das mehr als armselig gekleidet war und das im Winter ein schlechtes, kothbespritztes und von geschmolzenem Schnee triefendes Kattunkleid trug, denn die Arbeiterin war sehr weit ausgewesen und lange gegangen... Auch nahm der Polizeiagent wiederum strenge das Wort, immer kraft jenes höchsten Gesetzes des Anscheins, welcher macht, daß die Armuth stäts verdächtig ist.

— Höre mal... wie es scheint, Mädchen, hast Du sehr eilig, denn Du läßst Dein Geld fallen, ohne es wieder aufzuheben...

— Sie hatte ihr Geld wohl in ihrem Höcker versteckt, — sprach mit heiserer Stimme ein Schwefelholzhändler, das scheusliche und widerwärtige Bild frühzeitiger Verderbtheit.

Dieser Spaß wurde mit Gelächter, Geschrei und Hussah aufgenommen. Die Verwirrung und der Schrecken der Mayeux stiegen dadurch auf das Höchste. Kaum vermochte sie dem Polizeiagenten, der ihr die vom Stadtsergeanten ihm überlieferte zwei Geldstücke vorwies, mit schwacher Stimme zu erwiedern:

— Aber, mein Herr... dieses Geld gehört nicht mir.

— Du lügst, — rief der Stadtsergeant und trat näher, — eine achtbare Dame hat es aus Deiner Tasche fallen sehen...

— Mein Herr... ich versichere Ihnen, das war nicht der Fall, — antwortete die Mayeux an allen Gliedern bebend.

— Ich sage nochmals, Du lügst, — fuhr der Sergeant fort. — Jene Dame, der Deine verbrecherische und abschreckende Miene auffiel, sagte mir ferner noch, indem sie auf Dich deutete: „Sehen Sie doch einmal die kleine Bucklige da, welche sich mit einem schweren Bündel auf- und davonmacht, und Geld fallen läßt, ohne sich umzuwenden und es aufzuheben... Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu.“

— Sergeant, — nahm der Schwefelholzhändler mit

seiner heiseren Stimme wieder das Wort, — Sergeant, sehen Sie Sich wohl vor... suchen Sie ihr nur einmal den Buckel durch, da hat sie ihr Magazin drin... Ich bin überzeugt, in demselben hat sie noch Stiefel, Mäntel, einen Regenschirm und Standuhren versteckt... Eben hörte ich, wie's in ihrem Rücken, in diesem Kasten da, die Stunde schlug...

Neues Gelächter, neues Hussah, neues Geschrei, denn dieser abscheuliche Pöbel legt fast immer eine unerbittliche Grausamkeit gegen Alles an Tag, was leidet und fleht. Der Zusammenlauf wurde immer größer: man hörte nur heiseres Schreien, gellendes Pfeifen, Gassenwitze.

— Laßt mich doch auch sehen, es ist ja umsonst.

— Stoßt doch nicht, ich habe meinen Platz bezahlt.

— Stellt das Weibsbild doch irgendwo in die Höhe ... daß man sie sehen kann.

— Ganz recht, man zertritt mir die Füße; ich will mein Entrée nicht umsonst bezahlt haben.

— Zeigt sie doch! oder gebt den Zuschauern ihr Geld wieder.

— Ich will sie sehn ...

— Gebt uns die Aufgelaufene zum Besten!

— Beim Teufel, zeigt sie!

Man denke sich dieses unglückliche Geschöpf von einem so feinfühlenden Geiste, einem so guten Herzen, einer so erhabenen Seele, einem so schüchternen und furchtsamen Charakter ... genöthigt, diese Gemeinheiten und Verspottungen anzuhören ... allein unter dieser Volksmenge in

dem engen Raume, worin sie mit dem Polizeiagenten und dem Stadtsoldaten stand.

Und doch wußte die junge Arbeiterin noch nicht, von welcher abscheulichen Anschuldigung sie das Opfer war.

Bald erfuhr sie es, denn der Polizeiagent nahm das Bündel, welches sie wieder aufgehoben hatte und mit beiden Händen zitternd festhielt, in Beschlag, und sprach barsch zu ihr:

— Was hast Du da drinnen? ...

— Mein Herr ... es ist ... ich gehe ... ich ...

Und in ihrer Angst stammelte die Unglückliche und konnte kein Wort hervorbringen.

— Ist das Alles, was Du zu antworten hast? — fragte der Agent; — es ist blutwenig ... Nun, mach' hurtig ... Oeffne den Bauch ... Deinen Bündel da!

Bei diesen Worten riß ihr der Polizeiagent mit Hülfe des Stadtsoldaten das Bündel aus der Hand, machte es auf, und sprach, während er die darin enthaltenen Gegenstände herzählte:

— Den Teufel auch! Betttücher ... ein silbernes Besteck ... ein silberner Becher ... ein Umschlagtuch ... eine wollene Decke ... Gottlob ... der Fang war nicht übel. Du gehst wie eine Lumpensammlerin gekleidet, und hast Silbergeräth ... Eine saubere Bescheerung!

— Diese Gegenstände da gehören nicht Dir, — sprach der Stadtsergeant.

— Nein ... mein Herr ..., antwortete die Mayeux, einer Anwandlung von Ohnmacht nahe; — allein ich ...

— Ha, Du schlechter Buckel, Du stiehlst ja ärgere als Du lang bist.

— Ich hätte gestohlen!! — rief die Mayeur und schlug voll Entsetzen die Hände zusammen, denn jetzt begriff sie Alles ... Ich ... stehlen ...

— Die Wache! ... Die Wache kommt! — riefen mehre Stimmen.

— Oho! Die Pflastertreter!

— Die Landkrabben!

— Die Beduinenfresser!

— Platz dem dreiundvierzigsten Kameelregiment!

— Dem Regiment mit den verwettert vielen Buckeln!

Unter diesem Gekreiß und Durcheinander konnten zwei Soldaten und ein Korporal sich nur mit Mühe Bahn brechen. Mitten in dem scheuslichen und engverschlungenen Haufen konnte man nur die Bajonette und Läufe der Gewehre blinken sehen.

Ein Dienstfertiger hatte dem Befehlshaber des nächsten Wachpostens die Anzeige gemacht, durch einen starken Auflauf sei die Straßenkommunikation gehemmt.

— Vorwärts, da kommt die Wache, marschir' in Arrest, — sprach der Polizeiagent und faßte die Mayeur beim Arme.

— Mein Herr, — sagte das arme Kind mit von Schluchzen erstickter Stimme, indem sie vor Entsetzen die Hände rang und auf dem Trottoir in die Kniee sank, — mein Herr, Gnade! Hören Sie mich an ... lassen Sie Sich erklären ...

— Du wirst mir's auf der Wache erklären ... marsch.

— Aber, mein Herr ... ich habe nicht gestohlen ... — rief die Mayeux mit herzzerreißendem Accent aus; — haben Sie Mitleid mit mir! Mich vor allen diesen Menschen ... als eine Diebin abzuführen ... Oh! Gnade! Gnade!

— Ich sage Dir nochmals, Du kannst Dich auf der Wache erklären. Die Straße ist versperrt ... Wirst Du wohl bald gehen? Nun ...

Und mit beiden Händen ergriff er die Unglückliche und stellte sie so zu sagen wieder aufrecht.

In diesem Augenblick näherten sich der Korporal und seine beiden Soldaten, denen es gelungen war, den Haufen zu durchbrechen, dem Stadtsergeanten.

— Korporal, — sprach der Letztere, — führen Sie dieses Mädchen auf die Wache ... ich bin Polizeiagent.

— Ach! Meine Herren ... Gnade! ... rief die Mayeux, heiße Thränen weinend und die Hände ringend, — führen Sie mich nicht ab, bevor Sie meine Erklärungen gehört haben ... Ich habe nicht gestohlen ... bei Gott! ich habe nicht gestohlen ... Ich will es Ihnen nur sagen ... Ich wollte Jemanden einen Dienst erweisen ... lassen Sie doch mit Sich reden ...

— Ich sage Dir, Du kannst mir das auf der Wache erklären. Wenn Du nicht gehen willst, so wird man Dich schleppen, — sprach der Stadtsergeant.

Wir wollen diesen gemeinen und zugleich fürchterlichen Auftritt nicht weiter ausmalen ...

Schwach, niedergeschlagen, entsetzt wurde das unglückliche Mädchen von den Soldaten fortgeschleppt. Bei jedem

Schritt brachen ihr die Beine zusammen; der Sergeant und der Polizeiagent mußten ihr den Arm reichen, um sie zu stützen ... und maschinenmäßig nahm sie diese Beihülfe an.

Jetzt brach das Geschrei und das Halloh mit neuer Wuth los.

Ohnmächtig zwischen diesen beiden Männern hinwankend, schien die Arme ihren Kalvarienberg bis zur höchsten Spitze hinanzugehn.

Unter dem neblichsten Himmel, auf der kothigen, von großen schwarzen Häusern eingefaßten Straße, gemahnte dieser abscheuliche und durcheinander wimmelnde Haufe an die wildesten Nachtbilder von Callot oder Goya. Zerlumpte Kinder, trunkene Weiber, Männer mit unheimlichen und verbrecherischen Gesichtern, stießen, drängten, prügelten, zerdrückten einander, um heulend und pfeifend dem beinah schon leblosen Schlachtopfer zu folgen ... diesem Opfer eines abscheulichen Versehens.

Eines Versehens!! In der That, man schaudert, wenn man bedenkt, daß dergleichen Verhaftungen, die Folgen eines beklagenswerthen Irrthums, sich häufig wiederholen können, ohne andern Anlaß als auf den Verdacht, den der Anschein der Armuth erregt, und ohne andern Grund, als eine unrichtige Erkundigung ...

Nie wird uns jenes arme Mädchen aus dem Gedächtniß kommen, welches, mit Unrecht verhaftet, als habe es sich eines schimpflichen Gewerbes schuldig gemacht, ein Mittel fand, den Leuten, welche sie zum Arrest brachten, zu entspringen, in ein Haus und die Treppe hinauf lief, sich im Wahnsinn der Verzweiflung aus einem Fenster stürzte

und den Kopf auf dem Straßenpflaster zerschmetterte . .

. . . .

Nach der niederträchtigen Denunciation, deren Opfer die Mayeux war, war Madame Grivois eilig nach der Straße Brise-Miche zurückgekehrt.

Rasch stieg sie die vier Treppen hinauf ... öffnete die Thür von Franziska's Zimmer ... und Wen sah sie? Dagobert neben seiner Frau und den zwei Waisen ...

Sechszehntes Kapitel.

Das Kloster.

Erklären wir mit ein paar Worten die Anwesenheit Dagobert's.

Seine Physiognomie trug so sehr das Gepräge militärischer Redlichkeit, daß der Direktor im Bureau der Diligence sich mit seinem Versprechen begnügen wollte, wiederzukehren und den Betrag für seinen Platz zu bezahlen. Allein der Soldat hatte durchaus als Unterpfand, wie er sich ausdrückte, so lange dableiben wollen, bis seine Frau ihm auf seinen Brief eine Antwort habe zukommen lassen. Als nun der Kommissionär mit der Meldung zurückkehrte, man würde das nöthige Geld sogleich bringen, beeilte sich Dagobert, der nun sein Zartgefühl nicht mehr für verletzt hielt, nach Haus zurückzukehren.

Man kann sich nun einen Begriff von dem Erstaunen der Madame Grivois machen, als sie bei ihrem Eintritt in

die Stube Dagobert (den sie nach der Schilderung, die man ihr von ihm gemacht, sogleich erkannte) seiner Frau und den Waisen zur Seite sitzen sah.

Franziska's Schreck beim Anblick der Madame Grivois war nicht minder groß.

Rosa und Bianka hatten der Frau Dagobert's erzählt, in ihrer Abwesenheit sei eine Dame dagewesen, um mit ihr wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Demnach konnte Franziska, nach der ihr von ihrem Beichtvater gewordenen Weisung, nicht zweifeln, diese Frau sei die Person, welche den Auftrag habe, Rosa und Bianka in's Kloster zu bringen.

Ihre Angst war fürchterlich. Fest entschlossen, die Rathschläge des Abbé Dubois zu befolgen, fürchtete sie, ein Wort der Madame Grivois möge Dagobert auf die Spur helfen. Dann war jede Hoffnung verloren; dann verblieben die Waisen in dem jetzigen Zustand der Unwissenheit und Todsünde, wofür sie sich verantwortlich erachtete.

Dagobert, der die Hände Rosa's und Bianka's in den seinigen hielt, erhob sich, als die Vertraute der Fürstin von Saint-Dizier eintrat und Franziska mit den Blicken auszufragen schien.

Der Augenblick war kritisch, entscheidend. Doch Madame Grivois hatte von der Handlungsweise der Fürstin von Saint-Dizier profitirt. Sie faßte also schnell einen Entschluß, machte sich die Hast, womit sie nach ihrer gehässigen Denunciation gegen die Mayeux die vier Treppen hinaufgestiegen war, sowie die Gemüthsbewegung, welche der so unerwartete Anblick Dagobert's in ihr hervorrief, zu

Nutz, und indem sie ihrer Miene den Ausdruck einer tiefen Unruhe und Besorgniß gab, rief sie nach einer kurzen Pause, welche sie dazu zu verwenden schien, ihre Aufregung zu beschwichtigen und Fassung zu gewinnen, mit bewegter Stimme:

— Ach! Madame... eben war ich Zeuge eines großen Unglücks... entschuldigen Sie meine Verwirrung... aber wahrhaftig... ich bin so schmerzlich gerührt....

— Mein Gott, was ist denn geschehen? fragte Franziska mit bebender Stimme, immer fürchtend, Madame Grivois möge irgend eine Indiskretion begehen.

— Vor einer Weile war ich hier, — fuhr diese fort, — um Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen... während ich auf Sie wartete, packte eine junge verwachsene Arbeiterin verschiedene Gegenstände in ein Bündel zusammen....

— Ja... so ist's, — sprach Franziska, — es war die Mayeux... ein vortreffliches und braves Geschöpf....

— Daran zweifelte ich keinen Augenblick, Madame. Doch hören Sie, was sich zugetragen. Da ich sah, daß Sie noch nicht so bald wiederkamen, entschließe ich mich, einen Ausflug in die Nachbarschaft zu machen... Ich gehe hinunter... komme in die Straße Saint-Merry... Ach! Madame....

— Nun? — fragte Dagobert, — was gibt's denn da?...

— Ich sehe einen Zusammenlauf... ich erkundige mich... und erfahre, daß ein Stadtsergeant ein junges Mädchen als Diebin verhaftet habe, weil man sie beim Wegtragen eines Bündels betroffen, welches verschiedene,

dem Anschein nach ihr nicht gehörende Gegenstände enthielt... Ich trete näher... was sehe ich?... die junge Arbeiterin, mit der ich einen Augenblick zuvor hier zusammengewesen....

— Ach! das arme Kind! — rief Franziska erblassend, und rang voll Entsetzen die Hände, — welch ein Unglück!

— Erkläre Dich doch, — sprach Dagobert zu seiner Frau, — was für ein Bündel war das?

— Wohlan, ich muß es Dir gestehen, lieber Mann. Da es mir mit dem Gelde ein wenig knapp ging... hatte ich die arme Mayeux gebeten, verschiedene Gegenstände, die wir nicht nothdürftig gebrauchten, sogleich in's Pfandhaus zu tragen....

— Und man hat geglaubt, sie habe dieselben gestohlen! — rief Dagobert, — sie... das ehrlichste Mädchen von der Welt; das ist abscheulich... Aber, Madame, da hätten Sie in's Mittel treten müssen... hätten sagen sollen, daß Sie das Mädchen kennen.

— Mein Herr, allerdings versuchte ich es, dies zu thuen; allein leider hat man mich nicht angehört... die Menschenmenge wuchs mit jedem Augenblick; die Wache kam herbei, und man hat sie abgeführt....

— Empfindlich und furchtsam wie sie ist, kann ihr das den Todesstoß geben, — rief Franziska.

— Ach mein Gott!... diese gute Mayeux — das sanfte zuvorkommende Kind, — sprach Bianka und blickte ihre Schwester mit thränenfeuchten Augen an.

— Da ich Nichts für sie thun konnte, — fuhr Madame Grivois fort, — bin ich in aller Eile hierher gelau-

fen, um Ihnen Nachricht von diesem Irrthum zu geben... der sich übrigens wieder gut machen läßt;... es handelt sich nur darum, hinzugehen und jenes junge Mädchen zu reklamiren.

Bei diesen Worten griff Dagobert rasch nach seiner Mütze und wandte sich mit rauhem Ton zu Madame Grivois:

— Zum Teufel! Madame, das hätten Sie uns sogleich und zuerst sagen sollen... Wo ist das arme Kind? Wissen Sie es?

— Ich weiß es nicht, mein Herr; allein auf der Straße herrscht noch so viel Aufregung, und es stehen noch so viele Leute da, daß Sie, wenn Sie nur die Gefälligkeit haben wollen, sogleich hinunterzugehen, um Erkundigungen einzuziehen... wohl erfahren könnten....

— Was zum Henker schwatzen Sie da von Gefälligkeit? Madame... das ist ja meine Schuldigkeit. Armes Kind, — sprach Dagobert, — als Diebin verhaftet... das ist fürchterlich... Ich will zum Polizeikommissar des Viertels oder auf die Wache gehen, und es kann nicht fehlen, daß ich sie wiederfinde, daß man sie mir zurückgibt und daß ich sie hierhinbringe.

Und mit diesen Worten ging er eiligst hinaus.

Franziska, beruhigt über das Schicksal der Mayeur, dankte dem Herrn, daß er durch diesen Umstand ihren Mann entfernt, dessen Anwesenheit ihr in diesem Moment eine so große Verlegenheit bereitete.

Bevor Madame Grivois abermals hinaufgestiegen, hatte sie Monsieur in dem Fiaker eingeschlossen, denn die

Augenblicke waren kostbar. Franzisken einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend und ihr den Brief des Abbé Dubois überreichend, sagte sie zu ihr, indem sie jedes Wort absichtlich betonte:

— Madame, Sie werden aus diesem Briefe ersehen, was mein Besuch für einen Zweck hat, worüber ich mich zwar noch nicht gegen Sie erklären konnte, übrigens erfreut bin, weil er mich mit diesen beiden holden Fräulein in Verbindung bringt.

Rosa und Bianka blickten sich ganz erstaunt an.

Franziska nahm den Brief mit zitternder Hand. Es bedurfte der dringenden, und vornämlich der drohenden Einschärfungen ihres Beichtvaters, um die letzten Skrupeln der armen Frau zu besiegen, denn sie schauderte bei dem Gedanken an die furchtbare Wuth Dagobert's. In ihrer Unerfahrenheit wußte sie zudem nicht, wie sie es anzufangen habe, um den jungen Mädchen anzukündigen, daß sie dieser Dame folgen müßten.

Madame Grivois errieth ihre Verlegenheit, gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, sie möge sich beruhigen, und sprach zu Rosa, während Franziska den Brief ihres Beichtvaters las:

— Wie wird Ihre Verwandte sich freuen, Sie kennen zu lernen, mein theures Fräulein!

— Unsere Verwandte, Madame? — fragte Rosa immer erstaunter.

— Nun allerdings. Sie hat gestern Ihre Ankunft erfahren. Da sie aber von einer langwierigen Krankheit noch nicht völlig hergestellt ist, so hat sie heute nicht persönlich

kommen können und mich beauftragt, ich möge Sie abholen und zu ihr geleiten... Leider, — setzte Madame Grivois auf eine Regung der beiden Schwestern hinzu — können Sie dieselbe, wie Sie es auch in dem Briefe an Frau Franziska sagt, nur ganz kurze Zeit sprechen, und nach einer Stunde sind Sie wieder hier. Allein morgen oder später wird sie im Stande sein, auszugehen und hieher zu kommen, um sich mit Madame und ihrem Mann über Alles zu verständigen und Sie mit sich nach Haus zu nehmen... denn sie würde untröstlich sein, wenn sie länger Leuten zur Last fallen sollten, sie so gut gegen Sie gewesen sind.

Diese letzteren Worte der Madame Grivois machten einen erwünschten Eindruck auf die beiden Schwestern, denn sie zerstreuten ihre Befürchtung, für die Familie Dagobert's künftighin die Veranlassung einer peinlichen Verlegenheit zu sein. Hätte es sich darum gehandelt, das Haus in der Straße Brise-Miche ohne die Zustimmung ihres Freundes gänzlich zu verlassen, so würden sie gewiß Anstand genommen haben. Allein es war ja blos von einem einstündigen Besuch die Rede. Sie schöpften daher gar keinen Verdacht, und Rosa sprach zu Franziska:

— Nichtwahr, Madame, wir dürfen zum Besuch unserer Verwandten ausgehn, ohne Dagobert's Rückkehr abzuwarten und ihn um Erlaubniß zu fragen?

— Allerdings, — antwortete Franziska mit schwacher Stimme, — da Sie ja alsbald hieher zurückkehren.

— Jetzt aber, Madame, wollte ich diese lieben Fräulein bitten, mich so schnell als möglich begleiten zu wollen, denn ich möchte sie gern noch vor Mittag wiederbringen.

— Wir sind bereit, Madame, — sprach Rosa.

— Nun denn, meine Fräulein, umarmen Sie Ihre zweite Mutter, und kommen Sie, — sprach Madame Grivois, kaum fähig, ihre Unruhe zu bemeistern, denn sie zitterte, Dagobert möge im nächsten Augenblick zurückkehren.

Rosa und Bianka umarmten Franziska. Diese konnte, während sie die zwei holden und unschuldigen Wesen, die sie auslieferte, in ihre Arme schloß, kaum ihren Thränen wehren, obwohl sie die feste Ueberzeugung hegte, sie wirke für das Seelenheil derselben.

— Nun, meine Fräulein, — sprach Madame Grivois mit freundlicher Stimme, — wollen wir uns beeilen. Verzeihen Sie meine Ungeduld, allein ich rede im Namen Ihrer Verwandten mit Ihnen.

Die beiden Schwestern verließen, nachdem sie Dagobert's Frau zärtlich geküßt, die Stube und stiegen Hand in Hand hinter Madame Grivois her die Treppe hinab. Ohne daß sie es wußten, war Rabat-Joie mitgegangen und folgte ihnen auf dem Fuß ganz leise nach, denn in Dagobert's Abwesenheit verließ das kluge Thier sie nie.

Wahrscheinlich der größeren Vorsicht wegen hatte die Vertraute der Fürstin von Saint-Dizier ihrem Fiaker befohlen, in einiger Entfernung von der Straße Brise-Miche auf dem kleinen Klosterplatz zu warten.

— Ei, Madame, — sagte der Kutscher beim Oeffnen des Schlags, — ich will Ihnen nicht zu nahe treten, allein Sie haben da einen Lump von Hund, der nicht alle Tage bei guter Laune ist. Seitdem Sie ihn in den Wagen ge-

setzt, schreit er wie ein Besessener, und stellt sich an, als wolle er Alles fressen.

Wirklich stieß Monsieur, der einen Abscheu vor der Einsamkeit hatte, ein klägliches Geheul aus.

— Ruhig, Monsieur, ich bin's, — rief Madame Grivois. Dann wandte sie sich zu den beiden Schwestern: Meine Fräulein, haben Sie die Güte und steigen Sie ein.

Rosa und Bianka stiegen ein.

Bevor Madame Grivois in den Wagen stieg, bedeutete sie dem Kutscher ganz leise, er solle nach dem St. Marien-Kloster fahren, und gab ihm zugleich noch einige andere Weisungen. Plötzlich fing ihre Dogge, die bereits ein verdrießliches Gesicht gemacht und geknurrt hatte, als die beiden Schwestern im Wagen Platz genommen, wüthend zu keifen an....

Die Ursache dieser Wuth war einfach: Rabat-Joie, der bis dahin unbemerkt geblieben, war mit einem Satz in den Wagen gesprungen.

Außer sich über diese Kühnheit, seine gewöhnliche Vorsicht vergessend, und von Zorn und Bosheit ergriffen, sprang die Dogge an die Schnauze Rabat-Joie's und biß ihn so heftig, daß der brave sibirische Hund, durch den Schmerz erbittert, seiner Seits über Monsieur herfiel, ihn bei der Gurgel packte und mit zwei Hieben seines fürchterlichen Gebisses völlig würgte... wie aus einem dumpfen Gestöhne des Köters, der schon halb in seinem eigenen Fett erstickt war, hervorging.

Dies Alles hatte sich in weniger Zeit zugetragen, als

man braucht, es zu beschreiben, denn kaum hatten Rosa und Bianka Zeit, zwei Mal erschrocken rufen zu können:

— Rabat=Joie, hier!

— Du mein Gott! — sprach Madame Grivois, und wendete sich auf den Lärm um, — abermals dieses Ungeheuer von Hund... Er wird Monsieur beißen... Fräulein, jagen Sie ihn hinaus... Thuen Sie ihn aus dem Wagen... er kann durchaus nicht mitgenommen werden...

Nicht wissend, bis zu welchem Grade Rabat=Joie schuldig war, denn Monsieur lag leblos unter seinem Sitze, doch einsehend, daß es nicht schicklich sei, sich von diesem Hunde begleiten zu lassen, stießen die beiden Mädchen ihn leicht mit dem Fuße an und sprachen in zornigem Ton zu ihm:

— Hinaus, Rabat=Joie... mach' dich fort...

Das getreue Thier zögerte Anfangs, zu gehorchen. Betrübt und bittend sah er die Waisen mit der Miene sanften Vorwurfs an, als wolle er sie tadeln, daß sie ihren einzigen Vertheidiger fortschickten. Allein als Bianka es noch einmal streng befahl, sprang Rabat=Joie mit eingeklemmtem Schwanz aus dem Fiaker, da er übrigens auch wohl fühlen mochte, er habe sich in Betreff Monsieur's ein wenig brüchig benommen.

Madame Grivois, der es sehr darum zu thun war, aus dem Stadtviertel zu kommen, stieg hastig in den Wagen, der Kutscher machte den Schlag zu, stieg auf den Bock, und der Fiaker flog schnell davon, während Madame Grivois vorsichtiger Weise die Rollvorhänge herabließ, aus Furcht vor einer Begegnung mit Dagobert.

Nachdem sie diese unerläßlichen Vorsichtsmaßregeln ge-

troffen, konnte sie an Monsieur denken, den sie zärtlich liebte, und zwar mit jener tiefen, übertriebenen Neigung, welche Leute von boshaftem Naturell zuweilen gegen Thiere hegen. Man sollte fast meinen, sie wollten auf dieselben alle jene Liebe im Verein ausströmen, welche sie für ihre Mitmenschen hegen sollten. Mit einem Wort, Madame Grivois hing leidenschaftlich an diesem bissigen, feigen und boshaften Hunde, vielleicht in Folge einer versteckten Hinneigung zu diesen Fehlern. Diese Anhänglichkeit dauerte schon sechs Jahre und schien in dem Maße zuzunehmen, als Monsieur älter wurde.

Wir gedenken dieses, dem Anschein nach kindischen Umstands ausdrücklich, weil oft die geringfügigsten Ursachen verderbliche Folgen haben, und weil wir ebenwohl dem Leser begreiflich zu machen wünschen, wie groß die Verzweiflung, die Wuth, die Ungebärdigkeit dieser Frau sein mußte, als sie den Tod ihres Hundes erfuhr, eine Verzweiflung, Wuth und Ungebärdigkeit, deren schreckliche Nachwirkungen die Waisen treffen konnten.

Der Fiaker rollte seit einigen Sekunden mit reißender Schnelle dahin, als Madame Grivois, die auf dem Rücksitz des Wagens Platz genommen, Monsieur rief.

Monsieur hatte ganz besondere Gründe, nicht zu antworten.

— Nun! eigensinniger Maulhänger ... — sprach Madame Grivois zärtlich. — Du behandelst mich ja ganz kalt; ... meine Schuld war es nicht, daß dieser große Lumpenhund in den Wagen eingedrungen ist, nicht wahr, meine Fräulein? ... He ... auf der Stelle her und deiner Ge-

bieterin die Hand geleckt, dann ist Alles wieder gut... Starrkopf.

Das nämliche beharrliche Schweigen auf Monsieur's Seite.

Rosa und Bianka begannen, besorgte Blicke zu wechseln; sie kannten die etwas groben Manieren Rabat-Joie's, waren jedoch weit davon entfernt, das Vorgefallene zu ahnen.

Madame Grivois, mehr erstaunt als unruhig darüber, daß der Hund ihre liebevollen Zurufungen mit Hartnäckigkeit außer Acht ließ, bückte sich endlich, um ihn unter der Bank hervorzuholen, wo sie den Duckmäuser versteckt glaubte. Sie faßte eine Pfote, und zog dieselbe ziemlich ungeduldig an sich, indem sie in halb scherzendem, halb zornigem Tone sprach:

— Komm nur her, mein gutes Kerlchen... Du wirst diesen lieben Fräulein eine schöne Idee von deinem gehässigen Charakter beibringen...

Mit diesen Worten ergriff sie den Köter, höchlich erstaunt über die fahrlässige Nachgiebigkeit seiner Bewegungen. Allein, wie groß war ihr Schreck, als sie ihn auf ihren Schoos nehmen wollte und ihn regungslos sah.

— Eine Apoplexie!! — rief sie, — das arme Thier fraß zu viel... so mußte es kommen.

Dann wandte sich Madame Grivois hurtig um, und sprach:

— Kutscher, halte... halte doch! — bedachte indeß nicht, daß der Kutscher sie nicht hören konnte. In dem Wahne, Monsieur sei blos ohnmächtig, hob sie sodann den

Kopf desselben in die Höhe, und gewahrte nun mit Entsetzen die blutige Spur von fünf bis sechs Bissen, die ihr keinen Zweifel mehr über die Ursache des beklagenswerthen Tods des Hundes lassen konnten.

Ihre erste Regung war die des Schmerzes, der Verzweiflung.

— Todt! . . . schrie sie, — todt . . . er ist schon kalt... todt . . . Ach! du mein Gott! . . .

Und dieses Weib weinte.

Die Thränen boshafter Menschen sind verhängnißschwer . . . Ein Boshafter muß schwer leiden, wenn er zu Thränen gebracht werden soll . . . und die Rückwirkung des Leidens macht seine Seele, statt sie abzuspannen und weich zu stimmen, von gefährlichem Ingrimm entflammen . . .

So fühlte auch Monsieur's Herrin, nachdem ihre schmerzliche Rührung vorüber, sich von Zorn und von Haß ergriffen... Ja, von Haß . . . und von heftigem Haß gegen die jungen Mädchen, die unfreiwillige Veranlassung zum Tod ihres Hundes. Ihre harten Mienen verriethen übrigens so deutlich, was in ihrem Innern vorging, daß Bianka und Rosa sich über den Ausdruck ihres zornglühenden Gesichts entsetzten, als sie mit veränderter Stimme, ihnen einen wüthenden Blick zuwerfend, ausrief:

— Ihr Hund war's, der ihn getödtet; doch . . .

— Verzeihen Sie, Madame . . . lassen Sie uns das nicht entgelten! — sprach Rosa.

— Ihr Hund hat Rabat-Joie zuerst gebissen, — setzte Bianka mit klagender Stimme hinzu.

Der Ausdruck des Schreckens, der in den Mienen der

Waisen zu lesen war, brachte Madame Grivois wieder zur Besinnung. Sie sah ein, welche bedenkliche Folgen ihr unvorsichtiger Zornausbruch nach sich ziehn könnte. Sogar im Interesse ihrer Rachenahme mußte sie sich Gewalt anthun, um den Töchtern des Marschalls Simon keinerlei Mißtrauen einzuflößen. Da sie aber auch nicht den Anschein haben wollte, als sei sie durch einen allzu grellen Uebergang wieder in ihre anfängliche Stimmung eingetreten, so fuhr sie ein paar Minuten lang fort, den jungen Mädchen zornige Blicke zuzuwerfen. Nach und nach schien ihre Erbitterung sich zu legen und einem bittern Schmerz zu weichen. Endlich stieß Madame Grivois, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, einen schweren Seufzer aus, und stellte sich, als wenn sie heftig weine.

— Die arme Dame! — sprach Rosa ganz leise zu Bianka, — sie weint. Sie hatte ihren Hund gewiß eben so lieb, wie wir Rabat-Joie...

— Ach ja, — sagte Bianka, — wir haben auch viele Thränen vergossen, als unser alter Jovial starb...

Nach einigen Minuten hob Madame Grivois den Kopf in die Höhe, wischte sich zu guter Letzt die Augen, und sprach mit gerührter, fast zärtlicher Stimme:

— Haben Sie Nachsicht, meine Fräulein... Ich konnte eine erste Regung von Aufwallung oder vielmehr von heftigem Kummer nicht unterdrücken... denn mein Herz hing innig an diesem armen Hunde... der seit sechs Jahren nicht von meiner Seite gewichen ist.

— Wir bedauern dieses Unglück, Madame, — erwie-

derte Rosa; — was uns am meisten betrübt, ist, daß es sich nicht ersetzen läßt...

— Ich sagte so eben zu meiner Schwester, daß es uns um so mehr leid für Sie thut, als wir ein altes Pferd besaßen, das uns aus Sibirien gebracht hat, und das wir auch sehr beweint haben.

— Doch, meine lieben Fräulein ... lassen Sie uns nicht mehr daran denken ... ich bin Schuld daran ... ich hätte ihn nicht mit mir nehmen sollen ... Allein, er war so traurig, wenn er nicht um mich war ... Sie werden diese Schwachheit begreifen ... Wenn man ein gutes Herz hat, ist man eben so gut gegen die Thiere, als gegen die Menschen ... Ich wende mich also an Ihr mitfühlendes Herz, um Verzeihung für meine Aufregung zu erlangen.

— Aber da denken wir ja gar nicht mehr daran, Madame ... es thut uns nur leid, Sie so betrübt zu sehen.

— Das wird vorübergehen, meine theuren Fräulein... das wird vorübergehen, und die Wahrnehmung der Freude, die Ihre Anverwandte bei Ihrem Anblick empfinden mag, wird dazu beitragen, mich zu trösten. Wie glücklich wird sie sein! ... Sie sind so allerliebst! ... Und dann scheint diese Besonderheit, daß Sie Sich einander so sehr gleichen, das Interesse noch zu erhöhen, welches Sie einflößen.

— Sie beurtheilen uns mit allzu viel Nachsicht, Madame.

— Nein, keineswegs ... und ich bin überzeugt, Sie gleichen einander eben so sehr dem Charakter als dem Gesicht nach.

— Dies ist ganz natürlich, Madame, — sprach Rosa.

— Seit unserer Geburt haben wir uns nie auch nur einen Augenblick getrennt, weder am Tage, noch während der Nacht ... Wie sollten unsere Charaktere sich da nicht gleichen?

— Wirklich? meine lieben Fräulein ... Sie wären niemals auch nur eine Minute getrennt gewesen?

— Niemals, Madame.

Und die beiden Schwestern drückten sich die Hand und wechselten ein unbeschreibliches Lächeln.

— Mein Gott, wie unglücklich und beklagenswerth würden Sie dann sein, wenn Sie von einander getrennt würden!

— Oh! das ist unmöglich, Madame, — sprach Rosa lächelnd.

— Wie? unmöglich?

— Wer würde es über das Herz bringen können, uns zu trennen?

— Allerdings, liebe Fräulein. Dazu müßte viel Bosheit gehören.

— Oh! Madame, — nahm Bianka das Wort und lächelte ebenfalls, — selbst sehr boshafte Menschen ... würden uns nicht trennen können.

— Um so besser, liebe Fräulein. Allein weßhalb?

— Weil uns das allzu großen Kummer bereiten würde.

— Es würde uns den Tod geben ...

— Arme Kleinen ...

— Vor drei Monaten hat man uns in's Gefängniß gesetzt. Nun hören Sie. Als der Kerkermeister, der übri-

gens sehr hartherzig aussah, unser ansichtig wurde, sprach er: Wer diese Kinder trennen wollte, müßte ihren Tod wünschen ... So sind wir denn auch beisammen geblieben, und wir haben uns so glücklich befunden, als man es im Gefängnisse nur sein kann.

— Das macht Ihrem vortrefflichen Herzen alle Ehre, und spricht auch für die Personen, welche die Freude begriffen, die es ihnen bereitete, vereinigt zu sein.

Der Wagen hielt an.

Man hörte den Kutscher rufen: — Gefälligst das Thor aufgemacht!

— Ah! da sind wir ja bei Ihrer lieben Verwandten angelangt, — sprach Madame Grivois.

Die beiden Thorflügel öffneten sich, und bald rollte der Fiaker über den Sand eines Hofes.

Da Madame Grivois einen der Vorhänge emporgezogen hatte, erblickte man einen großen Hof, seiner ganzen Breite nach von einer hohen Mauer eingefaßt, in deren Mitte sich eine Art Halle befand, die einen Vorsprung bildete und auf Gypssäulen ruhte. Unter dieser Halle befand sich eine kleine Thür.

Jenseit der Mauer sah man die Firste und den Giebel eines sehr großen, aus Bruchsteinen aufgeführten Gebäudes. Mit dem Hause in der Straße Brise-Miche verglichen, schien dasselbe ein Palast zu sein. Auch sprach Bianka zu Madame Grivois mit einem Ausdruck naiver Bewunderung:

— Mein Gott! Madame, was für eine schöne Wohnung!

— Das ist noch gar Nichts. Sie sollten erst das Innere sehen ... da sieht es ganz anders aus! — erwiederte Madame Grivois.

Der Kutscher öffnete den Wagenschlag. Wie groß war der Zorn der Madame Grivois und das Erstaunen der beiden jungen Mädchen ... beim Anblick Rabat-Joie's, der vorsichtiger Weise dem Wagen gefolgt war und nun, mit gespitzten Ohren und wedelndem Schwanze, vergessen zu haben schien, was für ein Verbrechen er, der Unheilstifter, begangen, ja für seine Klugheit und Treue belobt zu werden erwartete.

— Wie! — rief Madame Grivois, dessen gesammter Schmerz wiederum wach wurde, — dieser abscheuliche Hund ist dem Wagen nachgefolgt?

— Ein famoser Hund, bei alle dem, Madame, — antwortete der Kutscher, — er ist keinen Schritt hinter meinen Pferden zurückgeblieben ... darauf muß er abgerichtet sein ... Ein tüchtiges Thier, das es schon mit ein paar Menschen aufnimmt ... Was für ein Behänge!

Monsieur's Herrin, der mit den unzeitigen Lobeserhebungen, welche der Kutscher an Rabat-Joie verschwendete, wenig gedient war, sprach zu den Waisen:

— Ich werde Sie sogleich zu ihrer Verwandten bringen lassen. Gedulden Sie Sich einen Augenblick im Fiaker.

Mit raschem Schritt ging Madame Grivois auf die Vorhalle zu und klingelte daselbst.

Eine Frau im Nonnengewand erschien, und verneigte

sich ehrfurchtvoll vor Madame Grivois, die blos die Worte zu ihr sagte:

— Hier sind die beiden jungen Mädchen. Die Befehle des Herrn Abbé von Aigrigny und der Frau Fürstin lauten, daß sie auf der Stelle und fürderhin von einander getrennt und in abgeschlossener Zelle bewahrt werden ... Hören Sie, Schwester, in abgeschlossener Zelle und unter der Behandlung als Unbußfertige.

— Ich werde unsere Oberin davon benachrichtigen, und es soll geschehen, — antwortete die Nonne sich verbeugend.

— Wollen Sie jetzt kommen, meine theuren Fräulein, — wendete sich Madame Grivois zu den beiden jungen Mädchen, welche verstolener Weise einige Liebkosungen an Rabat-Joie gerichtet hatten, so gerührt waren sie über seinen Instinkt; — man wird Sie zu Ihrer Verwandten führen, in einer halben Stunde komme ich wieder, um Sie abzuholen. Kutscher, halten Sie ja den Hund zurück!

Rosa und Bianka, welche sich beim Aussteigen aus dem Wagen mit Rabat-Joie beschäftigten, hatten die Schwester Pförtnerin nicht bemerkt, welche sich übrigens auch hinter dem Portal halb versteckt hielt.

Auch gewahrten die beiden Schwestern nicht eher, daß die Dame, welche sie angeblich einführen sollte, Nonnengewand trug, als bis diese sie bei der Hand faßte, und ihnen über die Schwelle des Thors weghalf, welches sich einen Augenblick nachher hinter ihnen schloß.

Als Madame Grivois die Waisen im Kloster einge-

schlossen sah, sagte sie zum Kutscher, er möge aus dem Hofe fahren und am äußern Thor auf sie warten.

Der Kutscher gehorchte.

Rabat-Joie, welcher Rosa und Bianka durch das Pförtchen der Vorhalle hatte treten gesehen, lief hin.

Da sprach Madame Grivois zu dem Pförtner an der äußern Mauer, einem langen stämmigen Menschen:

— Ihr kriegt zehn Franken, Nikolas, wenn Ihr hier vor meinen Augen den großen Hund todtschlagt ... der dort ... unter der Vorhalle kauert ...

Nikolas schüttelte, als er sich die Schultern und den Wuchs Rabat-Joie's angesehen, den Kopf und antwortete:

— Zum Teufel auch! Einen Hund von solchem Wuchs todtschlagen, das geht so leicht nicht.

— Ich gebe Euch zwanzig Franken ... da ... aber macht ihn todt ... da ... vor meinen Augen ...

— Dazu gehört eine Flinte ... Ich habe da nur eine Eisenstange ...

— Damit wird's schon gehen ... Mit Einem Schlage ... schmettert Ihr ihn zu Boden.

— Nun, Madame, ... der Versuch läßt sich machen ... allein, ich traue der Sache nicht ...

Und Nikolas ging weg, seine Eisenstange zu holen.

— Ha! wenn ich nur stark genug dazu wäre! ... — sprach Madame Grivois.

Der Portier kam mit seiner Waffe zurück, und näherte sich verstohlen und langsamen Schritts Rabat-Joie, der noch immer unter der Halle lag.

— Komm, mein Junge ... komm ... her, mein gu-

ter Alter, — sprach Nikolas, und klopfte mit der linken Hand auf seine Schenkel, während er in der Rechten die Stange hinter sich verborgen hielt.

Rabat-Joie stand auf, und sah Nikolas aufmerksam und prüfend an: Als er aber am Gange des Portiers bemerkte, daß derselbe eine bösliche Absicht im Schilde führe, machte er sich mit einem Satze davon ... umging den Feind, und da er nun wahrnahm, um was es sich handelte, hielt er sich etwas entfernt.

— Er hat Lunte gerochen, — sprach Nikolas, — der Schuft traut nicht ... dem ist nicht beizukommen ... hier ist Nichts zu machen.

— Da nehmt ... aber Ihr seid ein ungeschickter Mensch, — rief Madame Grivois wüthend, und warf dem Nikolas ein Fünffrankenstück zu; — so jagt ihn doch wenigstens von hier fort ...

— Das wird leichter sein, als ihn tödten, Madame!

In der That verließ Rabat-Joie, als er verfolgt wurde, und wahrscheinlich die Fruchtlosigkeit eines offenen Kampfes einsah, den Hof und lief auf die Straße. Sobald er aber einmal da war und sich so zu sagen auf neutralem Gebiet fühlte, entfernte er sich, Nikolas mochte so viel drohen als er wollte, nur so weit von dem Thor, als er nöthig hatte, um nicht von der Stange desselben getroffen zu werden.

Als Madame Grivois, blaß vor Wuth, wieder in den Fiaker einstieg, worin sich Monsieur's leblose Ueberreste befanden, sah sie mit eben so viel Widerwillen als Zorn Rabat-Joie einige Schritte vor dem äußern Thore liegen,

das Nikolas eben verschlossen hatte, da er die Nutzlosigkeit seiner Verfolgungen einsah.

Der sibirische Hund, sich bewußt, den Weg nach der Straße Brise-Miche, mittelst des seiner Race eigenen Verstandes, zurückzufinden, harrte auf die Waisen.

So waren also die beiden Schwestern im Sankt Marienkloster eingesperrt, das, wie wir bereits gesagt, beinah an die Heilanstalt stieß, worin Adrienne von Cardoville eingeschlossen war . . . .

. . . .

Wir wollen jetzt den Leser zu Dagobert's Frau geleiten. In schrecklicher Angst erwartete sie die Rückkehr ihres Mannes, der natürlich von ihr Rechenschaft fordern würde über das Verschwinden der Töchter des Marschalls Simon.

Siebzehntes Kapitel.

Der Einfluß eines Beichtvaters.

Die Waisen hatten Dagobert's Frau kaum verlassen, so hatte dieselbe sich auf die Kniee geworfen und mit Inbrunst gebetet. Ihre, lange verhaltenen Thränen flossen reichlich. Trotz ihrer innigen Ueberzeugung, durch die Auslieferung der jungen Mädchen eine religiöse Pflicht erfüllt zu haben, sah sie doch mit äußerster Furcht der Heimkehr ihres Mannes entgegen. Wenn auch durch ihren gottesfürchtigen Eifer verblendet, verhehlte sie sich doch nicht, daß Dagobert triftige Gründe habe, ihr Vorwürfe zu machen und sich dem Zorn zu überlassen; und endlich noch mußte die arme Mutter, unter diesen so betrübten Umständen, ihn von der Verhaftung Agrikol's, um die er noch nicht wußte, in Kenntniß setzen.

Bei jedem Schritt, der auf der Treppe vernehmbar wurde, lauschte Franziska und bebte zusammen. Dann be-

gann sie wieder mit Inbrunst zu beten, den Herrn anflehend, er möge ihr die Kraft schenken, diese neue und harte Prüfung zu bestehen.

Endlich hörte sie Jemand die Stiege heraufkommen. Dies Mal nicht zweifelnd, daß es Dagobert sei, setzte sie sich rasch nieder, trocknete in der Eile ihre Augen, und nahm, um Fassung zu zeigen, einen groben grauen Leinwandsack auf den Schoos, indem sie sich stellte, als nähe sie daran, obwohl ihre ehrwürdigen Hände so stark zitterten, daß sie kaum die Nadel halten konnte.

Nach einigen Minuten ging die Thür auf.

Dagobert erschien.

Das rauhe Gesicht des Soldaten war ernst und betrübt. Beim Eintreten warf er seine Mütze heftig auf den Tisch, da er gleich anfänglich das Verschwinden der Waisen nicht einmal bemerkte, so schmerzlich war er aufgeregt.

— Das arme Kind ... Es ist schrecklich! — rief er aus.

— Hast Du die Mayeux gesehen? ... hast Du sie reklamirt? — fragte Franziska lebhaft, ihre Besorgnisse einen Augenblick vergessend.

— Ja, ich habe sie gesehen, allein in welchem Zustand! Da möchte Einem das Herz brechen. Ich habe sie zurückgefordert, und das nachdrücklich, dafür stehe ich Dir; doch man hat mir geantwortet: Zuvor muß sich der Polizeikommissar in Ihre Wohnung begeben, um ...

Dann unterbrach sich Dagobert, und sprach, einen Blick des Erstaunens im Zimmer umherwerfend, zu seiner Frau:

— Aber ... wo sind denn die Kinder? ...

Franziska fühlte es eiskalt über ihren Rücken laufen.

Mit schwacher Stimme sagte sie:

— Lieber Mann ... ich ...

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

— Rosa und Bianka? Wo sind sie? Antworte mir doch ... Auch Rabat=Joie ist nicht mehr da ...

— Werde nicht böse ...

— Nun, — sagte Dagobert plötzlich, — Du wirst sie mit einer Nachbarin haben ausgehen lassen. Warum aber hast Du sie nicht selbst begleitet, oder sie ersucht, zu warten, wenn sie ein wenig lustwandeln wollten ... was mir übrigens begreiflich vorkommt ... denn diese Stube ist traurig ... Doch nimmt es mich Wunder, daß sie fortgegangen sind, bevor sie Nachricht über die gute Mayeux erhalten, denn es sind ein paar Engelseelen ... Aber ... warum bist Du denn so blaß! — fügte der Soldat hinzu und betrachtete Franziska aufmerksamer. — Was ist Dir denn zugestoßen? meine arme Frau ... ist Dir unwohl?

Und theilnehmend ergriff Dagobert die Hand Franziska's.

Diese, schmerzlich bewegt durch die mit rührender Güte gesprochenen Worte, neigte das Haupt und küßte weinend die Hand ihres Mannes.

Der Soldat wurde noch unruhiger, als er die heißen Thränen auf seine Hand strömen fühlte, und rief:

— Du weinst ... Du gibst mir keine Antwort ... So sage mir doch nur, was Du auf dem Herzen hast, meine arme Frau. Vielleicht, weil ich Dich etwas stark angeredet, als ich Dich fragte, warum Du es zugegeben,

daß die lieben Kinder mit einer Nachbarin ausgegangen? Bei Gott ... denke doch nur ... ihre Mutter hat mir sie in der Sterbestunde anvertraut ... Du begreifst doch ... so Etwas ist eine geheiligte Sache ... Auch bin ich gegen sie stäts wie eine Henne gegen ihre Küchlein, — setzte er lachend hinzu, um Franziska aufzuheitern.

— Und Du hast recht, sie zu lieben ...

— Nun, so sei auch ruhig, Du kennst mich ja. Trotz meines groben Mauls bin ich im Grunde ein guter Kerl ... Und da Du Dich wohl auf jene Nachbarin verlassen kannst, so ist es nur ein halbes Uebel ... Doch in Zukunft, hörst Du, meine gute Franziska, thue in dieser Hinsicht nie wieder Etwas, ohne mich um Rath zu fragen ... Die Kinder haben Dich also gebeten, ein wenig mit Rabat-Joie ausgehen zu dürfen? ...

— Nein ... lieber Mann ... ich ...

— Wie, nein? ... Wer ist denn die Nachbarin, der Du sie anvertraut hast? Wo hat dieselbe sie hingeführt? Wann wird dieselbe sie wiederbringen? —

— Ich ... weiß es nicht ..., murmelte Franziska mit ersterbender Stimme.

— Du weißt es nicht! — rief Dagobert zornig. Dann faßte er sich, und fuhr im Ton freundlichen Vorwurfs fort: — Du weißt es nicht ... Konntest Du ihr denn nicht eine Zeit bestimmen, oder noch besser, Dich blos auf Dich selbst beschränken ... und sie keinem Dritten anvertrauen? ... Die Kinder müssen Dich sehr inständig gebeten haben, sie lustwandeln zu lassen! Sie wußten, daß ich jeden Augenblick wiederkehren mußte; warum haben sie denn

nicht auf mich gewartet, he! Franziska? ... Ich frage Dich: warum haben sie nicht auf mich gewartet? So antworte mir doch ... Zum Henker! Du könntest einen Heiligen aus der Fassung bringen! — rief Dagobert und stampfte mit dem Fuß, — antworte mir doch ...

Mit Franziska's Muth war es aus. Diese dringenden und wiederholten Fragen, welche zur Entdeckung der Wahrheit führen mußten, verursachten ihr tausend langsame und fürchterliche Qualen. Sie zog es vor, der Sache mit einem Mal ein Ende zu machen, und entschloß sich daher, die ganze Schwere des Zorns ihres Mannes zu ertragen, als demüthiges und ergebenes, aber auch dem Versprechen, das sie vor Gott ihrem Beichtvater gelobt, standhaft getreues Opfer.

Da sie zum Aufstehn keine Kraft mehr hatte, neigte sie das Haupt, und indem sie ihre Arme zu beiden Seiten des Stuhls herabsinken ließ, sprach sie mit erschöpfter Stimme:

— Mache mit mir, was Du willst ... aber frage mich nicht weiter, was aus diesen Kindern geworden ist ... ich könnte Dir doch keine Antwort darauf geben ...

Hätte der Blitz vor den Füßen des Soldaten eingeschlagen, er würde nicht tiefer, nicht schmerzlicher erschüttert worden sein. Er erblaßte, ein kalter Schweiß brach auf seiner kahlen Stirn aus; mit stierem, verdumpftem Blick stand er einige Sekunden lang regungslos, stumm, versteinert da.

Dann raffte er sich plötzlich und mit einer furchtbaren Energie aus dieser augenblicklichen Erstarrung auf, faßte

seine Frau bei beiden Schultern, hob sie so leicht, als hätte er eine Feder aufgenommen, in die Höhe, stellte sie gerade vor sich hin, und schrie dann, sich zu ihr niederbeugend, mit einem eben so erschrecklichen als verzweiflungsvollen Nachdruck:

— Die Kinder!! ...

— Gnade! ... Gnade! ... — sprach Franziska mit sterbender Stimme.

— Wo sind die Kinder? ... fragte Dagobert nochmals, indem er mit seinen kräftigen Händen den schwachen, gebrechlichen Körper der Unglücklichen schüttelte, und setzte dann mit donnernder Stimme hinzu:

— Wirst Du antworten? ... Die Kinder!!!

— Tödte mich ... oder vergib mir ... denn ich kann Dir keine Antwort geben ..., — antwortete das arme Weib mit der eben so unbeugsamen als sanften Hartnäckigkeit schüchterner Charaktere, wenn solche überzeugt sind, daß sie recht handeln.

— Unglückselige! ... rief der Soldat.

Und vor Zorn, Schmerz und Verzweiflung von Sinnen, hob er seine Frau empor, als wolle er sie zu Boden schleudern und zerschmettern ... Allein dieser herrliche Mensch war zu brav, um eine gemeine Grausamkeit verüben zu können. Nach diesem Ausbruch unfreiwilliger Wuth ließ er Franziska fahren ...

Vernichtet fiel diese auf die Kniee und faltete die Hände; an der leisen Bewegung ihrer Lippen sah man, daß sie betete ...

Dagobert verspürte jetzt eine Anwandlung von Schwin-

del, von Ohnmacht. Seine Besinnung schwand. Alles, was ihm begegnete, kam so plötzlich, war so unbegreiflich, daß er einiger Augenblicke bedurfte, um sich zu fassen, um sich zu überzeugen, daß seine Frau, dieser Engel an Güte, deren ganzes Leben nur eine Kette von bewunderungswürdigen Aufopferungen war, daß diese Frau, welche wußte, was die Töchter des Marschalls Simon für ihn waren, zu ihm so eben gesagt hatte:

— Befrage mich nicht nach ihrem Schicksal, ich kann Dir keine Antwort geben.

Der unerschütterlichste, der stärkste Geist hätte vor dieser unerklärbaren, niederschmetternden Thatsache gewankt.

Nachdem der Soldat wieder einigermaßen zu Ruhe gelangt war und er die Dinge mit mehr Kaltblütigkeit ansah, stellte er folgendes vernünftige Räsonnement an:

— Nur meine Frau vermag mir dieses unbegreifliche Geheimniß zu erklären ... Ich will sie weder schlagen noch tödten ... Wir wollen also alle möglichen Mittel anwenden, um sie zum Sprechen zu bringen, vor allen Dingen aber muß ich ruhig zu bleiben suchen.

Dagobert nahm einen Stuhl, wies seine, noch immer knieende Frau auf einen andern hin, und sagte zu ihr:

— Setze Dich ...

Gehorsam und kraftlos setzte Franziska sich.

— Höre mich an, liebe Frau, — fuhr Dagobert mit kurzangebundener, abgebrochener, gleichsam durch unwillkürliche Stöße nüancirter Stimme fort, welche seine heftige, kaum verhaltene Ungeduld verrieth:

— Das siehst Du doch wohl ein ... daß so Etwas

nicht auf solche Weise gehen kann... Du weißt... ich werde niemals Gewalt gegen Dich gebrauchen... So eben... bin ich zwar einer ersten Aufwallung unterlegen... allein das thut mir leid... es soll nicht wiedergeschehn... darauf kannst Du Dich verlassen... Allein, am Ende... muß ich doch wissen, wo die Kinder sind;... ihre Mutter hat sie mir anvertraut... und ich habe sie tief aus Sibirien hieher geleitet... damit Du heute kommst und zu mir sprichst: „Frage mich nicht... ich kann Dir nicht sagen, was ich mit ihnen angefangen!...“ Das sind aber keine vernünftigen Gründe... Nimm einmal an, der Marschall Simon träfe plötzlich hier ein, und spräche zu mir: „Dagobert, meine Kinder!“ — was soll ich ihm da zur Antwort geben?... Nun... ich bin ruhig... Du siehst es ja... ich bin ruhig... Stelle Dich in meine Lage... noch einmal, was für eine Antwort soll ich dem Marschall geben?... He!... was für eine?... so rede doch!...

— Ach!... lieber Mann...

— Hier handelt es sich nicht um Ach's und Oh's! — sprach der Soldat, indem er seine Stirn trocknete, deren Adern aufgelaufen und angeschwollen waren, als wollten sie zerspringen, — was für eine Antwort soll ich dem Marschall geben?

— Verklage mich bei ihm... ich will Alles erdulden ... ich werde Alles sagen...

— Was wirst Du denn sagen?

— Daß Du mir zwei junge Mädchen anvertraut hattest, daß Du fortgegangen bist, daß Du dieselben bei Deiner Zurückkunft nicht mehr vorgefunden und mich zur

Rede gestellt hast, und daß ich Dir geantwortet habe, ich könne Dir nicht sagen, was aus ihnen geworden sei.

— Ha!... und glaubst Du, der Marschall werde sich mit diesen Ausflüchten zufriedengeben?... — sprach Dagobert, die Fäuste konvulsivisch auf die Kniee pressend.

— Leider könnte ich ihm keine andere Auskunft ertheilen... weder ihm noch Dir... nein... und wenn ich auf der Stelle sterben müßte, ich könnte es nicht...

Dagobert hüpfte auf seinem Stuhl empor, als er diese Antwort vernahm, die ihm mit einer verzweiflungsvollen Resignation ertheilt wurde.

Seine Geduld war erschöpft. Da er inzwischen nicht abermals in Zornergüsse oder Drohungen, deren Wirkungslosigkeit er spürte, verfallen wollte, so stand er rasch auf, öffnete ein Fenster, und gab seine glühende Stirn dem Frost und dem Sturme preis. Als er ein wenig beruhigt war, ging er einige Mal in der Stube auf und ab, und setzte sich dann wieder neben seine Frau.

Diese heftete ihre in Thränen schwimmende Blicke auf das Kruzifix, und dachte, auch ihr sei ein schweres Kreuz aufgebürdet worden.

Dagobert fuhr fort:

— Aus Deinen Reden konnte ich sogleich entnehmen, daß den Kindern kein Unfall zugestoßen sei, der ihre Gesundheit gefährde.

— Nein... oh... nein... Gottlob, sie befinden sich wohl... Das ist Alles, was ich Dir sagen kann...

— Sind sie allein ausgegangen?

— Ich kann Dir Nichts sagen.

— Hat Jemand sie mitgenommen?

— Ach, lieber Mann, warum fragst Du mich denn? Ich kann keine Antwort geben.

— Werden sie hieher zurückkehren?

— Ich weiß es nicht...

Dagobert sprang hastig auf. Die Geduld wollte ihm beinah von Neuem reißen.

Nachdem er einige Schritte durch das Zimmer gemacht, setzte er sich wieder.

— Aber im Grunde, — sprach er zu seiner Frau, — hast Du doch kein Interesse dabei, mir zu verheimlichen, was aus den Kindern geworden ist. Warum weigerst Du Dich denn, mir hierüber Auskunft zu geben?

— Weil ich nicht anders handeln kann.

— Ich glaube, das wirst Du doch... wenn Du nur erst um Dasjenige weißt, was Dir mitzutheilen Du mich zwingst. Höre mich aufmerksam an, — setzte Dagobert mit bewegter Stimme hinzu. — Wenn jene Kinder mir nicht vor dem dreizehnten Februar zurückgegeben sind, ... und Du siehst, daß die Zeit drängt ... so setzest Du mich den Töchtern des Marschalls Simon gegenüber in die Lage eines Menschen, der sie bestohlen, geplündert, hörst Du wohl, geplündert hätte, — sagte der Soldat mit tiefbewegter Stimme. Dann setzte er, mit einem Ausdruck von Trostlosigkeit, der Franzisken an's Herz griff, hinzu: — Und dennoch hatte ich Alles gethan, was ein ehrlicher Mensch thun konnte... um jene armen Kinder hierhin zu schaffen ... Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, was Alles ich unterwegs auszustehen hatte... von meinen Sor-

gen, meinen Bekümmernissen ... denn am Ende war ich ... ein Soldat ... mit zwei Mädchen belastet ... Nur durch Herzhaftigkeit und Hingebung habe ich mich aus der Sache zu ziehen vermocht ... Und nun, wo ich, zu meiner Belohnung, zu ihrem Vater sagen zu können glaubte: Hier sind Ihre Kinder ... nun ...

Der Soldat hielt inne.

Auf die Heftigkeit seines ersten Aufwallens folgte eine schmerzliche Rührung. Er weinte.

Beim Anblick der Thränen, welche langsam auf den grauen Schnurrbart Dagobert's rannen, fühlte Franziska ihre Entschlossenheit einen Augenblick wanken. Als sie aber des Eides gedachte, den sie ihrem Beichtvater geleistet, und sie erwog, daß es sich vor Allem um das ewige Heil der Waisen handle, machte sie sich diese sündhafte Versuchung, welche Abbé Dubois ihr gewiß als Sünde anrechnen würde, in Gedanken zum Vorwurf.

Mit zagender Stimme nahm sie daher das Wort:

—Wie kann man Dich beschuldigen, die Kinder geplündert zu haben, wie Du sagtest?

— So erfahre denn, — nahm Dagobert das Wort, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr: — Wenn diese jungen Mädchen so vielen Beschwerden und widrigen Zufällen Trotz geboten haben, um tief aus Sibirien hieher zu gelangen, so geschah es, weil es sich für dieselben um große Interessen, vielleicht um ein unermeßliches Vermögen handelt ... und wenn sie nicht am dreizehnten Februar ... hier ... zu Paris, in der Straße Saint-François ... erscheinen ... so ist Alles verloren ... und das durch meine

Schuld . . . denn ich bin für Das verantwortlich, was Du gethan hast. . .

— Am dreizehnten Februar . . . in der Straße Saint-François . . ., — sprach Franziska, ihren Mann überrascht anblickend, — gerade wie bei Gabriel. . .

— Was sagst Du? . . . bei Gabriel?

— Als ich ihn aufnahm . . . den armen kleinen Verlassenen, trug er am Hals eine Medaille . . . aus Bronze. . .

— Eine Medaille aus Bronze? — rief der Soldat starr vor Ueberraschung, — und wohl mit der Aufschrift: **A Paris, vous serez, le 13. Février 1832, Rue Saint-François.**

— Ja . . . Aber wie weißt Du denn das? . . .

— Gabriel auch! — sprach der Soldat zu sich selbst. Dann fügte er lebhaft hinzu: — Und weiß Gabriel, daß Du diese Medaille bei ihm gefunden hast?

— Ich habe ihm seiner Zeit davon gesagt. Auch hatte er, als ich ihn aufnahm, in seiner Tasche ein Portefeuille mit Aktenstücken, die in einer fremden Sprache geschrieben waren. Ich habe sie dem Herrn Abbé Dubois, meinem Beichtvater, übergeben, damit er eine Prüfung derselben anstellen könne. Er hat mir späterhin gesagt, jene Papiere seien unbedeutender Art. Einige Zeit nachher, als ein sehr mildthätiger Mann, Namens Rodin, sich der Erziehung Gabriel's angenommen und ihn in ein Priesterseminar gethan hatte, hat der Herr Abbé Dubois jene Aktenstücke nebst der Medaille dem Herrn Rodin übergeben. Seitdem hörte ich nicht mehr davon sprechen.

Kaum hatte Franziska ihres Beichtvaters gedacht, als

es plötzlich wie der Blitz durch den Geist des Soldaten fuhr, wie weit entfernt er übrigens auch war, die Umtriebe zu ahnen, von denen Gabriel und die Waisen seit längerer Zeit umgarnt waren. Er fühlte dunkel, daß seine Frau irgend einem geheimen Einfluß des Beichtstuhls gehorchen mußte, — ein Einfluß, dessen Zweck und Ausdehnung er zwar nicht begriff, der ihm aber wenigstens theilweise die unbegreifliche Halsstarrigkeit Franziska's, in Betreff der Waisen Stillschweigen zu beobachten, klar machte.

Nach einem Augenblick der Ueberlegung stand er auf, und sprach zu seiner Frau ernst und dieselbe mit festem Blick in's Auge fassend:

— Hinter dieser ganzen Geschichte . . . steckt ein Pfaffe.

— Was willst Du damit sagen, lieber Mann?

— Du hast kein Interesse dabei, die Kinder vor mir zu verbergen. Du bist das beste Weib unter der Sonne; Du siehst, wie sehr ich leide; wenn Du aus eigenem Antrieb handeltest, so würdest Du Mitleid mit mir haben...

— Lieber Mann . . .

— Ich sage Dir, die ganze Geschichte schmeckt nach dem Beichtstuhl! — fuhr Dagobert fort. — Du opferst mich und jene Kinder Deinem Beichtvater, doch, nimm Dich wohl in Acht . . . ich werde schon in Erfahrung bringen, wo er wohnt . . . und tausend Donnerwetter . . . ich werde hingehn und fragen, wer in meinem Hause Herr ist, er oder ich; und wenn er nicht antwortet, — setzte der Soldat mit drohendem Ausdruck hinzu, — so werde ich ihn schon zu zwingen wissen, daß er den Mund aufthut...

— Großer Gott! — rief Franziska und rang voll

Entsetzen die Hände, als sie diese gotteslästerlichen Worte hörte, — ein Geistlicher! . . . Bedenke doch . . . ein Geistlicher!

— Ein Geistlicher, der Zwietracht, Verrath und Unglück in einem Haus anstiftet, ist eben so gut ein Schurke, wie jeder Andere . . . dem Rechenschaft für das Unheil abzufordern, das er mir und den Meinigen bereitet, ich das Recht habe . . . Mithin sage mir auf der Stelle, wo die Kinder sind . . . oder ich gehe, wenn Du es nicht sagst, zu Deinem Beichtvater und frage bei ihm danach. Hier geht irgend eine Schlechtigkeit vor, wozu Du, ohne es zu wissen, mithilfst, unglückliches Weib . . . Uebrigens . . . ist es mir lieber, in dieser Hinsicht mich an Jemand anders halten zu können als an Dich.

— Lieber Mann, — sprach Franziska mit sanfter und fester Stimme, — Du täuschest Dich, wenn Du glaubst, durch Heftigkeit einem ehrwürdigen Manne imponiren zu können, der sich seit zwanzig Jahren meines Seelenheils angenommen hat. Er ist ein achtungswerther Greis.

— Es gibt kein Alter, das . . .

— Großer Gott! wohin gehst Du? Du bist fürchterlich!

— Ich geh' nach Deiner Kirche . . . Du mußt dort bekannt sein . . . Ich werde mich nach Deinem Beichtvater erkundigen, und das Weitere wird sich finden.

— Lieber Mann . . . ich beschwöre Dich . . . — rief Franziska entsetzt und warf sich Dagobert in den Weg, der auf die Thür zuging; — bedenke, wem Du Dich aussetzest

... Großer Gott! ... einen Priester schmähen ... Du weißt ja doch, daß das ein reservirter Fall ist!!!

Letztere Worte waren, bei der Lebensunerfahrenheit von Dagobert's Frau, das Fürchterlichste, was sie ihm sagen zu können vermeinte. Allein der Soldat riß sich, ohne Rücksicht auf diese Aeußerung zu nehmen, aus den Armen seiner Frau los, und wollte unbedeckten Kopfs hinausstürzen, so groß war seine Erbitterung, als die Thüre aufging.

Es war der Polizeikommissar, in Begleitung der Mayeux und des Polizeiagenten, der das bei dem jungen Mädchen in Beschlag genommene Bündel trug.

— Der Kommissar? — sprach Dagobert, als er denselben an seiner Schärpe erkannte. — Ha! um so besser; er konnte nicht gelegener kommen.

Achtzehntes Kapitel.

Das Verhör.

— Sie sind Madame Franziska Baudoin? — fragte der Polizeikommissar.

— Ich bin's ... mein Herr ... — antwortete Franziska. Dann bemerkte sie die Mayeux, welche bleich und zitternd nicht vorzutreten wagte, und streckte ihr die Arme entgegen. — Ach! mein armes Kind! ... rief sie weinend, — Vergib ... Vergib ... Abermals unsertwillen ... hast Du diese Erniedrigung erduldet ...

— Nachdem Dagobert's Frau die junge Arbeiterin zärtlich umarmt, ging diese auf den Kommissar zu, und sprach mit einem Ausdruck trauriger und rührender Würde zu ihm:

— Sie sehen ... mein Herr ... ich habe nicht gestohlen ...

— Also, Madame, — fragte der Kommissar Franziska,

— der silberne Becher ... der Shawl ... die Betttücher ... welche in diesem Bündel enthalten? ...

— Gehörten mir, mein Herr ... Um mir einen Dienst zu erweisen, wollte dieses liebe Kind ... das beste, das ehrlichste aller Geschöpfe ... die Güte haben, diese Gegenstände in's Pfandhaus zu tragen.

— Mein Herr, — sprach streng der Kommissar zu dem Polizeiagenten — Sie haben da einen bedauernswerthen Mißgriff begangen ... Ich werde Bericht darüber erstatten ... und auf Ihre Bestrafung antragen. Entfernen Sie Sich! — Dann wendete er sich mit wahrhaft bekümmerter Miene zu der Mayeux: — Leider kann ich Ihnen, Demoiselle, nur mein aufrichtiges Bedauern über das Vorgefallene an den Tag legen ... Seien Sie überzeugt, daß Alles, was dieses Versehen Peinliches für Sie hatte, tief von mir empfunden wird.

— Ich glaube es ... mein Herr, — sprach die Mayeux, — und bin Ihnen dafür verbunden.

Und erschöpft sank sie auf einen Stuhl. Denn nach so vielen Erschütterungen waren ihr Muth und ihre Kräfte dahin.

Der Polizeikommissar wollte sich eben entfernen, als Dagobert, der allem Anschein nach eine Weile in tiefen Gedanken gestanden hatte, mit fester Stimme zu ihm sprach:

— Herr Polizeikommissar ... schenken Sie mir Gehör ... Ich habe eine Anzeige bei Ihnen zu machen.

— Reden Sie, mein Herr ...

— Was ich Ihnen eröffnen werde, ist höchst wichtig, mein Herr. Ich lege diese Erklärung vor Ihnen als einer

obrigkeitlichen Person ab, damit Sie dieselbe zu den Akten nehmen.

— Und als Beamter höre ich Sie an, mein Herr.

— Vor zwei Jahren bin ich hier angekommen; — ich brachte aus Rußland zwei junge Mädchen mit, die mir von ihrer Mutter anvertraut waren . . . der Gemahlin des Herrn Marschalls Simon . . .

— Des Marschalls Herzogs von Ligny? — fragte der Kommissar höchst erstaunt.

— Ja, mein Herr . . . Gestern . . . habe ich sie hier zurückgelassen . . . denn ich war genöthigt, in einer sehr dringenden Angelegenheit zu verreisen . . . Diesen Morgen, während ich aus war, sind dieselben verschwunden . . . und ich bin überzeugt, den Mann zu kennen, der an diesem Verschwinden Schuld ist . . .

— Lieber Mann, — rief Franziska voll Entsetzen.

— Mein Herr, — sprach der Kommissar, — Ihre Erklärung ist von der höchsten Wichtigkeit . . . Ein Verschwinden von Personen . . . vielleicht eine Sequestration . . . Allein, sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?

— Jene jungen Mädchen befanden sich hier . . . vor einer Stunde noch . . . Ich wiederhole es Ihnen, mein Herr . . . man hat sie während meiner Abwesenheit auf die Seite geschafft . . .

— Ich möchte die Aufrichtigkeit Ihrer Erklärung, mein Herr, nicht bezweifeln . . . Und doch, ist eine so schnelle Entführung . . . schwer begreiflich . . . Wer sagt Ihnen übrigens, daß die jungen Mädchen nicht wiederkommen werden? Und auf Wen haben Sie denn Verdacht? Bevor Sie

Ihre Anklage aussprechen, noch ein Wort. Erinnern Sie Sich wohl, daß ein Beamter vor Ihnen steht und Sie verhört . . . Wenn ich hier weggehe, wird diese Angelegenheit möglicher Weise dem Gericht überwiesen.

— Das eben will ich haben, mein Herr . . . Ich bin für die jungen Mädchen ihrem Vater verantwortlich; er kann jeden Augenblick eintreffen, und ich muß mich rechtfertigen können.

— Mein Herr, ich begreife alle diese Gründe, aber noch einmal, hüten Sie Sich wohl, sich durch einen, vielleicht unbegründeten Verdacht irreleiten zu lassen . . . Haben Sie Ihre Denunciation einmal angebracht . . . so bin ich vielleicht genöthigt, präventiv, unmittelbar gegen die Person einzuschreiten, welche Sie anklagen . . . Wenn Sie Sich nun eines Irrthums schuldig machten . . . so würde das sehr bedenkliche Folgen für Sie haben . . . Wir brauchen gar nicht weit zu gehen . . . — sprach der Kommissar bewegt, und wies auf die Mayeux, — Sie sehen, was für Folgen eine falsche Anklage haben kann.

— Lieber Mann . . . da hörst Du, — rief Franziska, deren Entsetzen über den Entschluß Dagobert's in Betreff des Abbé Dubois immer zunahm, — ich beschwöre Dich . . . sprich kein Wort weiter . . .

Allein der Soldat war, je mehr er sich's überlegte, fest überzeugt, daß einzig und allein der Einfluß von Franziska's Beichtvater dieselbe hatte bestimmen können, sowohl zu handeln als zu schweigen. Er fuhr daher mit Zuversicht fort:

— Ich klage den Beichtvater meiner Frau an, der Ur-

heber oder Mitschuldiger bei der Entführung der Töchter des Marschalls Simon zu sein.

Franziska stieß einen bangen Seufzer aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, während die Mayeux, die sich ihr genähert, sie zu trösten suchte.

Der Beamte hatte die Aussage Dagobert's mit tiefem Erstaunen vernommen. In strengem Tone sprach er zu ihm:

— Aber, mein Herr ... klagen Sie ja nicht ungerechter Weise einen Mann an, der mit dem ehrwürdigsten Charakter bekleidet ist ... einen Priester ... mein Herr... es handelt sich um einen Priester ... Ich hatte Sie verwarnt ... Sie mußten Sich's wohl überlegen ... Die ganze Sache ... wird immer ernstlicher; in Ihrem Alter... wäre eine leichtfertige Handlung unverzeihlich ...

— Alle Wetter! Mein Herr, — antwortete Dagobert mit Ungeduld, — in meinem Alter hat man gesunden Menschenverstand. Hören Sie nur den Zusammenhang ... Meine Frau ist das beste, das achtbarste Geschöpf ... Erkundigen Sie Sich nur in unserm Stadtviertel nach ihr, und Sie werden das bestätigt finden; ... allein, sie ist eine Betschwester, und seit zwanzig Jahren sieht sie nur mit den Augen ihres Beichtvaters ... Sie betet ihren Sohn an, auch mich liebt sie sehr; aber über ihren Sohn und über mich ... geht immer der Beichtvater.

— Mein Herr, — sprach der Kommissar, — diese geheimen ... Details ...

— Sind unerläßlich ... Das werden Sie sogleich sehen ... Vor einer Stunde gehe ich aus, um diese arme

Mayeux zurückzufordern; ... bei meiner Rückkehr waren die jungen Mädchen verschwunden; ich frage meine Frau, bei der ich sie gelassen, wo sie seien, ... sie fällt auf die Kniee, schluchzt, und spricht zu mir: Mache mit mir, was Dir beliebt; ... allein frage mich nicht, was aus den Kindern geworden; ... ich kann Dir keine Antwort geben.

Wäre das wahr? ... Madame ... — rief der Kommissar, und betrachtete Franziska mit großer Verwunderung.

— Zornausbrüche, Drohungen, Bitten, Nichts half, — fuhr Dagobert fort. — Auf Alles hat sie, mit der ihr eigenen Sanftmuth einer Heiligen, mir erwiedert: — Ich kann Nichts sagen ... Wohlan, mein Herr! Ich behaupte nun: Meine Frau hat keinerlei Interesse an dem Verschwinden der Kinder; sie steht ganz unter der Botmäßigkeit ihres Beichtvaters; sie hat auf Befehl desselben gehandelt, und ist nur das Werkzeug gewesen. Jener allein ist der Schuldige.

Während Dagobert sprach, warf der Kommissar immer aufmerksamere Blicke auf Franziska, welche, von der Mayeux unterstützt, bitterlich weinte.

Nachdem der Beamte eine Weile nachgedacht, trat er auf Dagobert's Frau näher zu, und sprach zu ihr:

— Madame ... Sie haben gehört, was Ihr Mann so eben erklärt hat.

— Ja, mein Herr.

— Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen? ...

— Aber, mein Herr, — rief Dagobert, — ich klage ja nicht meine Frau an ... So war es nicht gemeint ... Ich beschuldigte Ihren Beichtvater ...

— Mein Herr ... Sie haben Sich an den Beamten gewendet; ... dem Beamten kommt es jetzt zu, so zu handeln, wie er handeln zu müssen glaubt, um die Wahrheit herauszubringen ... Noch einmal, Madame, — richtete er an Franziska das Wort, — was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen?

— Ach! Nichts, mein Herr.

— Ist es wahr, daß Ihr Mann beim Ausgehen jene jungen Mädchen unter Ihrer Aufsicht gelassen hat?

— Ja, mein Herr.

— Ist es wahr, daß er bei seiner Zurückkunft dieselben hier nicht mehr gefunden hat?

— Ja, mein Herr.

— Ist es wahr, daß Sie, von ihm befragt, wo die Kinder wären, zu ihm gesagt haben, Sie könnten ihm in dieser Beziehung keine Auskunft geben?

Und der Kommissar schien die Antwort Franziska's mit einer Art unruhiger Neugier zu erwarten.

— Ja ... mein Herr, — sprach sie einfach und offen, — so habe ich meinem Manne geantwortet.

Der Beamte machte eine Bewegung peinlicher Ueberraschung.

— Wie, Madame! ... auf alle Bitten, auf alles Zureden Ihres Mannes ... haben Sie nichts Anderes erwiedern können? Wie! Sie haben Sich geweigert, ihm irgendwelche Auskunft zu geben? Aber, das ist ja weder wahrscheinlich noch möglich.

— Und dennoch verhält es sich genau so, mein Herr.

— Nun denn, Madame, was ist aus den jungen Mädchen geworden, die man Ihnen anvertraut hat?

— Darüber kann ich Nichts sagen ... mein Herr ... Wenn ich meinem armen Manne nicht geantwortet habe ... so geschah es, weil ich keinem Menschen eine Antwort geben werde...

— Nun, mein Herr, — nahm Dagobert das Wort,

— hatte ich Unrecht? Wenn eine tugendhafte und treffliche Frau, wie sie, voll Einsicht, gesunden Sinnes und Ergebenheit, so spricht... ist das natürlich? Ich wiederhole Ihnen, mein Herr: das ist eine Beichtvatergeschichte... Lassen Sie uns gegen ihn eindringlich und rasch einschreiten... dann wollen wir schon Alles herausbringen... und meine armen Kinder werden mir zurückgegeben.

Ohne eine gewisse Rührung bergen zu können, sprach der Kommissar zu Franziska:

— Madame... ich muß ein sehr strenges Wort zu Ihnen sprechen. Meine Pflicht zwingt mich dazu... die ganze Angelegenheit verwickelt sich auf eine so bedenkliche Weise, daß ich, sobald ich dies Haus verlassen, sofort das Gericht von diesen Thatsachen in Kenntniß setzen werde. Sie gestehen ein, daß jene jungen Mädchen Ihnen anvertraut worden sind, können sie aber nicht vorzeigen... Jetzt hören Sie mich wohl an... Wenn Sie Sich länger weigern, hinsichtlich der Kinder Aufschlüsse zu geben... so würden Sie allein... wegen ihres Verschwindens angeklagt werden... und ich wäre, zu meinem großen Leidwesen, genöthigt, Sie zu verhaften...

— Mich!! — rief Franziska voll Schrecken.

— Sie! — rief Dagobert, — nimmer... Noch einmal, ich klage ihren Beichtvater, nicht sie an... Meine arme Frau... verhaften!

Und er lief auf sie zu, als wolle er sie schützen.

— Mein Herr... es ist zu spät, — sprach der Kommissar. — Sie haben Ihre Beschwerde wegen Entführung der beiden jungen Mädchen bei mir angebracht. Nach den mündlichen Erklärungen Ihrer Frau ist dieselbe bis jetzt die einzige Kompromittirte. Ich muß sie zum Herrn Staatsprokurator führen, der dann das Weitere verfügen wird.

— Und ich sage Ihnen, mein Herr, daß meine Frau nicht von hier fortgehen wird, — rief Dagobert in drohendem Tone.

— Mein Herr, — sprach der Kommissar kalt, — ich begreife Ihren Kummer. Allein ich beschwöre Sie, sogar im Interesse der Wahrheit ... widersetzen Sie Sich nicht einer Maaßregel, die zu verhindern Ihnen doch in Zeit von zehn Minuten materiell unmöglich sein würde.

Diese, mit Ruhe gesprochenen Worte brachten den Soldaten wieder zu sich selbst.

— Aber nochmals, mein Herr, — rief er, — ich klage ja nicht meine Frau an...

— Laß das, lieber Mann; bekümmre Dich nicht um mich, — sprach die Märtyrerin mit engelgleicher Ergebung, — der Herr will mich noch einmal hart prüfen; ich bin seine unwürdige Magd ... seinen Willen muß ich mit Dankbarkeit hinnehmen ... Man arretire mich nach Belieben ... ich werde auch im Gefängniß nicht sagen, was ich hinsichtlich jener armen Kinder hier nicht gesagt...

— Aber, mein Herr ... Sie hören doch wohl, daß meine Frau den Kopf gar nicht beisammen hat, — rief Dagobert; — Sie können sie nicht verhaften...

— Der anderen Person, welche Sie anklagen und für die sogar ihr Stand spricht, fällt gar Nichts zur Last; kein Beweis, kein Anzeichen liegt gegen dieselbe vor. Lassen Sie mich Ihre Frau nur mitnehmen ... vielleicht wird sie Ihnen, nach einem ersten Verhör, schon zurückgegeben ... Es thut mir leid, mein Herr, — setzte der Kommissar mit gerührtem Tone hinzu, — daß ich einer solchen Verpflichtung nachkommen muß ... im Augenblick ... wo die Verhaftung Ihres Sohnes Sie nothwendig...

— Wehe ... — rief Dagobert, und blickte seine Frau und die Mayeux erstarrt an, — was sagt er? ... mein Sohn...

— Wie! ... Sie wüßten noch nicht! ... Ah, mein Herr ... so bitte ich tausendmal um Verzeihung, — sprach der Beamte schmerzlich bewegt. — Es ist traurig für mich, Ihnen einen solche Eröffnung machen zu müssen.

— Mein Sohn! . . . — wiederholte der Soldat und drückte beide Hände wider seine Stirn, — mein Sohn . . . verhaftet.

— Wegen eines politischen Vergehens . . . das übrigens unerheblich ist, — sprach der Kommissar.

— Ach! das ist zu viel . . . Alles bricht auf einmal auf mich herein . . ., — rief der Soldat, und sank vernichtet auf einen Stuhl, sein Gesicht mit den Händen bedeckend. . . . .

. . . .

Nach einem herzzerreißenden Abschied, wobei Franziska, ihrer Beängstigungen ungeachtet, dem Eide getreu blieb, den sie dem Abbé Dubois geschworen, hatte sich Dagobert, der sich geweigert hatte, mitzugehn und Zeugniß gegen seine Frau abzulegen, mit dem Kopf auf den Tisch gelegt. Von so vielen Gemüthsbewegungen erschöpft, konnte er sich des Ausrufs nicht erwehren:

— Gestern . . . hatte ich meine Frau . . . meinen Sohn . . . meine beiden armen Waisen um mich . . . und jetzt . . . allein . . . allein!

Im Augenblick, wo er diese Worte mit einem, in die Seele schneidenden Tone sprach, ließ sich eine sanfte und traurige Stimme hinter ihm hören, und sprach schüchtern:

— Herr Dagobert . . . ich bin da . . . Wenn Sie erlauben, werde ich Sie bedienen, und bei Ihnen verbleiben. . .

Es war die Mayeur!

(Ende des dritten Bandes.)

Gedruckt bei W. Moeser und Kühn in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der Ewige Jude

Bd.: Dritter Band

1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.125(2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11843081-4